

MATTHÆUS MERIAN SENIOR BIBLIOPOLA ET ICONOGRAPHUS CELEBERR…

[illegible]

Lichtdruck von F. Bossert, Basel

Basler Jahrbuch.

Basler Jahrbuch

1887.



Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1887.

Druck von M. Werner-Riehm in Basel.

Vorwort.

Diesem Bande unseres Jahrbuches haben wir nur wenige einleitende Worte beizugeben.

Vor allem ist die Thatsache zu erwähnen, daß die im letzten Jahrgang für den vorliegenden in Aussicht gestellte Biographie von Bürgermeister Carl Felix Burckhardt und Staatsschreiber Bischoff nun gleichwohl nicht mitgetheilt wird. Der geehrte Herr Mitarbeiter, welchem wir und mit uns die zahlreichen Freunde des Jahrbuches für die Zusicherung eines so werthvollen Beitrages zu danken haben, wird uns indessen mit demselben im nächsten Jahre erfreuen, nachdem er im laufenden daran sich verhindert gesehen hatte. Wir glauben nicht, daß eine solche Verzögerung der Sache selbst irgendwie zum Nachtheile gereiche; im Gegentheil: vorab beim Schreiben zeitgenössischer Geschichte und hier wiederum zumeist bei der Schilderung bedeutender Menschenleben zeigt sich die klärende und verklärende Macht der Zeit in wohlthätigster Wirkung, und nur aus einiger Entfernung vermag der Künstler

mit vollem Blicke alle Umrisse, alle Verhältnisse seines Gegenstandes zu überschauen.

Soviel von demjenigen, was im Basler Jahrbuch für 1887 durch den Einen oder Andern vermißt werden wird. Davon zu reden, was es enthält, bedarf es hier nicht. Gehe Jeder hin und lese selbst und urtheile selbst! Unseres Amtes ist es nur, zu danken für alle Förderung, welche dem Unternehmen zu Theil wird, zu danken vor allem für die freudige Beihülfe unserer werthen Mitarbeiter. Und was in dieser Jahreszeit der erwartungsvollen Wünsche auch wir unserm Büchlein wünschen, das ist, daß es auch an seinem bescheidenen Theile die Liebe zur Vaterstadt bei Vielen stärke und im Sturm und Drange der Gegenwart das Bewußtsein mehre, wie nur die Kenntniß der Vergangenheit unser Urtheil bildet für die Dinge, die da kommen sollen.

Basel, am Tage der heil. Jungfrau Barbara
im Jahre des Heils 1886.

Albert Burckhardt.
Rudolf Wackernagel.

Inhaltsverzeichniß.

Die dritte Säcularfeier der Universität Basel 1760.

Von Rudolf Wackernagel.

Am St. Ambrosiustage, dem 4. April des Jahres 1460, war im Chore des Münsters zu Basel die auf Ansuchen des Rathes der Stadt vom Papste gestiftete Universität feierlich eröffnet worden. In den Jahren 1560 und 1660 hatte eine festliche Begehung der 100- und der 200jährigen Wiederkehr dieses Tages stattgefunden, für das Jahr 1760 stand die 3. Säcularfeier bevor.

Am 6. Juli 1759 wurde dieser Gegenstand in der academischen Regenz zum ersten Male zur Sprache gebracht, und die Regentialen beschlossen einmüthig, daß die Feier abgehalten werden solle. Rector war zur Zeit Johann Rudolf Thurneysen, beider Rechte Doctor, Stadtconsulent, Professor der Pandecten und des Kirchenrechts; er stand im besten, kräftigsten Alter und genoß des Ruhmes eines mit lebhaftem Geiste, ausgedehnten Kenntnissen, seltener Beredsamkeit ausgestatteten Mannes; außer ihm saßen 16 ordentliche Professoren und ein Extraordinarius auf den Lehrstühlen des raurischen Athens.

Aus der Zahl dieser Männer wurden die Professoren Jakob Christoph Beck, Johann Rudolf Iselin, und Jeremias Raillard dazu auserlesen, mit seiner Magnifizenz den Entwurf eines Festprogammes auszuarbeiten. Sie unterzogen sich diesem

Geschäfte und brachten ein Project zu Stande, welches in 19 Kapiteln den ganzen Verlauf des Festes auf das eingehendste regelte, hierauf der Regenz vorgelegt und von dieser mit einigen Aenderungen am 8. October approbiert wurde.

Dabei war die grundsätzliche Auffassung die, daß die Berathung und Einrichtung des Jubiläums ausschließliche Sache der Universität sei, daß die Herren Deputaten daher nicht dazu gezogen werden, überhaupt in keiner Weise bei M. HG. HH. Schritte gethan werden sollten, die danach aussähen, als wollte man um Erlaubniß zu Abhaltung des Festes nachsuchen. Das Project sollte den Staatsbehörden nur zur Kenntniß gebracht werden, um ihren Rath in den schwierigen Fragen der Ettiquette, des Ranges, u. s. w. zu vernehmen, auch um ihnen Gelegenheit zu bieten, aus Generosität einzelne Theile des Programms zu übernehmen oder eigene Veranstaltungen zu Erhöhung der Festlichkeit vorzusehen.

Im übrigen wurde bei Feststellung dieses Programms dasjenige zu Grunde gelegt, was man über die Säcularfeier von 1660 in Erfahrung bringen konnte. Wie damals, so war man auch jetzt von vorneherein geneigt, möglichst unter sich zu bleiben, und beschloß daher namentlich, von allen Spezialinvitationen auswärtiger Universitäten abzusehen, auch solcher, welche, wie z. B. Jena, erst vor kurzem zur Feier ihres Jubiläums eingeladen hatten.

Als Tag des Festes wurde der 15. April anberaumt, weil der 4. April, der eigentliche Tag der Eröffnung, im Jahre 1760 auf den hl. Karfreitag fiel, dem 4. April Julianischer Zeitrechnung aber im neuen Kalender der 15. April entsprach. Der Verlauf des Festes war im allgemeinen folgendermaßen vorgesehen: Morgens Versammlung aller Theilnehmer im obern Collegium, von hier Zug in das Münster zwischen zwei

Reihen paradierender Bürger, im Münster Predigt des Herrn Antistes, vor und nach derselben eine Musikaufführung, hierauf Festrede des Rectors im Doctorsaal, und endlich Zug ins obere Collegium zurück zum Festessen. In den Tagen zunächst vor und nach dem 15. April sollten in allen Facultäten Gelehrte öffentlich auftreten, und durch allerlei academische Exercitien, wie Declamationen, Orationen, solenne Promotionen, Disputationen das Jubiläum verherrlichen. Diese letztere Veranstaltung, welche durch concentrierte Leistungen die unverminderte Lebenskraft der hohen Schule darthun sollte, wurde für so wichtig gehalten, daß z. B. der neugewählte Professor der hebräischen Sprache, Herr Jakob Basler, im Herbst 1759 durch ausdrücklichen Regenzbeschluß ersucht wurde, seine Inaugurallection auf die Zeit des Jubiläums zu versparen.

Zu Durchführung dieses Programmes und weiterer einzelner Anordnungen bestellte die Regenz drei Prytanen in Person der Professoren Johann Balthasar Burckhardt, Daniel Bernoulli und Johann Heinrich Falkner, mit den Doctoren Ryhiner, Socin, und Thurneysen als Unterprytanen.

Am 20. November kam im Dreizehnerrath, am 24. November im kleinen Rath das von der Regenz ausgearbeitete „ohnmaßgebliche Project der Anstalten zu Halt — und Celebrierung des jubilei academici“ zu Behandlung. Dabei war von Anfang an auch in diesen Behörden die Ansicht feststehend, daß das Fest ein von der Universität gefeiertes, daß somit das durch diese entworfene Festprogramm maßgebend sei und es sich für den Rath nur darum handeln könne, an dessen Ausführung theilzunehmen. Aber daß eine solche Theilnahme stattfinden müsse, schien völlig zweifellos; man sah die Begehung des Jubiläums als eine Festlichkeit an, welche zwar vor allem der Universität, neben dieser aber auch dem

löbl. Stande zur Ehre gereiche, und fand, daß eine mit etwas Freigebigkeit verbundene obrigkeitliche Betheiligung an diesem Feste ermöglichen werde, dasselbe mit „anständigem Gepränge“ zu feiern; hiedurch sollte nicht allein der Universität die gute Gesinnung U. Gn. HH. bewiesen, sondern auch vor männiglich dargethan werden, wie diese „als wahre Landesväter die in ihrem Busen sitzenden Söhne der Musen, die Lehrer und Lehrnenden beehren, lieben und begönstigen.“ War so die Absicht vorhanden, an dem Feste theilzunehmen, so handelte es sich nur darum, die Ausdehnung dieser Theilnahme zu bestimmen; hierüber beschloß der Kleine Rath nach Anhörung eines ausführlichen Gutachtens des geheimen Rathes folgendes: Sowohl bei dem Festzuge ins Münster, der sogenannten Deduction, als bei dem darauf folgenden Bankette sollten die Staatsbehörden anwesend sein; während des Zugs sollten sämmtliche Glocken in allen Kirchen der großen und kleinen Stadt angezogen und „gelitten“ werden, auch sollte ein Theil der Ehrenburgerschaft dabei paradieren und müssen daher von jedem der sieben Ehrenquartiere 40 wohlgestaltete Burger hiezu gestellt werden.

Diese Veranstaltungen von Glockengeläute und Parade waren schon im Project der Regenz enthalten, ebenso die Musikaufführung im Münster und das Convivium im Concertsaal; der Rath beschloß, die Kosten jener zu übernehmen und an dieses einige Saum Weines aus dem obrigkeitlichen Keller zu spenden. Außerdem aber hielt er es für angemessen, wie vor 100 Jahren so auch diesmal wieder der Academie einen silbervergoldeten Becher zu verehren, und beauftragte daher das Dreieramt, aus dem Schatz im geheimen Gewölbe, wo verschiedene dergleichen Becher sich befanden, einen passenden auszusuchen und diesen mit einer „anständigen“ Inscription zu

versehen. Endlich sollten, wie an andern Orten auch geschehen sei, auf diese Begebenheit zwei Denkmünzen mit einem convenienten Emblem und Aufschriften geschlagen und bei dem Feste zu dessen Gedächtniß ausgetheilt werden.

Mit diesem Beschlusse des kleinen Rathes war das Programm für das Fest ein fertiges und abgeschlossenes geworden, und es handelte sich nun mehr nur noch darum, das schön und würdig Gewollte ebenso auszuführen. Gelang dies, so war ein Fest vorauszusehen, das dem alten Glanze des baslerischen Athens gemäß war, und neben diesem Glanze, an dessen Strahlen die zum Feste sich Rüstenden ihre Begeisterung entzündeten, leuchtete mild die Sonne der Huld der wohlweisen gnädigen Herren des Rathes. Man empfand in der Art und Weise, in welcher diese das Jubiläum mit wollten feiern helfen, eine günstig geneigte Gesinnung, und hiezu half nicht wenig der Umstand, daß als Vertreter der Staatsbehörden vornehmlich der Rathschreiber Isaak Iselin mit Rector und Regenz über die festlichen Veranstaltungen verhandelte.

Solcher Veranstaltungen waren noch viele zu treffen, bevor das Fest konnte begangen werden.

Vor allem der Denkmünzen wegen, da die Herstellung der Stempel geraume Zeit erforderte und zuvor ein Entschluß darüber gefaßt werden mußte, mit welchen bildlichen Darstellungen und Inschriften die Medaillen zu versehen seien. Der kleine Rath hatte für Prägung zweier Medaillen, einer größern und einer kleinern, die Kosten bewilligt, die Ausführung aber der Regenz anheimgestellt, welche sich nun von verschiedenen Medailleurs Entwürfe für Bild und Inschrift vorlegen ließ. Die einlaufenden Entwürfe brachten sehr manigfaltiges zur Auswahl; zwar der Revers war bei allen ungefähr gleich, eine Inschrift mit dem Datum des Jubiläums, auf dem Avers

dagegen zeigten sich verschiedene Darstellungen: eine Pallas mit Spieß und baselstabgeschmückter Aegis; ein Phönix; ein Herkules Musagetes mit Tibia und Lyra; ein Brennspiegel, der scheinenden Sonne exponiert; ein zugleich Blüthe und Früchte tragender Pomeranzenbaum; eine stehende Weibsperson mit einer Fackel und einem Buche, zu deren Füßen allerhand mathematische und andere Instrumente; „ein Weibsbild à la Romaine", sitzend, mit der Mauerkrone, mit Buch, Füllhorn und Baselschild; endlich eine Diana der Epheser mit 18 Brüsten, die Universität und die zur Zeit des Jubiläums an derselben lebenden 18 Professoren andeutend. Die Wahl fiel zuletzt für die größere Münze auf das Weibsbild à la Romaine mit Buch, Füllhorn und Baselschild in der Meinnng, daß das Weibsbild die Stadt Basel, das Füllhorn den über dieselbe an zeitlichen Gütern ausgegossenen reichen Segen, das Buch die Universität darstellen solle; für die kleinere Münze wurde die Pallas ausgewählt, für den Revers der größeren ein lorbeerumwundener Obelisk.

Ein zweites Geschäft, das bei Zeiten erledigt werden sollte, war die „Dressierung" der Liste der zum Feste Einzuladenden. Eine allgemeine Einladung an alle Gönner, Freunde und Genossen der Universität wurde zwar in einem gedruckten Erlasse des Rectors im Januar 1760 verschickt; aber abgesehen hievon mußten einzelne Einladungen ergehen, deren Vorbereitung nicht ohne reifliches Nachdenken vor sich ging. Man war auch hier wieder principiell entschlossen, keinen Fremden einzuladen, der nicht academisch sei, von welcher Regel man sich freilich aus Rücksicht auf allerhöchsten Wunsch der Herren Häupter veranlaßt sah, Ausnahmen zu Gunsten des kaiserlichen Residenten von Marschall und des badischen Hofrathes Herbster eintreten zu lassen. Im übrigen aber beschränkte sich die Liste auf

Einheimische: vom politischen Stand fanden sich auf ihr Häupter und Rath, Dreier- und Dreizehnerherren, Deputaten, Canzleivorsteher, Schultheißen, St. Peters-Schaffner, und Andere; von der Geistlichkeit der Antistes, die Pfarrherren zu Stadt und Land, auch diejenigen der französischen Gemeinde; aus besondern Gründen kamen auf die Liste Herr von Bärenfels, als einziger Burger von adligem Geblüt, der Präsident des Collegium musicum, der Major Miville, der Stadtlieutenant Battier, und die Kommandanten der sieben Ehrenquartire.

Endlich war mit einer der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessenen Sorgfalt auch dieses Geschäft erledigt, das Verzeichniß der Einzuladenden glücklich abgeschlossen, als in letzter Stunde verwirrend und bestürzend eine völlig unerwartete Nachricht eintraf. Der Basler Dombecan von Andlau machte Anfangs März dem Professor Iselin einen Besuch und ließ beim Weggehen unter anderm nur die Worte fallen: „votre jubilé fait bien du bruit; S. A. s'attend qu'on l'y invite.“ Son Altesse war der Bischof von Basel und Canzler der Universität, Georg Joseph Wilhelm Aloys Rink von Baldenstein.

Vor 8 Jahren erst hatte er der Universität in üblicher Weise das Privilegium des Vicecancellariats auf die Dauer von 10 Jahren erneuert; Führer der damaligen Gesandtschaft der Universität war der jetzige Rector Thurneysen gewesen.

Diese Gesandtschaft sowohl als Rector und Regenz in ihren Schreiben hatten den Bischof ihrer Unterthänigkeit und ihres Danks aufs beharrlichste versichert. Gleichwohl empfand man jetzt einen geheimen Schrecken bei der Nachricht, daß der bischöfliche Canzler der Säcularfeier seiner Universität beizuwohnen wünsche und auf eine Einladung warte. Seine Anwesenheit veranlaßte natürlicherweise eine völlige Aenderung des Festprojectes; der Fürst war eine politische Person, der Andeutung

des Herrn von Andlau lagen vielleicht politische Absichten zu Grunde, eine Ablehnung konnte Verwickelungen zur Folge haben, genug, die Sache schien von so erheblicher Importanz, daß der Rector nicht ohne Beirath der Staatsbehörden zu handeln sich getraute. Er eilte zum Oberstzunftmeister und meldete ihm dieses „incidens“. Fäsch rieth, die Regenz solle zuvörderst über die Angelegenheit deliberieren, worauf dann auch im Rath davon könne gehandelt werden; übrigens glaube er, daß der Fürst, falls Herr von Andlau mit seinem Vorwissen solches geredet habe, nur eine Einladung zu erhalten wünsche und diese dann ablehnen werde; wirklich am Feste zu erscheinen begehre er schwerlich. Der vir magnificus versammelte sogleich die Regenz in außerordentlicher Sitzung und berichtete ihr den Vorfall, worauf denn amplissima regentia beschloß, zunächst von dieser ganzen Sache Hälung zu halten und nichts davon in das Decretorium zu bringen; was die Sache selbst anbelange, so solle es dabei lediglich sein Verbleibens haben, gleich als ob dies incidens sich nicht zugetragen hätte, mithin von allen démarches in Ansehung des Herrn Cancellarius abstrahiert werden. Als hauptsächliche Gründe für diese Beschlüsse der Regenz finden sich in Rector Thurneysens Notizen folgende aufgeführt: vor hundert Jahren beim Jubiläum unter Gernler sei der Herr Cancellarius auch im geringsten nicht interessiert gewesen; die Diversität seiner Religion mit derjenigen der Universität erlaube überhaupt nicht, ihn dabei zu interessieren, sonderlich da es sich um keinen actum handle, der in des Canzlers Rechte laufe, indem man nicht vorhabe, beim Jubiläum Doctoren zu creieren; wollte man anderst agieren, so dürften sowohl M. Gn. HH. als löbl. Academie aus Anlaß des Ceremonials viele Schwierigkeiten, Difficultäten und Verdruß zuwachsen.

Dieser Beschluß der Regenz wurde dem Kleinen Rath hinterbracht, welcher es seinerseits bei demselben völlig bewenden ließ und erklärte, sich in diese Angelegenheit nicht mischen zu wollen. Damit war dieselbe auch völlig erledigt und abgeschlossen, da von Seiten der bischöflichen Hofhaltung nichts weiteres mehr verlautete, und es war ziemlich viel Lärm um nichts erhoben worden. Die Regenz aber war froh, daß an ihrem heiteren Festhimmel dieses drohende Ungewitter sich eben so schnell verzogen hatte, als es aufgestiegen war.

An Hand des von den Prytanen hergestellten Rodels der Einladungen und sonstiger Verzeichnisse war nun auch über die Vertheilung der Denkpfenninge ein Beschluß zu fassen. Es war dies aber Sache nicht der Regenz sondern des Rathes, welcher die Kosten der Medaillen bestreiten wollte. Als dieser genügend von allen Seiten über das vorhandene Bedürfniß informiert war, beschloß er, es sollten von den „Schaueltern" gegeben werden: dem Rector zu Handen der Universität 600 große, 150 kleine, dem Antistes für die Präceptoren und Schüler des Gymnasiums 30 große und 400 kleine, jedem der Häupter 6 große und 6 kleine, u. s. w. nach Rang und Würden durch den ganzen Regimentskalender hindurch vorsichtig abgestuft bis hinab zu den Amtleuten, Stadtkäuflern, Fünferherrendienern, Ueberreutern, Gerichtsboten und Stubenheizern, deren jedem eine kleine Münze zugesprochen wurde. Von der Ehrenburgerschaft sollten diejenigen, die im Gewehr stehen würden, eine kleine Münze erhalten; hinsichtlich der Offiziere war anfangs beabsichtigt, auch nur denjenigen, die an der Parade theilnähmen, eine große Münze zukommen zu lassen; man beschloß dann aber „zu Ausweichung aller Jalousie" diese Freude den Offizieren sämmtlicher Ehrenquartiere angedeihen zu lassen. Endlich wurde auch das Münzkabinet „auf

der Mucken" nicht vergessen; dieses sollte von jeder Gattung ein goldenes und ein silbernes Exemplar erhalten.

Noch weit mehr Deliberation als der Angelegenheit der „Schaugelter" wurde im Schoße der Staatsbehörden der wichtigen Frage zugewendet, wie an dem festlichen Tage für die Sicherheit der Stadt gesorgt werden solle. Der Rath erwog nämlich, daß besonders bei schönem Wetter ein großer Zulauf von allerhand Leuten stattfinden werde, und weil man sich gemeiniglich öffentliche Ceremonien größer vorstelle als sie wirklich seien, so vermehre sich also auch die Anzahl der Zuschauer, unter welchen auch „schlimmes Gesindlein" sich befinden könnte. Um daher allen möglichen Unordnungen vorzubeugen, wurde folgendes für angemessen erachtet: Publication an die Bürgerschaft, daß alle diejenigen, welche fremde Gäste bei sich logieren würden, solches bei Zeiten den Herren Häuptern anzeigen sollten; Befehl an die Wirthe, nicht nur am Abend vor dem Jubileo, sondern auch vorher alle ihre Gäste spezifice auf den Nachtzeddel zu geben; damit nicht zu viel Landvolk auf das Fest in die Stadt komme, sollten die Obervögte ihren Amtsuntergebenen anbefehlen, ohne Ursache sich nicht vom Dorfe wegzubegeben, eine Maßregel, welcher in den Dörfern nahe bei der Stadt durch Verdreifachung der Dorfwache besonderer Nachdruck zu geben sei; am Festtage selbst sollten das St. Alban=, Steinen= und Bläsithor Morgens gar nicht eröffnet werden, sondern geschlossen bleiben, bis die beim Festactus verwendeten Soldaten der Stadtgarnison die Thorhut wieder übernehmen könnten; die übrigen Thore sollten geöffnet werden, während des Festactes aber nur für „fremde Leute von Distinction oder sonsten honnête Reisende". Was die Besetzung der Wacht bei den Thoren betraf, so waren die Meinungen darüber getheilt, durch wen die beim Fest ver=

wendeten 40 Mann der Stadtgarnison vertreten werden sollten, ob durch Stadtburger oder Landmilizen. Die eine Meinung war dafür, hiefür nur Landmiliz zu verwenden, da an dem festlichen Tage „alles was Burger heiße seinen freien Gang prätendieren werde“; dieser Meinung schlossen sich auch die an Berathungen theilnehmenden militärischen Höchstkommandierenden, der Stadthauptmann, die Landobristen und der Major Miville, an, indem sie fürchteten, daß jeder Burger, statt die Wache zu versehen, „den Ceremonien beiwohnen und alsdann einen ungestrählten Lohnwächter schicken würde“, was der Fremden wegen unanständig wäre. Zuletzt beschloß man einen Mittelweg einzuschlagen, und die Thorwachten wenigstens nur zum Theil auch mit Burgern zu besetzen, im übrigen aber Landmiliz in die Stadt zu ziehen. Die Landmajore wurden beauftragt, aus den nächstgelegenen Ortschaften etwa 120 Mann und zwar womöglich schöne wohlgebildete Leute auszusuchen; außerdem sollten 24 Dragoner aus dem Münchensteiner-Amte, 12 Dragoner von jenseits des Rheins aufgeboten werden. Die gesammte Heeresmacht (von der Burgerschaft: 1 Stadtmajor, je 7 Kapitain-Lieutenants, Lieutenants und Fähndriche, 28 Wachtmeister, 7 Pfeifer, 14 Tambours und 294 Gemeine, „ohne die ledigen Kleinen Basler“; von der Landmiliz: 2 Majors, 2 Aidemajors, 4 Lieutenants und Fähndriche, 1 Tambourmajor, 9 Sergeanten, 5 Tambours, 122 Gemeine und 36 Dragoner; von der Stadtgarnison 88 Mann) sollte folgendermaßen verwendet werden: 40 Soldaten der Garnison im Münster zur Aufrechthaltung der Ordnung während des Actus, 48 unter den Thoren; von der Landmiliz circa 90 Mann unter den Thoren, die übrigen in Piquets eingetheilt zum fleißigen Patrouillieren in der Stadt; von den Dragonern sollten 12 Mann innerhalb der Stadt als cavaliers d'ordon-

nance und als Patrouillen Dienst thun, die übrigen vor den Thoren Groß- und Klein-Baslerseits die Landstraßen bereiten, um namentlich zu verhüten, daß von den wieder aus der Stadt heimkehrenden Fremden und der benachbarten Bauersame an den Gütern oder sonst in anderer Weise Ausgelassenheiten verübt würden. Die Bürgerschaft endlich war hauptsächlich dazu bestimmt, beim Festzug Spalier zu bilden, theilweise auch wie bereits bemerkt zur Bewachung der Stadtthore.

So war denn auch in dieser Beziehung alles Wünschbare gethan, daß die festliche Stimmung am Jubiläumstage sich frei entfalten konnte; mehr als 600 Mann sollten an diesem Tage in Waffen bereit sein, um jede Störung fernzuhalten, eine Aussicht, die wohl geeignet war, in den Gemüthern aller, die das Fest mitzufeiern berufen waren, das behaglichste Gefühl zu erwecken.

Während so allenthalben die Vorbereitungen für die Begehung des Festes getroffen wurden, äußerte sich auch schon die beginnende Festfreude und eine gehobene Stimmung auf mannigfaltige Weise. Der Doctor beider Rechte Franz Theophilus Freuler wurde von diesem „frohen Wesen, welches die gegenwärtige beglückte Zeit in denen Gemüthern aller treugesinnten Bürger hiesiger Stadt bewürcket“ ebenfalls angesteckt, so daß er mit einer Kühnheit, die er ausführlich zu entschuldigen selbst für nöthig fand, im Februar eine kleine Schrift publicierte unter dem Titel: „Die triumphierende Ehrenkrone des Freystandes Basel, aus Anlaß des den 15. April 1760 feierlichst zu begehenden dritten Jubelfestes der hohen Schule daselbst entworfen“. Dieses Büchlein, aus Prosastücken und Gedichten zusammengestellt, handelt von dem Nutzen, den ein Staat, und sonderlich ein Freistaat, aus dem Besitz einer Universität ziehe, und führt aus, daß dieser Nutzen ein doppelter sei: erstlich

werden allda nicht nur für das Vaterland, sondern auch für fremde Staaten große Männer und sonst überhaupt geschickte und gesittete Bürger erzeugt, sodann werden durch eine Universität viele Fremde an diesen Ort gezogen, die hier jährlich ein Schönes verzehren; das in diesen beiden Richtungen dem Staate Basel bescheerte Glück besingt Freuler in einem längern Preisgedichte. Er hatte dieses „artige Tractätlin", wie das Regenzprotocoll sich ausdrückt, den Professoren dediciert, wofür die Regenz ihm durch den Rector als Honoranz eine neue Duplone zustellen, zugleich aber verdeuten ließ, daß er solches geheim halten solle, damit es keine kostbaren Folgen nach sich ziehe. —

Der Widmung Freulers folgte bald ein kostbareres Geschenk: Pfarrer Hieronymus Annoni in Muttenz übersandte der Regenz das „nach dem Urtheil der Kenner von einem dem Holbeinischen nahe kommenden Pinsel" gemalte Portrait des Arztes Wilhelm Aragosius, dabei als Gabe der Zwingerischen Familie eine Handschrift, des Aragosius Tractat de cabbala enthaltend, zur Aufbewahrung in der academischen Bilder- und Büchersammlung, mit folgendem Gedichte:

Man rufet uns zum Jubiliren;
Hier kommet Aragosius
Und will die große Mücke zieren.
Es send't ihn Hieronymus,
Der sich nun bald will schlafen legen
Und wünscht Dir, Basel! tausend Segen.

Den Meister soll das Werk begleiten;
Drum steht die hohe Cabbala,
Der alten Tafel als zur Seiten,
Aus Aragosi Feder da.
Sie lag (ich bin nur Ueberbringer)
Im Vorrath der gelehrten Zwinger.

Nun kann sie bey den raren Schriften
Im schönen Bücher=Saale ruh'n.
Doch taugt kein Schatz in morschen Klüften;
Drum sollte man noch Eines thun:
Es fehlt uns, wenn ich's sagen muß,
Vor allem ein Catalogus.
Ihr Bürger! folget dem Exempel,
Auf! jubilieret allzumal,
Und schmücket euren Musen=Tempel,
Ja schwingt euch gar zum Sternen=Saal,
Wo die Sophia selbst regiert,
Und wo man ewig jubiliert!

Endlich verehrte Herr Battier zum rothen Fahnen auf das Cabinet der Bibliothek eine „effigies Erasmi Roterodami von Alabaster auf Marmor in Form einer runden Tafel", und Herr Achilles Ryhiner die 7 Foliobände der Antichità di Ercolano.

Unterdessen war der Monat März zu Ende gegangen, die erste Woche des April war die heilige Karwoche; sofort nach Ostern begannen die das Fest unmittelbar einleitenden Handlungen, und nun trat namentlich derjenige Mann in Hauptaction, der dazu ausersehen war, eine möglichst vielseitige und andauernde Thätigkeit bei dem Feste zu entwickeln. Dieser Mann, für den der Jubeltag zunächst nur Mühe und Arbeit ohne den Gegenwerth irgendwelcher Auszeichnung brachte, war der notarius academicus Niklaus Karger. Als Schriftführer, als Stellvertreter und Gehilfe des Rectors und der Prytanen, als offiziell academische Vertrauensperson, als Festordner und Ceremonienmeister hatte er vieles und vielerlei zu vollbringen und dabei mannigfaltige Begabung des Geistes wie des Körpers zu beweisen, um die Würde und Reputation der Universität wohlbehalten durch alle die gefährlichen Klippen hindurchsteuern

zu helfen, welche sich bei einer so breit und prunkhaft angelegten Ceremonie darboten.

Vor allem hatten jetzt dem Programm gemäß die feierlichen Einladungen an die Glieder des politischen und des geistlichen Standes vor sich zu gehen, und es war sorgsam vorgeschrieben, wie nach der verschiedenen Condition der Einzuladenden auch die Einladung eine verschiedenartige sein solle, verschiedenartig je nachdem, ob sie durch zwei Professoren oder nur einen Professor oder durch den academischen Notar geschah, ob der Notar vom Pedell, Peter Rosenburger, gefolgt war oder nicht, ob gar der Pedell allein einlud, ob die Einladung in Krös und Habit oder in gewöhnlicher Kleidung ausgerichtet wurde, ob sie endlich zur Deduction und zum Convivium lautete oder nur zu ersterer. So sorgfältig die Prytanen diese Sache geordnet hatten, ergaben sich doch einige Verdrießlichkeiten; so beklagte sich Herr Johann Ryhiner als Präsident des collegium musicum darüber, daß man ihn nur durch den Pedell eingeladen und ihm nicht den Notar geschickt habe, da er doch vermeine den præceptoribus vorzugehen. — Die Glieder des academischen Körpers, Professoren, Doctoren, Candidaten, Magister und Studenten wurden nicht eingeladen, sondern durch ein Mandat des Rectors auf den 15. April, Morgens 8 Uhr, in das obere Collegium entboten.

Nach den Erklärungen der Eingeladenen wurde der Deductionsrodel ausgearbeitet, welcher die Ordnung des Festzuges regelte; dabei waren die ersten Theilnehmer aus dem politischen und geistlichen Stande in folgender Reihenfolge neben Rector und Professoren aufgeführt: Häupter, Deputaten, Antistes, Hauptpfarrer, Dreierherren, Dreizehnerherren, u. s. w. Man theilte diesen Rodel dem Kleinen Rathe mit, wo nun aber der Altbürgermeister Samuel Merian erklärte, daß in

dergleichen solennen Standesactionen den Häuptern der erste Rang vor Jedermann gebühre, er somit als ein Ehrenhaupt seinen ihm vor dem Rektor zukommenden Rang zu vergeben und bei der Deduction sich einzufinden nicht gesinnet sei; in gleicher Weise lehnte auch der Dreizehnerherr Hans Balthasar Burckhardt die Theilnahme ab, da ihm nicht der gebührende Ort vor den Deputaten und Dreierherren angewiesen sei. Hierzu kam, daß der Burgermeister Falkner und der O. Z. M. Battier Alters- und Schwachheitshalber am Kommen verhindert waren, sodaß von den 4 Häuptern nur eines, der neue O. Z. M. Johann Rudolf Fäsch, am Feste sich betheiligte.

So näherte sich alles dem Beginne des großen Festtages. Das Münster war vom Domprobsteischaffner auf diesen Anlaß hin gereinigt worden, im obern Collegium hatte das Deputatenamt die ambulacra säubern, die s. v. Privat in decenten und convenablen Stand setzen lassen. Am Sonntag wurden in den Kirchen der Stadt Predigten und Gebete auf das Fest eingerichtet, Montags rückte die Landmiliz in die Stadt ein.

Auch manche fremde Theilnehmer hatten sich in diesen Tagen in Basel eingefunden; namentlich von Mülhausen kam großer Zuzug, der Stadtschreiber Josua Hofer, der Seckelmeister Risler u. A., von Solothurn der Chorherr Gugger, von Zürich der Unterschreiber Hirzel, Salomon Geßner, Schinz. Diese drei Letztgenannten wohnten in ihres Freundes Isaak Iselins Hause, und es war in diesen Stunden traulichen Beisammenseins, daß der Plan einer regelmäßigen, sogenannten „sokratischen Tagsatzung", der nachherigen Schinznacher Gesellschaft, von den Freunden entworfen wurde.

Endlich brach der festliche 15. April, ein Dienstag, an. Schon um 5 Uhr Morgens (nach alter Basler Uhr!) wurde von den Tambours der Miliz und Burgerschaft Generalmarsch durch

die Stadt geschlagen, von 6 Uhr an versammelten sich die Truppen auf dem Kornmarkt und zogen von hier mit klingendem Spiel an ihre Posten. Um 8 Uhr war die Versammlung der Festtheilnehmer im obern Collegium, wohin der Rector aus seiner Wohnung durch einige Professoren, den Alumnenpropst, den academischen Notar und den Pedell abgeholt worden war. Hier hatte der Notar an der Thüre stehend die Ankommenden in die verschiedenen ihnen zukommenden Zimmer einzuweisen und sodann, nachdem die Versammlung vollzählig geworden war, die Namen nach der Ordnung des Deductionsrodels abzulesen, worauf dann die Deduction ins Münster begann.

Deduction wurde der Festzug genannt in der Vorstellung, daß ein Theil der Theilnehmer durch den andern deduciert (geleitet) werde; jene waren die Glieder der festfeiernden Universität, diese die Staatsbehörden, Geistlichen, fremden Gäste u. s. w., eine Anordnung, die deutlich zeigte, daß zwei getrennte Stände das Fest feiern, die aber auch nicht ein Zweifel darüber lassen sollte, welchem der beiden die Ehre des Tages gebühre. Der Festdichter Spreng verglich den Zug mit einem Hochzeitszuge.

Der Deduction voran schritten die obrigkeitlichen Stadtbedienten in der Farbe, hinter ihnen Obersterknecht und Rathsknecht, ebenfalls in der Farbe und mit ihren Stäben, es folgte sodann der Pedell der Universität, mit dem auf das Fest neuvergoldeten Scepter, mit dem Schiltlein, schwarzen Mantel und Kragen. Nach ihm begann die erste Deduction, links gingen die Deducierten, voran die Magnificenz, Herr Joh. Rud. Thurneysen, rechts die Deducierenden, voran Ihre Weisheit, Herr O. Z. M. Joh. Rud. Fäsch. Die nächstfolgenden Deducierten hinter dem Rector und geleitet von den Deputaten waren die drei hochgebornen Joseph, Samuel und Adam, des

heiligen römischen Reichs Grafen Pelecki von Scheck aus Ungarn.

Diese Drei waren recht eigentlich der Stolz der Universität Basel an diesem Tage, und dem entsprach auch die devote Behandlung, die man ihnen angedeihen ließ. Alle drei hatten sich erst im letzten Semester als Studierende inscribiert, gerade zu rechter Zeit, um den Glanz des Festes erhöhen zu helfen. Daß drei Studenten von keiner geringeren Würde als Reichsgrafen zu gleicher Zeit in Basel weilten, erinnerte fast an die alten glorreichen Zeiten, da die alma mater so manchen Edelmann unter ihren Söhnen zählte, und daß sie aus Ungarn kamen, dem Lande, das sonst nur arme Alumnen nach Basel zu schicken gewohnt war, erhöhte noch ihren Werth. Man war daher auch darauf bedacht, sie ihrem Range gemäß zu behandeln, und gab ihnen ihren Platz gleich hinter dem Rector.

Erst nach ihnen schritten die Professoren einher, jeder mit einem Blumenstrauß in der Hand, geführt vom Antistes, den Hauptpfarrern, Dreierherren, sonstigen Herren des Rathes, dem Stadt- und Rathschreiber u. s. w. Es folgten die sämmtlichen Doctoren ihren Facultäten nach, die Pfarrhelfer der Stadt, dann die Geistlichen des Liestaler, Farnsburger und Waldenburger Kapitels, die Filialisten, alle diese im Habit. Nach ihnen in Kleidung und Mänteln: die Licentiaten und Candidaten ihren Facultäten nach, die Magister dem Alter ihres Magisteriums nach, die übrigen academischen Bürger, als Sprach-, Fecht-, Tanz-, Rechen- und Schreibmeister, Musiker, Orgel- und Instrumentenmacher. Es folgten ferner der Herr Präpositus der Alumnen mit dem academischen Notar und dem academischen Buchdrucker, nach diesen die Laureati und die Studenten, endlich der Gymnasiarcha und die Präceptoren mit den Schülern des Gymnasiums. Ohne diese letztern zählte der

Festzug 324 Theilnehmer; zwischen den Reihen der unter dem Gewehr paradierenden Mannschaft aus den Quartieren zog er der großen Pforte des Münsters zu, indeß Trommeln und Pfeifen und von allen Kirchthürmen der Stadt die Glocken ertönten, und eine große Menge zuschauenden Volkes die Straßen und den Platz erfüllte. In der Kirche waren die Seitenschiffe von den Zuschauern und Zuhörern dicht besetzt; doch hatte der Rector Anstalt gemacht, daß Niemand von Bauersleuten, Knechten, Mägden und Kindern in die Kirche gelassen wurde. Die allenthalben in der Kirche aufgestellten Stadtsoldaten sorgten für Aufrechterhaltung der Ordnung. Für die Theilnehmer am Festzug waren das Mittelschiff und der Orgellettner freigelassen, indeß auf dem sogenannten Studentenlettner oder blauen Lettner sich die Festmusik postiert hatte.

Daß das Fest noch außer dem Gemeindegesang und dem Orgelspiel durch Vocal- und Instrumentalmusik verschönert werden solle, war im Festprogramm der Regenz von Anbeginn an vorgesehen worden; der Kleine Rath hatte beschlossen, die Kosten dieser „Jubelmusik" aus dem Staatssäckel zu bestreiten, sofern die Anordnungen dazu von den Academikern getroffen würden. Der Rector hatte sich von Universitätswegen diesem Geschäfte unterzogen und genoß dabei des Beiraths einerseits des Professors und Waisenpredigers Joh. Jak. Spreng, als des Mannes, der vom ganzen corpus academicum die deutsche Schriftsprache am meisten in der Gewalt hatte und auch für die Verfertigung der etwa erforderlichen Poesien als der tauglichste erachtet wurde, andrerseits der Herren Kachel, Torsch und Salathe als Musiker von Fach. Man einigte sich darauf, daß sowohl vor der Feier im Münster als bei derjenigen im **brabeuterium**, jeweilen vor und nach der Rede ein Musikstück gespielt werden sollte. Herr Kachel wurde beauftragt,

eine tüchtige Kapelle zusammenzubringen, und es gelang ihm auch wirklich, am Tage des Festes etwa 60 Musiker dirigieren zu können, worunter freilich viele Dilettanten aus Basel; auch hatten für Besetzung einiger Instrumente auswärtige Kräfte engagiert werden müssen. Kachel lieferte die Composition sämmtlicher Musikstücke, Spreng den Text für die eingestreuten Gesänge.

Indessen näherte sich der Festzug vom obern Collegium her dem Münster. Als nun der Rector und der O. Z. M. über die Kirchschwelle schritten, erklang „zu einer intrada eine Symphonie mit Hautboe, Pauken und allen pomposen Instrumenten"; dieselbe dauerte gerade so lange, bis sämmtliche Festtheilnehmer ihre Plätze eingenommen hatten. Nun erhoben sich der Singmeister Torsch und die Sänger; in Chor, Redgesang, sanftem Gesang und Spruchgesang erklang das von Spreng gedichtete Preislied:

Auf mit uns, ihr Serafinen,
Singet, wie ihr sonst gethan,
Dieses Fest der Rauracinen
Durch die weiten Himmel an.

Nach dem Spruchgesang erhob ohne Vorspiel sofort die Gemeinde ihre Stimme und sang nach der Weise des 122. Psalms „in dem Lobwasser" Sprengs „feyerlichen Lob-, Dank- und Betpsalm". Als dessen dritte Strophe:

O Herr, entzieh dein Gnadenlicht,
Das unsere Väter einst entzückt,
Und uns noch inniglich erquickt,
Auch unsern letzten Enkeln nicht!
Behaupte deine Bundestreu
Und schaffe, daß es immer neu
In unser aller Herzen bringe,
Und Basel, als dein Erb und Los,
Wie ehmals Salems Mutterschooß,
Der Welt noch manche Lehrer bringe!

verklungen war, konnte endlich der Vorsteher des baslerischen Zions, Antistes Hans Rud. Merian, die Kanzel besteigen. Er begann seine Jubelpredigt mit Vorlesung des Textes: Sprüche Salomonis 9, Vers 1—6. „Die Weisheit bauete ihr Haus und hieb sieben Säulen, schlachtete Vieh und trug ihren Wein auf, und bereitete ihren Tisch und sandte ihre Dirnen aus, zu laden oben auf die Paläste der Stadt: wer albern ist, der mache sich hieher, und zum Narren sprach sie: kommet und zehret von meinem Brot und trinket des Weins, den ich schenke; verlasset das alberne Wesen, so werdet ihr leben, und wandelt auf dem Wege des Verstandes."

Er erinnerte daran, wie nun seit 300 Jahren auch in Basel die Weisheit sich so ihr Haus erbauet habe und mit Recht eine alma mater, eine nährende Mutter genannt werde, trat sodann aber nicht darauf ein, den Text „nach seinem eigentlichen Verstand zu erklären", sondern redete aus Anlaß des Jubelfestes von der hohen Schule selbst und zwar in 3 Theilen:

Von ihrem Ursprung,
Von ihrem Nutzen,
Von dem, so diesen befördern könne.

Neben der Schule der Natur und der Schule der Gnade habe Gott noch andere Schulen in die Welt gesetzt, niedere Schulen und hohe Schulen, „damit wir in den beiden ersten desto besser fortkommen und etwas rechtschaffenes erlernen möchten." Dieser Nutzen der Schulen, und zwar vornehmlich der hohen Schulen, wird im zweiten Theile ausführlicher dargelegt, welcher mit der kräftigen und zeitgemäßen Versicherung schließt, daß solche, welche die hohen Schulen als etwas unnützes ansehen, selbst (sie mögen so reich und fürnehm sein als sie wollen) keiner sonderlichen Achtung würdig seien. Im dritten

Theile endlich wird auseinandergesetzt, daß zu Beförderung des geschilderten Nutzens, mithin auch des Ruhmes einer Universität nöthig sei, deren Lehrstühle mit rechtschaffenen, tauglichen und frommen Subjektis zu besetzen; um aber solche zu erlangen, müsse man die Gelehrten gebührend ehren, ihnen bei allen Anlässen vor den Ungelehrten den Vorzug geben, ihnen auch einen ehrlichen und ausreichenden Unterhalt verschaffen.

Auf diese allgemeine Betrachtung folgte die „Zueignung", in welcher der Antistes insbesondere von der baslerischen hohen Schule redete. Er erinnerte an ihre Stiftung und daran, wie hoch man zu jener Zeit das Glück geschätzt habe, eine Universität in Basel zu haben. „Edle Gesinnungen, davon zu unsern Zeiten fast nirgendwo mehr etwas als nur in denen Geschichten zu finden ist." Er erinnerte ferner an den blühenden Stand, den die Universität bald nach ihrer Stiftung angenommen, und wie dem zu verdanken gewesen sei, daß Basel „ehedessen bei vielen Ausländischen in gutem Ruf und Ansehen gestanden, und es etwann von derselben geheißen, wie von der Stadt Abel im jüdischen Land: wer fragen will, der frage zu Basel, so gehet es wohl aus. Ach wollte der liebe Gott, daß nicht vieles von diesem guten Ruhm wäre verlohren gegangen, oder daß man das Verlohrene wieder herbeizubringen Mittel und Wege wüßte." Mit alledem sei die hohe Schule aber auch heute noch ein köstliches Geschenk der göttlichen Vorsehung; wenn sie auch keinen so großen äußerlichen Schein habe als andere, so sei doch zu sagen, daß wenig Universitäten in Europa seien, wo man auf einmal so viele in eigenem Schoß erzeugte gelehrte Männer in allen Wissenschaften vorweisen könnte als bei der unsern. Zu beklagen sei zwar, daß sie von so wenigen besucht werde, daß insonderheit die lieben Eidgenossen kein besseres Vertrauen zu ihr zeigen.

Aber das sei an heutigem Tage zu vergessen, an welchem man sich über den Besitz der Universität freuen und für so unzählige in Ansehung derselben empfangene allgemeine und sonderbare, geistliche und leibliche Wohlthaten danken solle, an einem Tage, da man billig „das Jubelhorn und die Dankposaune an den Mund setze und aus dem 147. Psalm anstimme: Es preise unser geistlich Jerusalem und Zion den Herren, es lobe Stadt und Land Basel unseren Gott!" — Auf die Predigt folgte ein Gebet und auf dieses wiederum Gesang des Chors und der Gemeinde, worauf Herr Dömmelin eine von ihm für diesen Anlaß gesetzte Fuge auf der Orgel spielte, indessen der Festzug sich wieder aus der Kirche hinaus begab, bei der wiederum paradierenden Bürgerschaft vorbei sich zur Galluspforte bewegte und hier aufs neue in das Münster eintrat, um durch den Chor und die Treppe hinauf ins Brabeuterium oder den Doctorsaal zu gelangen. Hier hatten sich mittlerweile die Musicanten auf dem Lettner und auf einem besondern Gerüste aufgestellt und begrüßten den Zug wie beim Eintritt in die Kirche mit Pauken und Trompeten; auch die Gesangaufführung wiederholte sich in ähnlicher Weise:

Trotzt ihr edeln Wissenschaften,
Die in Basel erblich haften
Aller fremden Schulen Pracht!
u. s. w.

Während dieses Gesanges nahm der Zug seine Plätze ein, der Rector mit den drei Grafen und den Professoren auf der academischen Seite gegen den Rhein, der O. Z. M. und die sonstigen Deductoren auf der andern Seite, die übrigen Theilnehmer am Zug auf den gewöhnlichen Bänken. Nach Beendigung der ersten Musik bestieg der Rector den Katheder und begann mit einer nach Stand und Würden der Anwesenden

vom Oberstzunftmeister und den drei Grafen bis hinab zur studierenden Jugend abgestuften Titulatur die Vorlesung der lateinischen Jubelrede.

In dieser Rede wird zur Einleitung von der Sitte der Universitäten gehandelt, den Tag ihrer Stiftung festlich zu begehen, es wird ferners die Zaghaftigkeit und Unvollkommenheit des Festredners hervorgehoben und um Nachsicht gebeten, es werden endlich der unschätzbare Werth und Segen und die wunderbaren Vorzüge einer Universität den Zuhörern dargelegt. Dann geht der Redner auf die eingehende Behandlung dieser Vorzüge der baslerischen hohen Schule ein und erblickt dieselbe in zwei Dingen vornehmlich, in dem ungetrübten Frieden, dessen sie sich während dreier Jahrhunderte zu erfreuen gehabt habe, und in der Huld und Freigebigkeit der Regierung. Jenes Gut sei um so höher zu schätzen in einer Zeit, da anderwärts ein wilder Krieg tobe (es ist der 7jährige Krieg gemeint) und auch manche hohe Schulen davor erzittern; was aber die Freigebigkeit der Landesväter anbelange, so seien solche Leistungen, wenn auch nicht immer dem Wunsche der Universität entsprechend, so doch allzeit so beschaffen gewesen, daß der Redner seiner Amtspflicht vergessen würde, wenn er dieselbigen mit undankbarem Stillschweigen übergienge und nicht vielmehr darüber sich freute, daß die Nebel, die zuweilen über dem baslerischen Athen aufgestiegen, alsobald durch einen kräftigen Sonnenblick wieder vertrieben worden oder sich in einen fruchtbaren Regen verwandelt haben. Dieser fruchtbare Regen wird nun gepriesen, der sich in mancherlei Stiftungen und Geschenken des Rathes erzeigt habe, in der Zuwendung der Mücke, dem Ankauf der amerbachischen Sammlung, der Herstellung des Brabeuteriums, der Erhöhung der Gehalte, der Einrichtung des botanischen Gartens und eines physicalischen Cabinets, der

Erwerbung der Buxtorfischen Bibliothek, der Wiedereröffnung der Reitschule endlich. Werden so die Bemühungen des Staates um das Gedeihen der Universität mit einigem Danke erwähnt, so wendet sich nunmehr der Redner mit sichtlichem Behagen zur Schilderung aller der vorzüglichen Leistungen, durch welche die Universität sich der empfangenen Wolthaten würdig erwiesen habe. Er beschränkt sich dabei ebenfalls auf das seit dem letzten Jubiläum verflossene Jahrhundert und hebt rühmend hervor, daß aus diesem einzigen Athenæum Männer der mannigfaltigsten und berühmtesten Kenntnisse in so großer Zahl hervorgegangen seien, wie binnen dergleichen Zeit kaum aus dem größten Reiche Europa's; als Beleg dieser Behauptung folgt nun ein von Lob geradezu triefender Catalog baslerischer Professoren in dem verwichenen Jahrhundert, nach den Facultäten geordnet. Zu dem Ruhm der Universität Basel, alle diese Männer besessen zu haben (denn der noch lebenden solle nicht gedacht, ihr Preis der Nachwelt vorbehalten werden), komme aber noch ein neuer und zwar ihr größter Vorzug, dessen sich wohl schwerlich eine hohe Schule in der Welt werde berühmen können, daß sie nämlich seit der längsten Zeit keines fremden Lehrers bedürfe, vielmehr aus ihrem Mutterschoße noch so manche in allen Theilen der Gelehrsamkeit bewährte Männer den übrigen Schulen Europas mitgetheilt habe, die man füglich mit der dem trojanischen Pferde entsteigenden Schaar von Helden vergleichen könne. Nach einer Erinnerung der Stiftungen und Geschenke, welche der Universität und ihren Sammlungen von Baslern und Fremden zu Theil geworden, endigt die Rede mit einem Gebete des Rectors und mit einem pathetischen Schlußworte, in welchem der Dank der Universität gegen die Behörden, die Versicherung ihrer Ergebenheit, das Gelöbniß treuer Pflichterfüllung nochmals ausgesprochen werden.

Diese nach des Bibliographen Hallers Ausdruck „zierliche" Rede, welche im Druck nicht weniger als 77 Quartseiten füllt, war jeweilen dadurch unterbrochen worden, daß nach ihrem ersten und zweiten Theil eine musikalische Production stattfand. Auch der Beschluß wurde durch die Musik gemacht, zuletzt mit dem Chor, der schon die Feier im Münster geendigt hatte:

Feyre, Basel, diese Stunden,
Da die Weysheit ihrer Schar
Hier den ersten Kranz gewunden,
Bis zum großen Jubeljahr!
Steige durch sie immerdar!
Sorge, daß sie bey dir throne!
Denn auch deine Freyheitskrone
Leidet ohne sie Gefahr.
Feyre, Basel, diese Stunden,
Von der Barbarey entbunden,
Bis zum großen Jubeljahr!

Es war unterdessen bald $^1/_2$ 2 Uhr geworden, und der Zustand mancher Theilnehmer, die schon seit Morgens 8 Uhr in Action waren, vor allem des 80jährigen OZM. Fäsch, mochte an Erschöpfung grenzen. Die Aussicht auf das nun bald bevorstehende Convivium war daher höchst erfreulich. Der Zug dorthin bewegte sich von der St. Galluspforte quer unter den Bäumen hindurch auf einem für diesen Anlaß mit Steinen gepflasterten Wege, während die Burgerschaft wiederum Parade stand. Dabei läuteten wie des Morgens alle Glocken der Stadt, bei welcher Gelegenheit die Papstglocke leider einen Riß bekam.

Als der Zug bei der St. Johannskapelle an der Ecke der Augustinergasse anlangte, begannen die Musikanten im Saal des obern Collegiums mit Waldhörnern, Posaunen,

Zinken, Clarinetten und Trompeten zu den Fenstern dieses Saales gegen die Gasse hinaus zu blasen und fuhren hiemit fort, bis der Zug im Collegium angelangt war. Hier fand nun im auditorium philosophicum der erste Theil des Festes durch die feierliche Uebergabe des vom kleinen Rath geschenkten Bechers seinen Abschluß. Der Rathschreiber, Isaak Iselin, war von U. Gn. HH. zu diesem Geschäfte bestimmt worden, dessen er sich auch mit der ihm eigenen Feinheit und einfachen Würde entledigte. Inmitten eines Kreises der hervorragenderen Festtheilnehmer händigte er den Becher dem Rector zu Handen der Universität ein und begleitete diese Handlung mit warmen Worten der Anerkennung und mit herzlichen Glückwünschen; der Rector nahm das Geschenk entgegen unter Bezeugungen des Dankes und der Verehrung. In dem Becher befanden sich die vom Rathe für das Münzcabinet gestifteten Exemplare der Festmedaillen nebst einem Zettel mit folgender Widmung Iselins:

An die Herren Vorsteher unserer hohen Schule
über die Denkpfenninge, welche der Hochpreißliche Stand über
das dritte Jubelfest derselben prägen ließ.

Ihr, deren Ruhm und Fleiß des Staates Glanz erhöhn!
O seht Ihn väterlich der Musen Fest begehn.
Manch schönes Denkmal soll die späte Nachwelt lehren,
Daß Rauracis noch weiß Verdienste zu verehren.
Greift schon des Neides Gift auch Euern Lorbeer an:
Bleibt doch mit großem Muth der Wahrheit zugethan.
Pflanzt Ihr bey Uns ein Volk; und macht in Basels Gränzen
Die holden Tugenden im hellsten Lichte glänzen:
So blüht der Bürger Glück in stäter Herrlichkeit,
Und trotzt wie Euer Ruhm der Mißgunst und der Zeit.

Iselin, B. R. D. und Rathschreiber.

Hierauf trennte sich die Versammlung, um nach kurzem wieder zum Convivium zusammenzukommen, welches im Konzertsaal des obern Collegiums stattfand. Hier war ein sogenannter „Galgentisch" aufgestellt; zuoberst in der Mitte saß der OZM. zwischen dem Rector und dem Antistes, gegenüber die drei Grafen, u. s. w. Das academische Silbergeschirr und dasjenige des Directoriums der Kaufmannschaft funkelten auf den Tischen, die gnädige Obrigkeit hatte guten alten Wein gespendet, auch das von Herrn Bonkilch in der Rebleutenzunft zubereitete Essen mundete vortrefflich nach den Strapazen des Vormittags, die Denkpfennige wurden unter die Gäste vertheilt, kurz alles ging „in gröster Decenz und auf das Vergnüglichste von Anfang bis zu Ende zu". Eine sehr umfangreiche Leistung waren die bei diesem Essen ausgebrachten Gesundheiten; ihre Ordnung war schon früher festgestellt worden. Der Notarius academicus, auf dem Orchesterpodium hinter dem Rector postiert, mußte mit lauter Stimme 31 Gesundheiten der Reihe nach ausrufen, vom OZM. Fäsch an bis zu Salomon Geßner aus Zürich. Erst nach diesen Toasten auf einzelne Personen folgten diejenigen auf Regierungen, Behörden und Gesammtheiten, die eigentlichen Staatsgesundheiten; mit denselben wartete man, bis das Gebratene und der Nachtisch aufgestellt wurde, und brachte sie mit den „Hochfießlenen so in den silbernen globis präsentiert wurden" und zwar in folgender Anordnung: es traten vor die 4 Professoren Beck, Burckhardt, Iselin und Stähelin und brachten dem OZM. Fäsch die Gesundheit hochlöblicher Eidgenossenschaft, dem Rector die Gesundheit des Bischofs von Basel als eines Canzlers der Universität, dem Deputaten Merian diejenige des Markgrafen von Baden-Durlach, dem Grafen Joseph von Telecki diejenige des löbl. Standes Basel, und es gingen hierauf die 4 Gesundheiten zu gleicher Zeit auf allen

4 Seiten der Tafel herum. Es folgten von Andren ausgebrachte andere Gesundheiten, die des Kleinen Raths, Dreizehnerraths u. s. f., des Directorii der Kaufmannschaft, der anwesenden Adligen, der Ehrenquartiere, aller Mäcenaten der hohen Schule, des geliebten Vaterlandes Wohlfart u. a. m., die immer in gleicher Weise um den Tisch herumgingen, bis endlich der Rector mit „einer unterthänigen und wohleingerichteten Danksagung" die Tafel aufhob.

Von den Theilnehmern an der Deduction wohnten nur etwa 100 Personen diesem Convivium bei, aber zur selben Zeit fanden andere, wenngleich wahrscheinlich durch weniger Würde ausgezeichnete Festmäler statt; es tafelten die Präceptoren im untern Collegium, die Alumnen auf der Weberzunft, die Geistlichen des Landkapitels mit einigen fremden, auch katholischen Pfarrern auf der Safranzunft, die Musicanten auf dem Neuen Bau bei der Rheinbrücke, und auch an diesen Orten floß der Wein aus U. Gn. HH. Keller.

So ging in allgemeiner Fröhlichkeit dieser Tag zu Ende; zu Beginn der Nacht versammelten sich die Musicanten nochmals, etwa 60 an der Zahl, und brachten sowohl dem OZM. Fäsch als dem Rector „eine herrliche harmonische Serenade und Nachtmusik mit Pauken bey Lichtern und vielen Tischen und das alles mit solcher Modestie und Stille, daß man auf der Straße bald nur niemand reden gehöret". Auf der Pfalz aber wurde ein herrliches Feuerwerk abgebrannt.

Der Eindruck, den das gefeierte Fest bei allen Betheiligten hinterließ, war ein überaus günstiger. Rath und Universität und außer ihnen männiglich waren von seinem Verlaufe höchst befriedigt. In der Regenz, die zwei Tage nachher abgehalten wurde, hörte man mit Vergnügen die Relation des Rectors und empfand dankbar die ausnehmende hochobrigkeitliche Huld,

Freigebigkeit und hohes Wohlwollen, so man an diesem Tage genossen. Der Kleine Rath vernahm mit besonderm Vergnügen, daß die paradierende Mannschaft ihre Functionen sehr gut verrichtet habe. Und ein Berichterstatter rühmt: „Alles gienge den ganzen Tag des Jubilei hindurch mit einer so bewunderungswürdigen feyerlichen Ordnung, Richtigkeit und Schönheit zu, daß männiglich sowohl frembde als einheimische darüber gerühret ware und sich alhier niemand zu entsinnen wuste, daß dergleichen Ordnung und Jedermann in die Augen fallende Einrichtung jemahls gesehen worden. Deßwegen auch dieß Fest einen allgemeinen Beyfall und applausum fande, da auch weder in der Nacht vor und nach dem festo nicht das mindeste Gewüel oder Geräusch, viel weniger Gezänckh, so wenig als den ganzen Tag hindurch (an welchem alle Läden der Stadt beschlossen waren) gehöret worden, sondern alle in größter Zufriedenheit und sittsamber Freude, Vernüegen und Ruhe lebten."

In den nächsten Tagen nach dem Feste fanden nun noch die Staatsvisiten statt, welche die Abgesandten der Regenz zu Bezeugung ihres schuldigen Dankes bei den Häuptern, beim Antistes und beim Rathschreiber abzustatten hatten. Zu den Häuptern gingen Rector und Prorector, und zwar in pontificalibus, zum Antistes und Isaak Iselin die Professoren Beck und Birr, bei welchen Gelegenheiten die Betheuerungen gehorsamsten Dankes und unterthänigster Verehrung einerseits, huldvolle Gunstversicherungen andererseits, höfliche Redensarten beiderseits sicherlich nicht gespart wurden.

Aber auch ihrem Rector gegenüber wollte sich die Regenz nicht unerkenntlich erzeigen; sie ließ ihm durch den Prorector in den verbindlichsten terminis den Dank aussprechen für die auf das ganze Jubiläumsgeschäft verwendete ungemeine Mühe

und Sorgfalt und zugleich als Zeugniß dieses Dankes einen silbervergoldeten Pokal mit einer in den Deckel gravierten „sehr honorablen Inscription“ als ihr Geschenk überreichen.

Es blieb nun noch ein, zum Theil unerfreuliches, Geschäft zu erledigen übrig: die Abrechnung. Und zwar in zweierlei Weise, zunächst als wirkliche Berechnung der durch das Fest verursachten Auslagen, sodann als Beschreibung des Festes und Ueberlieferung genauer Kunde von demselben an die Nachwelt.

Die Auslagen, die von der Universität für das Jubiläum gemacht worden waren, beliefen sich auf 700 Pfund, worunter als Hauptposten 375 Pf. für das Festessen figurierten; sie wurden aus dem fiscus rectoris bezahlt. Erheblicher waren die vom Staate zu bestreitenden Unkosten, und es ließ sich der Rath über dieselben von Dreieramt, Kelleramt und Kornamt berichten. Da ergab sich denn, daß die beiden Medaillen, von welchen die große in 1121 Stücken, die kleine in 1196 Stücken war ausgetheilt worden: 1098 Pf. 5 sh. 6 dn. gekostet hatten. Hiezu kamen dann noch die Kosten des militärischen Aufgebots mit 429 Pf. 15 sh., und für die Festmäler die Auslagen, welche das Fischen aus dem obrigkeitlichen Weiher bei Wallenburg verursacht hatte, (95 Pf. 18 sh. 8 dn.), sowie die Naturalleistung von 5 Saum und 2 Ohmen Wein. Weitere 8 Saum Wein und 8 Vierzel Korn wurden unter die Burgerschaft vertheilt, die an Parade oder Thorwacht theilgenommen hatte. Für den Becher, welchen man der Universität verehrt hatte, mußte nichts ausgegeben werden (denn er war einfach vom Vorrath genommen worden), außer den geringen Kosten der Neuvergoldung. Es blieben somit nur noch die Musicanten sowie Componist und Dichter der Jubelmusik, Herr Kachel und Herr Professor Spreng, zu honorieren. Was die Leistungen

der Herren Musici anbetraf, so ließ der Rath noch genauere Erkundigungen über deren Werth einziehen, auch über die Thätigkeit des Componisten und Dirigenten Kachel hatte dieser selbst noch eingehenden Aufschluß zu ertheilen. Am Ende hatte man für Composition und Execution der Musik 573 Pf. 2 ſh. 6 dn. zu zahlen; das Honorar des Prof. Spreng für seine Cantate wurde nach etwelchen Verhandlungen dahin festgesetzt, daß das Directorium der Schaffneyen ihm für die 5 von ihm schuldig gebliebenen Hauszinse die Quittungen zustellte; ein jeder Hauszins betrug 40 Pf. Endlich am 4. Juni konnte das Dreieramt dem kleinen Rath die abgeschlossene Rechnung „über alle Kosten so meine gnädigen Herren wegen dem jubileo academico gehabt haben", vorlegen; sie belief sich ohne den Becher in Geld auf 2633 Pf., in Korn auf 8 Vierzel, in Wein auf 13 Saum.

Aber der festliche Tag sollte auch noch andere Spuren hinterlassen, als nur Ausgabeposten in den Rechnungsbüchern der Universität und des Rathes. Auf Veranstaltung der Regenz hatte der Rector Thurneysen eine genaue Beschreibung des Festes anzufertigen, welche bestimmt war, im academischen Archiv niedergelegt zu werden; öffentliche Kunde wurde gegeben durch den Druck der Jubelpredigt, der Jubelrede, der kleinern am Feste gehaltenen Ansprachen und der für dasselbe gedichteten Cantaten u. s. w. Auch hiefür hatte Rector Thurneysen zu sorgen. Dabei stellte sich nun aber sofort die Nothwendigkeit heraus, die Jubelrede, welche der Rector lateinisch verfaßt und vorgetragen hatte, allgemeinerem Verständnisse zugänglich zu machen, d. h. ins Deutsche zu übertragen, und diese Arbeit fiel dem Professor der deutschen Beredsamkeit Spreng zu. Spreng unterzog sich der Aufgabe mit außerordentlichem Eifer, und noch ist die umfangreiche Correspondenz

erhalten, die er über diesen Gegenstand mit Rector Thurneysen führte.

Spreng faßte die Aufgabe einer Verdeutschung der oratio saecularis in vollster Bedeutung dieses Wortes auf und bestrebte sich ein Deutsch zu liefern, in welchem nicht, wie in demjenigen seiner Collegen, jedes dritte Wort französisch oder lateinisch war. So gelangte er zu einer Uebersetzung, die allerdings beinahe frei von allen Fremdwörtern ist und dadurch merkwürdig absticht von allen andern das Jubiläum betreffenden Schriftstücken, die aber auch dadurch allerhand Sonderbarkeiten enthält und an die Kunststücke späterer Sprachreiniger erinnert: academia wird mit „Erzschule" übersetzt, professor mit „Hochlehrer" oder „Oberlehrer" oder „Lehrvater", fideicommissum mit „Treubefehl", vicarius mit „Platzhalter", disciplina mathematica mit „Wißkunst" u. s. w. In dieser Uebersetzung führte nun die Jubelrede den Titel: „Der hohen Schule zu Basel Glückfäligkeiten und Vorzüge in dem Reiche der Gelehrsamkeit von dem Ende ihres zweyten bis zum Antritte ihres vierten Jahrhunderts." Spreng war indessen Professor nicht nur der deutschen Beredsamkeit, sondern auch der Dichtkunst, und zudem noch kaiserlicher gekrönter Poet. Er ließ sich daher nicht daran genügen, für die Festfeier im Münster die Gesänge verfertigt zu haben, sondern schloß nun an das Büchlein, welches die Jubelpredigt und seine Uebersetzung der Jubelrede enthält, noch drei von ihm gedichtete Oden an. Die beiden ersten derselben besingen in tönenden Worten und schön dahinfließenden Strophen „Rauracхs Jubelfürst", nämlich den OZM., nachherigen Bürgermeister Fäsch, seine vormaligen kriegerischen Heldenthaten, seine jetzigen Verdienste um die Rauracis (so wird die Universität genannt), seine Gegenwart an deren Fest, sein hohes Alter.

Der Dichter wendet sich an die Rauracis:

Und welch ein Blick bestrahlet mich von Dir,
O Rauracis, mein Ruhm und meine Liebe!
Wie schöpferisch erregst Du meine Triebe,
Und welch ein Fluß von Töhnen quillt aus mir!

Ich seh, ich seh, berauschet von Vergnügen
Wie schön der Tag, der Dich gebahr, erwacht.
Er blickt, so muß der Wolken Heer verfliegen;
Und Du verleihst dem Himmel neue Pracht.

Erscheinet erst der Musen Trost und Wonne,
Dein Jubelfürst, der Deine Chöre führt
Und wie der Rath der Landesgötter ziert,
So wird es licht, und man vergißt der Sonne.

Sein Vorgeleit ist Huld und Majestät,
Und sein Gefolg ein Heer der Jubelfreuden.

u. s. f.

Die dritte Ode ist ein Zuruf der Rauracis an ihren Jubelredner, den Rector Thurneysen:

Großer Eifrer meiner Ehre,
Stifter meiner Siegespracht,
Der das Jubel meiner Chöre
Ueber alle herrlich macht:
Wie vergelten Deine Brüder
Jemals mit vereintem Fleiß
Dir den Jubelsegen wieder,
Den kein Dank zu schätzen weiß?

Mit dem Dichter wetteiferte der bildende Künstler in der Verherrlichung des Festes. Christian von Mechel, erst 23jährig, schuf einen Kupferstich, nach seinem eigenen Zeugnisse sein erstes historisches Stück, zu Ehren der Basler Universität, der auch er einst angehört, und als Denkmal ihres 300jährigen Be-

stehens. Es ist das bekannte allegorische Bild, darstellend wie vor einem mit Pius II. Bild geschmückten Obelisk, neben dem flammenden Opferalter, Pallas und die Freiheit sich die Hände reichen. Mechel sandte von Paris aus, wo er sich seit drei Jahren aufhielt, das Bild „hinter Glas in zierlich vergüldeter Rahmen" mit einem verehrungsvollen Schreiben an die Regenz, welche ihm hierauf zum Danke die Würde eines akademischen Kupferstechers und damit das akademische Bürgerrecht verlieh, und anordnete, daß sein Kunstwerk in der Folioausgabe der Jubelrede als Titelbild eingeheftet werde.

Von da an verschwindet die Jubiläumsangelegenheit aus Protokoll und Acten der Regenz. Nur im März 1762, zwei Jahre nach dem Feste, wird desselben wieder erwähnt, indem Johann Rud. Thurneysen in Erinnerung an die Gunstgewogenheit, welche er als Rector während der Jubelfeier von den Professoren genossen, und in Erwiderung des damals von ihnen ihm gewordenen Geschenks eines silbernen Bechers dem Cabinet der öffentlichen Bibliothek zwei Miniatur-Gemälde von Lucas Cranach, Martin Luther und seine Frau darstellend, verehrte, (die heutigen Nro. 82 und 83 der öffentlichen Gemäldesammlung) „über welche so großmüthige Denkungsart viri amplissimi atque excellentissimi auf das äußerste und zärtlichste gerühret waren."

Dies war das dritte Säcularfest der Universität Basel, und es mag demjenigen, der seinem Verlaufe im einzelnen gefolgt ist, der Wunsch nahe liegen, es mit seinen Vorgängern von 1560 und 1660 und namentlich seinem Nachfolger von 1860 zu vergleichen, um in dieser Weise ein Urtheil über seine

allgemeinere Bedeutung für die Geschichte der Universität Basel zu gewinnen.

Zwar von den beiden erstgenannten Jubiläen ist nur wenige Kunde aufbehalten geblieben, von dem ersten einzig die schöne Folge der damals gestifteten Glasgemälde in unserer öffentlichen Kunstsammlung, von dem zweiten nur ein kurzer Festbericht; es scheint auch, daß weder jenes noch dieses einen tiefergehenden Einfluß auf die Entwickelung der Universität ausgeübt habe, wie dies sonst im Gefolge solcher Tage und als directe oder vermittelte Wirkung derselben der Fall zu sein pflegt. Vom Jubiläum des Jahres 1760 sind dagegen Nachrichten in wünschbarster Fülle und Genauigkeit uns überliefert worden, während es freilich zunächst scheinen mag, auch dieses sei ohne fördernde und erweckende Kraft an der damaligen hohen Schule Basels vorüber gegangen. Und nun einen Vergleich dieses Festes mit demjenigen, das 100 Jahre später gefeiert wurde, mit dem Universitätsjubiläum von 1860! Nur ein kurzer vergleichender Blick zeigt schon, welche Umwälzungen des gesammten Lebens sich zwischen diesen beiden Tagen vollzogen haben, so durchaus verschieden sind sie; und es scheint uns eine fremde Welt zu sein, in der sich jenes Fest vor uns abspielt, im wirklichen Sinne vor uns a b s p i e l t: denn wie schwer fällt es uns nicht oft, in den Handlungen und Worten jener Personen wahrhaftiges und ernstgemeintes Leben und nicht bloßes Spiel zu erblicken.

Und dennoch, so verschieden von Anblick diese beiden Säcularfeiern sind, so sind sie sich doch nicht völlig fremd; ja es kann nicht geläugnet werden, daß das Fest von 1860 zu einem Theil auch aus Samen erwachsen ist, den das Fest von 1760 ausgestreut hat. Es fiel dieses Fest mitten in eine Zeit hinein, in welcher der Gedanke einer Reform der Uni-

versität mehrfach bewegt wurde. Zwar die Glieder der Universität selbst weniger, wohl aber die Staatsbehörden fühlten die Nothwendigkeit einer solchen Reform.

Von der übrigen Bürgerschaft scharf getrennt stand die Universität als geschlossene Corporation da, ausgestattet mit selbständiger Verwaltung soweit es sich um Universitätsangelegenheiten, mit eigenem Gerichtstande und sonstigen Vorrechten soweit es sich um ihre Angehörigen als academische Bürger handelte. Hinwiederum war sie von aller Vertretung im Großen Rath ausgeschlossen und bildete so im kleinen Staate Basel einen noch kleineren Staat, dessen Rechte freilich um so eifersüchtiger bewacht wurden.

Erweckte schon diese Verfassung der Universität öfters den Mißmuth der Bürgerschaft, so schienen auch ihre Leistungen nicht mehr der Zeit zu genügen. Man fand, es werden zu wenige Vorlesungen gehalten, zu lange Ferien eingeschoben, die Art des Unterrichtes selbst sei nicht hinreichend, um die für tüchtige Ausübung eines wissenschaftlichen Berufs erforderliche Bildung zu schaffen. Isaak Iselin urtheilte, daß „der Geist der barbarischen und finstern Zeiten, in welchen die Universität sei gegründet worden, noch allzusehr auf derselben ruhe; noch immer bestehe die ganze Gelehrtheit in einem dunkeln und verwirrten Wörterkrame und in dornichten, meist unnützen Fragen, und es sei dabei schon manche schöne Seele, die sich aus dem Schlamme der Pedanterie, der Wörterwissenschaft, und der Quidditäten nicht herauswickeln können, verderbet worden." In einem solchen Rufe stand die Lehrthätigkeit der Basler Professoren, und nicht die geringste Schuld daran trugen die Mißstände, daß auch bei Besetzung der Professuren nun das Loos galt, daß seit langer Zeit kein Fremder mehr einen Lehrstuhl besessen hatte.

Dieser Zustand der Universität, den sicherlich nicht nur die Regenz, sondern durch Mangel an Entgegenkommen, Aufmunterung und Freigebigkeit auch der Rath herbeigeführt hatte, äußerte sich in einer für männiglich sichtbaren Weise darin, daß die Zahl der Studenten eine geringe war, daß namentlich beinahe keine Auswärtigen mehr in Basel studierten und damit Geld und Verdienst in die Stadt brachten. Die Vorschläge zur Verbesserung der Universität gingen immer von dieser Betrachtung aus. Die Gesinnung der Bürgerschaft gegen die Universität lautete wie die Rede Wagners: „mit euch, Herr Doctor, zu spazieren ist ehrenvoll und bringt Gewinn", aber der Hauptton war auf das Schlußwort gelegt: man wollte einen greifbaren Gewinn und Nutzen haben.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß am 24. April 1758 im Großen Rath der Anzug gestellt wurde: „da es E. E. Bürgerschaft keinen geringen Vortheil und manchem Handwerker einen merklichen Verdienst verschaffen würde, wenn die hiesige hohe Schule von Fremden, insbesondere aber von vornehmen Studierenden fleißiger besuchet wäre, so sollte E. E. Regenz mit Zuziehung der Herren Deputaten aufgetragen werden, sorgfältig zu berathen, wie die alte Blüthe unserer Universität wiederhergestellt und dadurch manchem Burger aufgeholfen werden könnte." Dieser Anzug wurde eingebracht im Hinblick auf das nahe bevorstehende Jubiläum der Universität und gab einem Gefühle Ausdruck, das eben dieser Anlaß bei Manchen erweckt hatte. Er wurde der Regenz überwiesen und von ihr berathen; aber als sie die Säcularfeier beging, hatte sie noch keinen Bericht über jenen Gegenstand eingegeben und erstattete einen solchen auch in den nächsten Jahren nicht. Um so entschiedener war seit dem Jubiläumstage die Ueberzeugung außerhalb der Universität geworden, daß

die Anstalt einer durchgreifenden Umgestaltung bedürfe. Noch der Festredner von 1860 konnte von dem bleibenden Eindrucke sprechen, den mündliche Aeußerungen von Theilnehmern an dem Feste von 1760, die ihm zugekommen, über die damals herrschende Stimmung ihm hinterlassen hätten. Bei keinem Anlasse noch war der Gegensatz von einst und jetzt, der Widerspruch, der zwischen der Dürftigkeit der Leistungen und dem Pompe des Auftretens bestand, so grell erschienen, wie an diesem Tage, und Isaak Iselins schon im Sommer 1757 niedergeschriebene „Unvorgreifliche Gedanken über die Verbesserung der Baselischen hohe Schule," welches Büchlein jetzt verbreitet wurde, fanden in manchen Gemüthern fruchtbaren Boden. Auch im Großen Rathe wurde aufs neue ein Beschluß gefaßt, durch den die Regenz eingeladen wurde, darüber zu berichten, wie die Universität wieder in ihre alte Blüthe versetzt werden könnte, und im November 1766 endlich kam die Regenz diesem Auftrage nach. Sie gab ein Gutachten ein mit Vorschlägen über Aufmunterung zum Studium, über Beschränkung des Looses, Erhöhung der Besoldungen der Professoren, Erforderniß des Nachweises wissenschaftlicher Studien bei Besetzung gewisser Staatsämter, Vertretung der Universität im Großen Rathe; alle diese Vorschläge erscheinen in hohem Grade gerechtfertigt, sie entsprechen auch theilweise den Gedanken Iselins, aber sie fanden bei den Behörden deswegen keine Aufnahme, weil die Professoren darin nur Forderungen stellten, keine Anerbietungen vermehrter Leistungen ihrerseits machten. Die Folge war, daß alles zunächst beim Alten blieb.

Aber nur zunächst. Die durch das Säcularfest zu voller Bestimmtheit gelangte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der hohen Schule ging von da an nicht mehr unter, und Isaak Iselins Pläne vererbten sich auf jüngere

Männer, die an seinem Geiste sich bildeten. Eine allgemeine Umwälzung ebnete den Boden, und die Neugestaltung der Universität in den Jahren 1813 und 1817 unter Iselins Schüler Peter Ochs und unter Heinrich Wieland hatte einen Erfolg, der den „unvorgreiflichen Gedanken" Iselins in manchen Beziehungen entsprach. Die Ausführung dieser Gesetze im einzelnen und die Ereignisse der 1830er Jahre, bei welchen Basel an seiner Universität die herbste Demüthigung erleiden, aber auch namentlich an ihr die ihm innewohnende Kraft erkennen sollte, gaben der hohen Schule diejenige Gestalt, in welcher sie 1860 das vierhundertjährige Gedächtnis ihrer Gründung festlich beging. Wie sehr diese Feier von derjenigen des Jahres 1760 sich unterschieden habe, ist bereits angedeutet worden; um diesen Unterschied zu erkennen, genügt ein Vergleich der prunkenden Jubelrede Thurneysens mit der kraftvoll einfachen Festrede von 1860, genügt ein Hinweis darauf, daß die Bürgerschaft dort der Deduction der Universität paradieren mußte, hier als ebenbürtig anerkannter Theilnehmer im Festzuge mit dahinschritt.

Aber so verschieden auch in Anlage und Ausführung die beide Feste waren: zu den Umgestaltungen, welche diese Verschiedenheit bedingten, hat die Säcularfeier von 1760, wenn auch nicht den wirksamsten, so doch den ersten Anstoß gegeben.

Eine Charwoche im alten Basler Münster.

Von Dr. Albert Burckhardt.

Der neunte Februar des Jahres 1529 ist einer der unruhigsten Tage gewesen, welche unsre Vaterstadt je erlebt hat. Es war Dienstag vor Aschermittwoch, sonst eine Zeit, zu welcher jeder noch vor den bevorstehenden Fasten seines Lebens Fröhlichkeit zur Geltung kommen ließ, da mit großer Lustigkeit und mit vielen Festlichkeiten des Winters Ende pflegte gefeiert zu werden; auch Basel war in dieser Beziehung bisher nicht zurückgeblieben, allein dieses Jahr verhielt es sich anders; die Lage der Stadt war eine sehr ernste geworden, die folgereichsten Fragen sollten gerade jetzt zum Austrag gelangen. Mit Ungeduld und Ungestüm verlangte die Mehrheit der Bürger die Abschaffung des alten und die Einführung des neuen Glaubens. Langsam, aber Schritt für Schritt mußte der bedachtsame Rath sich zum Nachgeben entschließen, schon waren am 8. Februar 13 Rathsherren aus der obersten Behörde auszutreten gezwungen worden. Vergeblich erwiesen sich alle Vorstellungen, die Gemeinde von einem übereilten Schritte abzuhalten, man waffnete sich, pflanzte auf dem Marktplatze Geschütz auf und blieb während der Nacht vom 8. auf den 9. beieinander. Auf den Zunfthäusern wurde der Morgen unter Essen und Trinken,

aufregenden Gesprächen und stürmischen Reden verbracht. In Bezug auf die Religion gab der Rath am folgenden Tage nach; allein die Bürger wollten bei dieser Gelegenheit ein Mehreres erzwingen, mit der religiösen sollte auch die politische Freiheit Hand in Hand gehen, mit der geistlichen sollte auch die weltliche Aristokratie der Stadt fallen. Lange besann sich der Rath, draußen die ungeduldige Menge; auf allen Zünften und in allen Schenken gings lebhaft zu, ein kalter nebliger Tag machte die Unthätigen noch ungeduldiger, und als die Antwort des Rathes sich immer noch verzog, so kamen die versammelten Bürger auf den Gedanken, sich die Zeit mit Patrouillieren auszufüllen, besonders da man, leichtgläubig wie stets in aufgeregten Zeiten, von einem Ueberfalle der Stadt durch die katholischen Nachbarn träumte. Eine solche Schaar wandte sich auch nach dem Heerde des alten Glaubens, nach dem Münsterplatz, und drang selbst in das Münster ein, „sie giengen dorin zu spazieren". Wohl mochten sie mit der Absicht des Zerstörens die geweihten Hallen betreten haben, allein, wie es scheint, es verfehlte der herrliche Bau seinen Eindruck auf die erhitzten Gemüther nicht. Jenes wunderbare, durch die gemalten Scheiben gebrochene Licht, es milderte die wilden Züge der Krieger und warf auch einen sanften Schein in ihr Inneres. Die Stätte war ihnen ja von Kindheit an eine geheiligte gewesen, die schönsten Erinnerungen eines religiös empfänglichen Sinnes knüpften sich an diese heiligen Räume; mancher von ihnen hatte hier auch mitgesungen bei dem Hochamt, mancher von ihnen hatte einst an dieser Stätte dem beredten und milden Bischof Christoph von Utenheim zugehört; den älteren unter ihnen trat wieder vor die Augen jenes feierliche Hochamt, welches vor 28 Jahren bei der Beschwörung des Eidgenossenbundes war gehalten worden, und diesem und jenem die

letzte Seelenmesse des vor wenigen Jahren verstorbenen Vaters, oder das Begräbniß der frommen Mutter, da er unter Thränen bei dem schwarzen Katafalk vor dem Altar des Erlösers seine Andacht verrichtet hatte. Von den Orgelflügeln her winkte besänftigend und versöhnend St. Heinrich, die Kirche in der Hand, das vielbewunderte Kunstwerk Hans Holbeins, das große Crucifix auf dem Querbalken des Chores, es stellte ja denselben Heiland dar, dessen Opfertod auch Luther, Zwingli und Oecolampad als Grundstein ihrer Lehre bezeichneten. Eben drang ein Sonnenstrahl, der sich durch den dichten Nebel durchgerungen hatte, durch das gluthrothe Wappenfenster der Schalerkapelle und beleuchtete mit hellem Schein das nahe Altarbild, es war Holbeins Abendmahl; aus dem Dunkel der Crypta funkelte geheimnisvoll die ewige Lampe vor dem Marienaltar hervor, im Hintergrunde des Chores hörte man einige Priester ängstlich miteinander berathschlagen, während der Subcustos mit zwei Caplänen eifrig beschäftigt war, die hauptsächlichsten ausgestellten Kostbarkeiten, das Reliquienkästchen mit dem Wappen derer von Hallwyl und die große silberne Monstranz, das alte silberne Rauchfaß und mehrere schwer vergoldete Leuchter nach der Custodie zu flüchten. Die Eindringlinge durchzogen das Gebäude nach allen Seiten, um nachzusehen, ob nicht etwas Verdächtiges wahrzunehmen sei, da geschah es durch Zufall, daß einer derselben mit seiner Hellebarde an ein Bild stieß, so daß dieses herunterfiel und zerbrach. Hierüber entstand nun ein Wortwechsel zwischen den Bewaffneten und den Altgläubigen, erstere zogen sich zurück, während die Priester hinter ihnen die Thüren des Münsters verriegelten. Auf dem Markt angekommen, erzählte man das Geschehene, und bald war eine größere Zahl entschlossener Männer beisammen, deren Losung „Nieder mit den

Götzen" lautete. Sie ziehen vor das Münster. Die Thüren der Kirche werden gesprengt, und es beginnt nun die wüste Zerstörungslust an dem kostbaren Stoffe unheilvoll zu arbeiten. Was damals alles untergegangen ist, wir vermögen es nicht zu bestimmen; vieles wurde erst am folgenden Tage auf dem Münsterplatze verbrannt, da das Volk wegen des Holzes der Altäre in Streit gerieth, und der Rath keinen andern Ausweg fand, um dem Zanke ein Ende zu machen, als indem er alles den Flammen überliefern ließ.

Versuchen wir es nun, uns in dem folgenden eine Vorstellung zu machen von dem Aussehen unsres Münsters vor diesem dies fatalis, wobei uns hauptsächlich als Quelle ein Manuskript dienen soll, welches, kurz vor der Reformation geschrieben, die kirchlichen Gebräuche zusammenstellt, die in dem Basler Münster beobachtet wurden. Wir heben aus diesem Ceremoniale diejenige Woche hervor, welche durch die Heiligkeit ihrer Festtage von jeher den Höhepunkt des Kirchenjahres gebildet hat, die Charwoche, und beginnen mit einer Beschreibung des Palmsonntags.

Nachdem am Palmsonntag um 12 Uhr Nachmittags die Sexta gesungen war, schickte man sich an, die heiligen Palmzweige zu weihen, eine Sitte, welche dem Mittelalter angehört; dieses hat überhaupt erst die Feier des Palmsonntags eingeführt, während die ersten sechs Jahrhunderte dieselbe noch nicht kannten. Der Procurator des Basler Domcapitels vertheilt nun um die erwähnte Zeit die Zweige der Stechpalme — denn diese Pflanze ersetzte die im Süden gebräuchlichen Palm- oder Oelzweige — zuerst dem Bischof, dann dem Domprost, dem Decan, den übrigen Domherren, den anwesenden Priestern, Caplänen und zuletzt den Chorsängern. Durch den Diener des Procurators erhielten die Domschüler, welche in der Stola

an der Feier Theil zu nehmen hatten, ihre Zweige. In ernstem Zuge wird nun hinter den Chorstühlen des Capitels der Lettner, Lectionarium, bestiegen, auf welchem die Weihe der Zweige vor den Augen der unten in der Kirche versammelten Menge sollte vorgenommen werden. Voran schreitet der Dormentarius, der Dormenter oder der Siegrist, mit dem Stabe, nach ihm ein junger Geistlicher mit der großen Kerze, der „candela cauponum", welche die Gartnerzunft in das Münster zu stiften hatte, darauf der Thuribularius mit dem silbernen Weihrauchfasse, der Subcustos mit dem goldenen Kreuze, der Subdiaconus mit dem in Goldblech gebundenen Meßbuch, dem sogenannten Plenarium, darauf folgt der Diaconus, der Celebrierende und ein Glöckner, Campanarius, mit dem Weihwasser. Auf dem Lectionarium befanden sich zwei Lesepulte, rechts dasjenige für die Epistel, links dasjenige für das Evangelium, in der Mitte der Altar des Erzengels Michael. Diese Pulte sind in der Reformationszeit spurlos verschwunden, so daß es nicht möglich ist, sich von denselben eine bestimmte Anschauung zu verschaffen, öfters wurden sie aus Bronze verfertigt, der Unterbau oder der Fuß bestand aus gothischem durchbrochenem Maßwerk und das eigentliche Pult, worauf das Epistelbuch gelegt wurde, aus einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln, weshalb auch solche Pulte „Aquilæ" genannt werden. Uebrigens befindet sich noch ein sehr werthvolles, wohl aus Lausanne stammendes Lesepult im Münster zu Bern, wo dasselbe im Chor neben den Pontificalsitzen aufgestellt ist; ein andrer solcher Aquila hat sich im Dome zu Aachen erhalten. Mit Vorliebe wurde der Altar des Heerführers der himmlischen Heerschaaren in einer obern Räumlichkeit wie Thurmkapellen, Lettnern, Emporen, 2c. errichtet. Der Michaelsaltar auf dem Lettner des Münsters fristete noch bis zum Jahre

1586 sein Dasein, zu welcher Zeit dann auch dieser letzte Rest des katholischen Cultus beseitigt wurde. Der Lettner selbst ist dasselbe gothische im Jahre 1381 erstellte Kunstwerk, welches jetzt an die Westwand der Kirche, zwischen die beiden Thürme versetzt, die neue Orgel trägt. Doch lassen wir nach diesem kleinen Excurse unsere Geistlichkeit mit ihren Palmen nicht mehr allzulange warten. Denn schon ertönt die Stimme des Subdiaconus, welcher auf dem links befindlichen Epistelpulte seine Lectio mit dem letzten Vers des V. Cap. Exodus beginnt: „Venerunt autem in Elim filii Israel ubi erant duodecim fontes aquarum et septuaginta palmæ et castra metati sunt juxta aquas.“ (Und da sie kamen in Elim, da waren zwölf Wasserbrunnen und siebenzig Palmbäume, und sie lagerten sich daselbst ans Wasser). Darauf folgten noch mehrere Gesänge, Responsorien und Antiphonien, bis der Diaconus auf der rechten, der Evangelienseite, das elfte Capitel St. Marci liest: „Et cum appropinquarent Jerosolymæ et Bethaniæ ad montem olivarum, mittet duos ex discipulis suis et ait illis: Ite in castellum . . . . . (Und da sie nahe zu Jerusalem kamen gen Bethphage und Bethanien an den Oelberg, sandte er seiner Jünger zwei und sprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, ꝛc. . . . .) und nun beginnt die eigentliche Segnung mit einem Exorcismus, indem alle bösen Geister, Namens der heiligen Dreieinigkeit ausgetrieben werden, der Chor singt das Sanctus und das Benedictus, an welches sich eine Reihe von Gebeten anschließt, bis dann nach Beendigung derselben der mithelfende Clericus mit dem Weihwasser die Zweige bespritzt, der Thuribularius dieselben beräuchert und der ganze Zug sich wieder unter bestimmten Gebeten und Liedern vom Lettner herab in den hohen Chor vor den Hauptaltar begiebt. Hier stellt sich die Schaar

noch einmal auf und unter dem Gesange der Antiphonie „Asperges me“ ordnet sich derselbe zur feierlichen Procession.

Bevor wir nun aber dieser das Geleite geben, und uns mit den übrigen im Schiffe der Kirche harrenden Bürgern derselben anschließen, möchten wir gerne noch einen Blick werfen auf die damalige Gestalt unseres Chores. Hiebei muß man sich natürlich den Bau vergegenwärtigen, wie derselbe vor dem Umbau der fünfziger Jahre ausgesehen hat. Die Crypta dehnte sich noch unter der ganzen Vierung aus, so daß in Folge der dadurch gegebenen Erhöhung ein abgesonderter Raum, das eigentliche Presbyterium, der Priesterchor, entstand, der Aufenthaltsort der hohen Geistlichkeit, des Capitels und des Fürstbischofs. Gegen das Mittelschiff zu war dieser Theil des Chores durch den schon erwähnten Lettner getrennt, zwei Treppen, unter dem letztern angebracht, vermittelten den Aufstieg nach dem vornehmen Raume. Hier stand, an den Lettner gelehnt, in der Mitte der alte steinerne Bischofsstuhl, ein gothisches, nicht zu unterschätzendes Denkmal, welches jetzt mit einem Winkel der Schalerkapelle vorlieb nehmen muß. Solche cathedræ aus Stein gehören im ganzen zu den Seltenheiten mittelalterlicher Sculptur. In den frühesten Zeiten der christlichen Kirche waren dieselben zu hinterst im Chor an der Wand der Apsis aufgestellt, und an sie reihten sich zu beiden Seiten, der Rundung folgend, die steinernen Bänke der Priester. Noch hat sich im Chore des Domes zu Augsburg ein solcher Bischofsstuhl, wiewohl etwas verstümmelt, an seinem alten Platz erhalten, auch in Frankreich kommen noch solche alte mit Thierfiguren oder Evangelisten-Symbolen zu beiden Seiten geschmückte Sitze vor, so ein Werk des zwölften Jahrhunderts in der Cathedrale zu Avignon. Ueber dem Stuhle wurde ein von kostbaren Teppichen erstellter Baldachin aufge-

hängt, aus welcher Sitte das Anbringen der steinernen Baldachine und deren Verbindung mit dem übrigen Werke herzuleiten ist. Eines der prächtigsten Beispiele aus gothischer Zeit dürfte der Bischofssitz in St. Severin zu Bordeaux sein. Seit dem dreizehnten Jahrhundert fing man an, die Sitze der Priester und denjenigen des Bischofs vor dem Hochaltar anzubringen, und so wird denn auch unser nach dem Erdbeben neu erstellter Bischofsstuhl von Anfang an diese Stelle gegenüber dem Hochaltar eingenommen haben.

Nur kurz seien die Chorstühle erwähnt, welche sich zu beiden Seiten des Chores befanden. Jede dieser Seiten führte ihren besondern Namen, die südliche, rechte hieß Epistelseite, auch Kelchseite oder latus præpositi, weil zur rechten Hand des Bischofs dessen erster Diener der Dompropst seinen Platz hatte; die nördliche Seite trug den Namen Evangelienseite, auch Brotseite, latus decani, weil links vom Bischof dessen zweiter Bediensteter, der Archidecanus, seinen Platz einnahm. Unsre Chorstühle stammen aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, das beweisen schon die geschwungenen Linien an den Rückwänden, sie gehören nicht zu den reichsten Denkmälern dieser Art und dürfen sich natürlich nicht im entferntesten mit dem prächtigen Chorgestühl des Ulmer Münsters messen, immerhin sind sie eine tüchtige Arbeit; denn da, wo der Bildschnitzer Gelegenheit hatte, seinem Talente freien Lauf zu lassen, wie bei den schönen Seitenwänden, da verräth sich auch eine große Befähigung desselben und eine sehr sorgfältige Hand in der Ausführung. Bei der Restauration wurden die obern Theile erneuert, und an Stelle des frühern Zinnenkranzes, welcher zu dem etwas schweren Charakter des Ganzen sehr gut stimmte, mit einer etwas nichtssagenden durchbrochenen gotischen Verzierung bekrönt. Wie wirkungsvoll ein solcher

Zinnenkranz sein kann, lassen zum Beispiel die allerdings sehr einfachen Chorstühle zu St. Leonhard noch deutlich erkennen.

Doch begleiten wir nun die in Prozession aufgestellten Cleriker, welche sich mit den Zweigen in der Hand eben die Chortreppe hinunter bewegen, während der celebrierende Priester noch damit beschäftigt ist, die geweihten Palmzweige unter die Laien zu vertheilen. Dazu ertönen die Antiphonen: „Pueri Hebraeorum portantes ramos olivarum obviaverunt Domino clamantes et dicentes Hosanna in excelsis", (und die Kinder der Hebräer trugen Oelzweige und kamen dem Herrn entgegen und riefen Hosianna in der Höhe). Langsam bewegt sich der Zug durch die Hallen des Münsters gegen das Hauptportal, voran der Siegrist, der Dormentarius mit seinem Stabe, dem baculus ferialis, dann zwei Chorknaben in der Alba, dem weißen Ueberkleid, und mit Baretten auf dem Haupt, in der Hand eine Kirchenfahne, vexillum, wobei angemerkt ist, daß bei diesem Feste nicht die schönsten sollen genommen werden, nach ihnen trägt der Subcustos ein kostbares Kreuz und der Subdiaconus das goldene Meßbuch. Diesen schließen sich an der celebrierende Priester, der Diaconus und zwei Prälaten mit einem langen Schilfrohre in der Hand. In früherer Zeit wurde auch ein sogenannter Palmesel mit geschleppt, ein Esel mit einer reitenden Figur, welche Christus darstellen sollte. Da jedoch mit dieser Sitte häufiger Unfug einriß, wurde dieselbe vollkommen verboten. Das Evangelium des Tages wird als Antiphone weitergesungen und so geht es hinaus auf den Münsterplatz längs den Wohnungen der Domherren nach dem bischöflichen Stuhle, welcher sich an der Außenwand des nördlichen Seitenschiffes befand. Er war an den Pfeiler der Kapelle des Erzbischofs von Mainz angelehnt und um einige Stufen erhöht, vor demselben stand eine kleine

Säule, dazu bestimmt, an dem Schwörtag das Evangelienbuch und das Kreuz zu tragen, auf welches die neuen Behörden dem Bischof den Huldigungseid leisteten. Auch heute am Palmsonntag kam dieser Sitz mit dem Stock zur Verwendung; bunt gewirkte Teppiche wurden über beide ausgebreitet; denn hier stellt sich nun bei ordentlichem Wetter die feierliche Prozession auf. Der Subcustos stellt das goldene Kreuz auf das Kissen, welches den Stock bedeckt, der Subdiaconus legt das Meßbuch daneben, der Celebrierende nimmt davor Stellung, während links und rechts sich die übrigen Theilnehmer gruppieren, und nun mit den Responsorien beginnen. Plötzlich ertönen von der ersten Gallerie des St. Georgthurmes Kinderstimmen, es ist der Gesang des Bischofs Theodulf von Orleans, womit dieser einst aus seinem Gefängniß heraus den Kaiser Ludwig den Frommen so sehr soll gerührt haben, daß derselbe ihn befreien und den Hymnus an jedem Palmsonntag singen ließ. „Gloria laus et honor tibi fit Rex Christe redemptor cui puerile decus prompsit Hosanna pium.“ (Ehre und Ruhm und Preis Christo dem König und Heiland, Hosianna erschallt froh aus dem kindlichen Mund). Nach Beendigung des Gesanges wirft sich der celebrierende Priester vor dem Kreuze nieder und singt den Hymnus „O crux, ave spes unica“. Dann treten zwei Kirchendiener zu den Domherren, bitten sie um die Rohre und schlagen auf den liegenden Priester mit den Worten: „Scriptum est enim, percutiam pastorem et dispergentur oves gregis.“ (Denn es stehet geschrieben, ich werde den Hirten schlagen und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen); Darauf antwortet der Geschlagene „Postquam autem surrexero, praecedam vobis in Galilaeam“. (Wenn ich aber werde auferstanden sein, will ich vor Euch hergehen in Galiläa), und der Chor antwortet „Ibi

me videbitis dicit Dominus" (da werdert ihr mich sehen, spricht der Herr). Nun erhebt sich der Celebrierende, er wirft einen Oelzweig gegen das Kreuz, worauf unter bestimmten Gesängen durch die St. Galluspforte in die Kirche zurückgekehrt wird. Bei schlechtem Wetter begiebt sich diese Prozession nicht hinaus auf den Münsterplatz, sondern man geht beim Altar der heiligen Dreieinigkeit zur Janua Canonicorum, zur Thüre der Domherrn, hinaus und die ceremonienreiche Statio findet bei dem Bischöflichen Stuhl im Kreuzgange statt, während die Knaben den Lobgesang des Theodulf von Orleans vom kleinen Thurm herab singen, indem sie sich vor die Papstglocke die „campana major" stellen. Die Janua Canonicorum existiert jetzt nicht mehr, sie wurde nach der Reformation vermauert, da jetzt ihr Zweck, die bequemste Verbindung mit dem Bischofshof herzustellen, dahin fiel, in neuester Zeit ist das große Kamin vor die zugemauerte Thüröffnung gestellt worden. Der Trinitatisaltar wurde gestiftet von Ritter Hans von Schauenburg, welcher am 28. April 1337 gestorben und vor seinem Altar begraben ist. Ferner erfahren wir, daß der Caplan des Dreieinigkeitsaltars am Todestage des am vierten Juli 1476 verstorbenen Peter Reich von Reichenstein auch einen Beitrag aus dessen Stiftung erhielt, wohl aus dem Grunde, weil der Reichen Grab in der Nähe dieses Altars zu suchen ist. Im Jahre 1377 wird als Caplan des Altars genannt Johannes de Muntzach. Ich glaube diesen Altar in der St. Stephanskapelle unterbringen zu müssen, neben oder doch wenigstens ganz in der Nähe des St. Stephansaltares, welcher seinerseits in der runden Nische dieser Kapelle zu suchen wäre; denn weil nach den kirchlichen Vorschriften die Front des Altars gegen Westen schauen soll, so bleibt nicht wohl ein anderer Platz übrig.

Hier noch ein Wort über die oben erwähnte Ceremonie der Palmsonntagsprozession; dieses Niederwerfen des Priesters und das Schlagen mit dem Rohre war nicht in allen Ländern der katholischen Kirche gebräuchlich, auch nicht einmal in ganz Deutschland wurde dasselbe beibehalten, da öfters Unregelmäßigkeiten oder lächerliche Auftritte damit verbunden waren, wofür folgende verbürgte Geschichte aus Halle a. d. S. als Beleg dienen kann. „Den Palmsonntag darauf kam der Cardinal mit einer großen Prozession aus dem Neuen Stift auf den Markt, allwo alle Pfarrer, Capläne und Schüler aus der Stadt versammelt waren, und war ein schönes Haus auf dem Markte aufgerichtet, in welchem ein Crucifix stand; als nun die gewöhnlichen Gesänge gesungen waren, ward das Gloria laus durch die Stadtpfeifer vom Rathhaus musicieret, unterdessen der Kardinal dem Crucifixe einen Fußfall that und sich vor demselben in dem Häuschen platt auf die Erde legte, zwei Meßpfaffen aber mit langen Rohren auf den Erzbischof zuschlugen und dabei sangen „Percutiam pastorem“. Wie dies ein dabei stehender loser Knecht ersache, schrie er laut: „Mit einem Flegel, das Rohr ist viel zu leichte.“

Nichts Bemerkenswerthes berichtet unsere Quelle von den ersten Wochentagen der Charwoche; denn der Schwerpunkt und das Hauptgewicht der Feierlichkeiten lag natürlich auf deren Ende und auf dem Ostersonntag, weshalb wir auch über diese Zeiten in unsrer Quelle eine ausführlichere Beschreibung und Anleitung vorfinden.

Schon seit alter Zeit wurde der hohe Donnerstag in der christlichen Kirche gefeiert, und seine Bedeutung mußte in demselben Maße zunehmen, wie die Feier der Messe immer mehr sich ausbildete, und als Hauptsacrament in den Vordergrund trat; galt es doch durch eine würdige Begehung des hohen

Donnerstages der Einsetzung der Messe auch in ausgezeichneter Weise zu gedenken.

Schon am Tage vorher begann daher der Gottesdienst, in dem die Matutin, die Mette d. h. das Absingen der am frühen Morgen gebräuchlichen Psalmen auf den Abend, die sechste Stunde des Mittwochs verlegt wurde. Diese Metten führten den Namen „Matutinæ tenebrosæ“ und fanden vor dem hohen Donnerstag, vor Charfreitag und vor dem stillen Samstag statt, auch im Münster zu Basel galten besondere Vorschriften für dieselben.

Ungefähr Abends um 6 Uhr wurde damit begonnen, indem an einem Gestell mitten im Chore 13 Kerzen angesteckt wurden; nach Absingen je eines Abschnittes, wobei die Klagelieder Jeremiä und mehrere Bußpsalmen zur Verwendung kommen, wird auch je eine Kerze ausgelöscht. Nach Absingung des letzten Psalmes: „Laudate Dominum in Sanctis ejus; laudate eum in firmamento virtutis ejus etc. . . . omnis spiritus laudat Dominum, Alleluja.“ (Lobet den Herrn in seinem Heiligthum, lobet ihn in der Feste seiner Macht &c. . . . Alles was Odem hat, lobe den Herrn, Halleluja) trägt der Subcustos die letzte noch brennende Kerze vom Gestell weg nach der Sacristei, dem Vestiarium, der heutigen Schatzkammer der mittelalterlichen Sammlung. Zugleich werden nun bei diesem Gesange alle Lichter auf den Altären, sowie alle Lampen und Leuchter ausgelöscht; unser Gewährsmann giebt uns selbst die Erklärung dieses Gebrauches, wenn er uns mittheilt, die zwölf erlöschenden Kerzen versinnbildlichen den Glauben der Apostel, welche in der Passionszeit an dem Herrn irre wurden, während die eine stets wenn auch theilweise im Verborgenen brennende Flamme die Zuversicht der Jungfrau Maria darstelle, deren Glauben nie vollständig zu Schanden geworden sei.

Eine tiefe Dunkelheit herrscht nun in der ganzen Kirche, nur sehr spärlich vermögen noch die letzten Strahlen des Tageslichts in das Gebäude hineinzudringen, während vom Chor her der Lobgesang des Zacharias nach Luc. I. 68—80 ertönt „Benedictus Dominus Deus Israel qui visitavit et fecit redemptionem plebis suae .... illuminare his qui in tenebris et in umbra mortis sedent ad dirigendos pedes nostros in viam pacis.“ (Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöset sein Volk .... Auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richte unsre Füße auf den Weg des Friedens.“) Nun entstand ein großer Lärm in dem Chor, verursacht durch die Domschüler, um das Herannahen des Judas Ischarioth und seiner Schaar anzudeuten, worauf die betreffende Stelle nach Math. 26, 48 gesungen wurde „Qui autem tradidit eum dedit illis signum dicens: Quemcumque osculatus fuero, ispe est, tenete eum.“ („Und der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben, und gesagt: welchen ich küssen werde der ist's, den greifet.“) Unterdessen hatten sich drei Sänger, der eine vor dem Hochaltar, der andre auf dem Lettner und der dritte auf der Kanzel, welche doch wohl unter dem Ambo des Schriftstellers zu verstehen ist, aufgestellt, um wechselweise das „Kyrie eleison“ ertönen zu lassen.

Hinter dem Hochaltar, an das mittlere Chorfenster angelehnt, befand sich im Umgange der Altar Johannis des Täufers, in der Regel bezeichnet als „Altare St. Johannis retro majus altare“, eine Bezeichnung, welche darauf hinzuweisen scheint, daß der Hochaltar ganz im Hintergrund des Chores, gerade vor dem Umgange gestanden hat. Vor diesem Johannisaltar warfen sich nach dem Kyrie eleison zwei Priester zur Erde und beginnen die Litanei: „Qui prophetce promsisti,

ero mors tua o mors," worauf der Chor antwortet: „Domine miserere nobis, Christus factus est obediens, obediens usque ad mortem". (Erbarme Dich unser. Christus war gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz.) Es wiederholt sich nun der vorige Lärm und die Absingung des Kyrie eleison. Die Priester am Johannisaltar singen wieder einen Vers „Qui expansus in cruce etc.", worauf der Chor mit dem Miserere antwortet, und zum dritten Mal der Lärm ertönt. Kyrie eleison wiederhallt es zum dritten Male vom Hochaltar, vom Lettner und von der Kanzel, und vom Johannisaltar vernehmen wir die Worte: „Qui passurus venisti propter nos." (Der du gekommen bist um für uns zu leiden.) Unter den Klängen des Hymnus „Rex Christe factor omnium" wird nun die brennende Kerze aus der Sakristei durch den Subcustos wieder geholt und an ihren frühern Platz verbracht; zwischen der Treppenthür und dem Hochaltar bilden die Domschüler Spalier und singen in deutscher Sprache

„Nun ist die Welt alle
Gar wunneklichen froh,
Daß sie gott erlöst hat von der helle
Mit selbem blute, do
Er leid todes nothe
Zu Calvario, kyrie eleison."

Den zweiten Vers dieses Liedes singen die Domschüler im Kreuzgang vor der Katharinenkapelle, den dritten auf dem Münsterhof vor dem Keller der Domherren, den vierten vor dem Eckhause des Magister Theobald Deuglin, den fünften auf der Pfalz und den letzten bei der St. Gallenthüre, worauf mit dem Amen des Chores die Mette ihren Abschluß findet.

Den Hauptfesttag bildete der hohe Donnerstag „Coena

Domini“, an welchem in der Regel nur eine Messe mit Communion der Priester stattfinden soll, allein außerdem fallen auf diesen Tag noch einige außerordentliche Ceremonien, welche uns für das Basler Münster von unserm Gewährsmann ausführlicher geschildert sind, so die Versöhnung der Büßer und die Weihe des Oeles für die Kranken und für die Kinder, d. h. also für die beiden Sakramente der letzten Oelung und der Taufe.

In besonders ernster Weise wurde des Morgens die Messe im Hinblick auf die Einsetzung des heiligen Abendmahls begangen. Schon vor dem Frühstück hat der Vorsteher der Bauhütte, der Magister Fabricae, die Aufgabe, im Chor einen Tisch und vor dem Hauptportal eine Bühne aufzuschlagen, nachdem schon Tags zuvor die Schellen beseitigt und mit der hölzernen Klapper dem „Mettinholtz“ waren vertauscht worden. Auch alle ehernen Becken und Kannen wurden an dem hohen Donnerstag aus der Kirche entfernt und in der Sakristei aufbewahrt, damit durch diese Vermeidung alles Schmuckes und alles Zierrathes — denn schon früher war auch der Hauptaltar verhängt und waren die denselben zierenden goldenen Engel verhüllt worden — die Trauer über das Leiden des Herrn seinen deutlichen Ausdruck finde. Zuerst erfolgt nun die Einführung der Büßenden in die Kirche, vorgenommen durch den Bischof oder bei dessen Abwesenheit durch den Weihbischof, den Suffraganeus, was wohl bei dem fast ständigen Aufenthalt der Bischöfe in Pruntrut oder Delsberg die Regel sein mochte. Es erscheint in vollem Ornat der Bischof oder sein Stellvertreter im Chor der Kirche. Es sammeln sich um ihn der Siegrist, ein Chorknabe mit dem großen goldenen Kreuz, die Geistlichen des Stiftes und die Capläne der Kirche, und so ziehen sie in Prozession die Treppe bei dem Sitze des Dom=

propstes hinunter durch die Kirche vor das Portal, wo auf der erhöhten Bühne ein Stuhl, ein „Faltistorium“ für den Bischof bereit steht. Unterdessen haben sich auch die Büßenden „poenitentes“ gesammelt unter Leitung des Leutpriesters, des Plebanus, in der Katharinenkapelle neben dem Münster gegen den Kreuzgang hin. Der Siegrist ruft die armen Sünder, und nun erscheinen sie in langem Zuge je zwei und zwei, voran der Siegrist und der Leutpriester, dann die Männer und schließlich die Frauen. Ihre Füße sind entblößt, in den Händen tragen sie brennende Kerzen, Ruthen oder die Gegenstände, mit welchen sie gesündigt haben. Auf dem Münsterplatz stellen sie sich im Kreise vor dem Stuhle des Bischofs auf, und der Archidiaconus redet den Oberhirten mit folgenden Worten an: „Hochwürdiger Priester, es ist gekommen die angenehme Zeit, der Tag des göttlichen Erbarmens und des Heiles für die Menschen, an welchem der Tod sein Ende und das ewige Leben seinen Anfang genommen hat. Die Neupflanzung in dem Weinberg des Herrn Zebaoth geschieht dadurch, daß die alten Schäden geheilt werden, und obschon nun keine Zeit der göttlichen Güte und Treue entbehrt, so ist doch jetzt der Sündenerlaß reichlicher und die Wiederaufnahme des aus Gnade Wiedergeborenen eine allgemeine. Wir vermehren uns durch die Bekehrten und wachsen durch die Wiedergewonnenen. Wasser und Thränen waschen ab, daher die Freude der Berufenen und die Fröhlichkeit der Büßenden, daher auch rufen die Hilfesuchenden, welche in viele Arten von Sünden durch Mißachtung der göttlichen Gesetze und Ueberschreitung der Sittengebote gefallen sind, erniedrigt und im Staube mit prophetischem Worte Gott an: Wir haben gesündigt, wir haben unrecht gethan, wir haben unbillig gehandelt, erbarme Dich unser Herr, indem sie das Wort des Evangeliums nicht für

eine Täuschung erachten: Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Sie haben, wie geschrieben steht, das Brot des Schmerzes gegessen, sie haben ihr Lager mit Thränen benetzt, ihr Herz mit Trauer, ihren Körper mit Fasten geplagt, um das verlorne Seelenheil wieder zu erlangen, sie haben daher nur diesen einen Wunsch, welcher sowohl dem einzelnen förderlich ist als auch allen zusammen hilft."

Jetzt erhebt sich der Bischof von seinem Sitze, wirft sich zur Erde mit den Worten: „Ich erkenne meine Uebertretungen" und die ihm zur Seite stehenden Priester antworten: „Und meine Sünde ist immer wider mich." Der Bischof: „Wende dein Angesicht von meinen Sünden." Die Priester: „Und tilge alle meine Uebertretungen." Der Bischof: „Gieb mir die Freude deines Heiles." Die Priester: „Und befestige mich durch deinen heiligen Geist." Darauf werfen auch diese sich nieder und es werden unisono die sieben Bußpsalmen (Ps. 6, 31, 37, 50, 101, 129, 142) mit dem „Gloria patri" gesungen. Nun erneuert der Archidiaconus seine Vorstellungen bei dem Bischof: „So erneure an ihnen, apostolischer Priester, die Gnade und alles, was durch des Teufels Hand zerstört ist, indem das Verdienst deiner Gebete durch die Gnade der göttlichen Versöhnung sie vertritt, mache den Menschen zu Gottes Ebenbild, damit der, welcher sich vorher in seinen Sünden mißfiel, sich nun freue, im Lande der Lebenden Gott zu gefallen, nach Ueberwindung des Todes."

Hierauf setzt sich der Bischof auf seinen Stuhl und winkt mit der rechten Hand den Büßenden, indem er laut ausruft: „Kommet her." Der Diaconus fordert sie auf, die Knie zu beugen; zum zweiten und zum dritten Male erschallt das „venite, venite, venite" des Bischofs und die Priester stimmen den 102. Psalm: „Benedic anima mea Domino et omnia,

quae intra me sunt, nomini sancto ejus.“ (Lobe den Herrn meine Seele und was in mir ist, seinen heiligen Namen.) Ein Chorknabe tritt mit dem Kreuz vor den Opferstock, die „Petitio“ unter der Muttergottesstatue des Portals, der Bischof verläßt sein Faltistorium, stellt sich an den Eingang der Kirche und führt jeden einzeln in dieselbe hinein. In der Kirche wird der 50. resp. 51. Psalm angestimmt. „Miserere mei Deus secundum magnam misericordiam tuam et secundum multitudinem miserationem tuarum dele iniquitatem meam.“ (Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit). Während des Absingens dieses Psalmes werfen sich die Priester, welche sich auf beiden Seiten der Mittelschiffes aufgestellt haben, zur Erde, und nach mehreren Gesängen und Responsorien besprengt sie der Bischof mit Weihwasser, indem er beim Oelberg, „juxta montem Oliveti“ anfängt. Von diesem Oelberg ist nun allerdings durchaus nichts mehr erhalten, und wir können kaum mehr seine Stelle bezeichnen. Wahrscheinlich befand sich derselbe ganz in der Nähe des St. Georgthurmes unter dem ersten Gewölbejoch des nördlichen Seitenschiffes. Solche Oelberge bilden wie die Calvarienberge und die heiligen Gräber einen Theil der Stationen und stellen in der Regel den betenden Heiland im Garten Gethsemane dar, in vielen Fällen wurden sie in besondern Capellen innerhalb oder gar außerhalb der Kirchen verlegt, wie letzeres zum Beispiel beim Ueberlinger Münster der Fall ist. Andere Beispiele von Oelbergen, welche übrigens sämmtlich aus dem fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhundert stammen, finden sich an der Facade des Münsters zu Breisach, im Dom zu Regensburg, in St. Lorenz zu Nürnberg und an anderen Orten mehr. Nach der Besprengung mit Weihwasser erfolgt durch den Bischof die Beräucherung und schließlich die Be-

rührung mit dem Stabe. Unterdessen wurde der bischöfliche Stuhl nach der „Bitt“, dem Opferstock vor dem Lettner, dem „locus petitionis“, wo die Gaben für den Münsterbau eingesammelt wurden, getragen, und von hier aus hält der Kirchenfürst nun eine ermahnende Ansprache an die Büßer, von denen sich darauf die Männer in die St. Niclaus-, die Frauen in die St. Katharinenkapelle zurückziehen, während der Bischof, mit seinem Gefolge die südliche Chortreppe benützend, sich in die Sacristei, das Vestiarium, begiebt, um sich zur Fortsetzung des Gottesdienstes, zur Celebrierung der Messe und zur Weihe des heiligen Oeles vorzubereiten. Bald erscheint er mit zwölf Priestern, drei Diaconen und drei Subdiaconen mit dem Evangelienbuch, dem kostbarern Rauchfaß, dem goldenen Meßbuch, einem Kelche, einer silbernen Platte und einem silbernen Krug. Heute liest der Bischof selbst die Messe, und rings um ihn stellen sich seine Begleiter auf. Das Hochamt wird wie an den andern Tagen gefeiert, nur daß statt der Schellen die hölzerne Klapper zur Verwendung kommt, ferner werden an diesem Tage drei Hostien geweiht, eine für den Bischof, eine für den folgenden Charfreitag und eine zur Ausstellung beim heiligen Grabe. Nach vollendeter Elevation der Hostien wird die Messe unterbrochen durch die Weihung des heiligen Oeles welches der dazu bestimmte Diaconus in der obern Sacristei holt, indem er die Treppe beim Sacramentshaus benützt: „gradus juxta sacramentale ad sacrarium ascendit.“ Noch besitzt die mittelalterliche Sammlung die Zinngefäße mit der Umschrift „Oleum infirmorum, Oleum puerorum“ und „Chrisma“, welche bei diesem Anlasse benützt wurden. In der obern Sacristei hält der Subcustos die drei Gefäße bereit, überreicht zuerst das Oleum infirmorum dem Diaconus, welchen zwei Subdiaconen wieder hinunter in den Chor begleiten, wo er

zwischen der obersten Stufe und der Bank, auf welcher die Priester sitzen, vorbeigehend, das Gefäß, die ampulla dem administrierenden Diaconus mit den Worten: „Oleum infirmorum“ übergiebt, dieser seinerseits präsentiert das Gefäß dem celebrierenden Bischof und stellt es sodann auf die rechte Seite des Altars. Der Bischof beginnt nun den Exorzismus über das Oel zu sprechen und die Segnung desselben vorzunehmen. Mit einem starken Spruche werden alle bösen Geister aus der Flüssigkeit gebannt und der heilige Geist gebeten, in derselben Wohnung zu nehmen. Sodann wird in derselben Weise, wie das Oel gebracht wurde, dasselbe auch in die Sacristei zurückgetragen und von dem Dormentarius in Empfang genommen. Die Messe nimmt hierauf ihren Verlauf bis zur Communion des Bischofs und der Priester. Nun erfolgt die Weihung des Chrisma d. h. des bei den verschiedenen Anlässen gebräuchlichen Salböles und des Oeles, welches bei den Taufen verwendet wurde. Der Bischof hat in seiner Diöcese allein das Recht, diese Weihe vorzunehmen, und geschieht dies denn alljährlich am grünen Donnerstag, wobei ein so großes Quantum geweiht wird, als für die ganze Diöcese das Jahr hindurch von Nöthen ist. Bei dem Zuge nach der obern Sacristei betheiligen sich nun sämmtliche Priester, welche im Chore Platz genommen haben. In feierlicher Procession mit Kreuz und brennenden Kerzen und unter Absingung des Liedes:

„O Redemptor sume carmen
Temet concinentium,
Audi judex mortuorum
Una spes mortalium
Audi voces proferentum
Donum pacis prævium“.

In demselben Zuge bewegt sich diese lange Prozession in den Chor hinunter. Beim Grabmal der Königin Anna ordnet man sich zum Gang durch die Kirche; dann gehts die Chortreppen bei „unsrer Frauen Kindbett" „juxta puerperium Mariae" hinunter und in gerader Linie gegen den St. Martinthurm; hier angelangt wird rechts bei dem Agnesenaltar vorbei umgebogen, mitten durch die Kirche gezogen und die Treppe auf des Dompropsts Seite hinauf in den Chor zurückgekehrt. Das genannte Bildwerk, Puerperium Mariæ, die figürliche Vorstellung der Geburt Christi, muß sich in der Nähe der St. Stephanskapelle befunden haben. Fechter in seinem Neujahrsblatt über das Münster will dasselbe an deren Rückwand, unter das Radfenster verlegen, allein unsre genannte Stelle scheint mir eher dafür zu sprechen, daß dieses Kunstwerk an der Mauer der erhöhten Chorvierung zu suchen war. Eine andre Stelle, welche das Grabmal des Dompropstes Werner von Flaxland beschreibt, giebt uns ebenfalls einigen Aufschluß, wenn sie sagt, es sei dasselbe gelegen „ante puerperium an mitten im weg und ist der stein mit der möschenen tafel." Da nun bei der letzten Restauration des Innern kein genauer Plan der Grabmäler ist aufgenommen worden, so bleibt nun allerdings dahingestellt, ob das Puerperium an der genannten Wand oder etwa frei in der Mitte der Stephanskapelle gestanden habe, was ebenfalls möglich wäre. Auch das Reichensteinische Grab, dessen Reste noch unter den Chorstühlen am Boden zu sehen sind, wird geschildert als „prope puerperium" gelegen. Was den St. Agnesenaltar anbetrifft, so kann derselbe wohl nirgends anders gesucht werden als an dem Pfeiler, welcher der Ostseite des St. Martinsthurm gegenübersteht „ubi ad dexteram iuxta altare Agnetis divertunt ad medium ecclesiæ". Uebrigens scheint die heilige Agnes

in Basel einer besonderen Verehrung sich erfreut zu haben, außer diesem Agnesenaltar gab es noch einen in der Neuenburgkapelle, mehrere Male wird ein „capellanus altaris Sanctæ Agnetis in capella Henrici de Neuenburg“ erwähnt und auch Wurstisen in seiner Beschreibung des Münsters nennt denselben an der betreffenden Stelle. Ferner befand sich in der St. Johannis-Kapelle auf dem Münsterplatz „capella St. Joannis super atrio“ ein Altar zu Ehren dieser Heiligen. Während nun die Prozession mit den Oelgefässen an den genannten Orten, den Hymnus singend, vorbeizieht, setzt der Bischof die Messe fort, communiciert selbst und erwartet dann auf einem Stuhle, der auf der linken Seite des Altares aufgestellt war, die Rückkehr des Zuges.

Das Gefäß mit dem für das Chrisma bestimmten Oele wird auf den Tisch vor dem Altar gestellt, worauf der Bischof den Segen spricht und die Vermischung des Oeles mit dem Balsam vornimmt, darauf bläst er dreimal über das Gefäß, dasselbe thun seine Ministranten. Der Subdiacon empfängt sodann das Oel und trägt es bei den anwesenden Priestern herum, von denen jeder die beschriebene Ceremonie wiederholt. Der Bischof vollendet darauf die Weihung mit dreimaliger Verbeugung und dem Gruße „Ave sanctum Chrisma“, was auch die übrigen Priester wiederholen. Nun kommt die Reihe an das Tauföl, das oleum puerorum, welche Weihung fast in derselben Weise vor sich geht wie die soeben erwähnte. Nach Beendigung der Feierlichkeit werden die beiden Gefäße in derselben Ordnung und in demselben Aufzuge in die obere Sacristei zurückgebracht, wie sie geholt worden sind, worauf auch der Bischof das Hochamt zu Ende celebriert.

Ein fernerer im Ceremoniale anschaulich beschriebener Gebrauch des hohen Donnerstags ist das „Mandatum“ oder

das „Pedilavium“, so genannt nach dem Anfang des Ausspruches des Herrn: „Mandatum novum do vobis, ut diligatis invicem sicut dilexi vos, ut et vos diligatis invicem“ (Und ich sage euch nun: ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habt).

Nach 12 Uhr des Mittags wird mit der hölzernen Tafel geklopft, ein Viertel vor ein Uhr zum zweiten Male, und nun geht der Siegrist zum Dompropst und ladet ihn ein, sich mit seinen Ministranten zur Fußwaschung bereit zu halten. In der Dompropstei sammelt sich die Prozession, und es öffnet sich nun jenes alte, vor kurzem abgebrochene gothische Thor an der Rittergasse, dessen Keilstein in fast räthselhafter Abkürzung T P den Hof dieses ersten Prälaten nach dem Bischof bezeichnet. Zuerst kommt der Siegrist mit dem reichern Scepter „cum baculo solemni“, dann der Procurator des Propstes, dann die Civilbeamten desselben, die zehn Gescheidsleute mit dem Meier, welche außerhalb der Stadtmauer über Grenzstreitigkeiten in Feld und Flur zu sprechen hatten; sie tragen kleine Stöcke „bacillos“ in den Händen und führen einen Korb mit sich, welcher mit Früchten, Tellern und Bechern angefüllt ist, darauf folgen die, welche den Wein tragen, endlich der Dompropst mit den Caplänen und Dienern. Bei ihrem Eintritt ins Münster erschallt zum dritten Male das Klapperholz. Auf der rechten Seite steigen sie in den Chor hinauf, stellen den Korb unter den Tisch vor dem Altar, welchen schon am frühen Morgen der Werkmeister aufgeschlagen hat, und der schon bei der Consecration des Oeles ist gebraucht worden; in dessen Nähe wird auch der große Weinkrug aufgestellt. Ausdrücklich wird dem Siegrist auch noch anbefohlen, das sich zudrängende Volk zu entfernen, damit der Dompropst unge-

hindert zu seinem Sitze gelangen kann. Also auch dieser so prononcierte Zug unsrer hiesigen Bevölkerung ist ein historischer. Darauf zünden die Glöckner zwei Kerzen auf dem Altare an und bedecken denselben mit einem weißen Tuche; während die Cleriker mit dem Diacon sich in den Vorraum, d. h. in das Vestibulum vor dem Vestiarium zurückziehen, decken die Diener des Propstes den Tisch mit den Tellern, den Früchten und dem Weinkrug. Ist dies geschehen, so erscheinen von dem Vestibulum her die übrigen, stellen sich im Halbkreis vor den Altar und es singt der Diaconus das Evangelium des Tages (Joh. 13, 1—16): „Ante diem Paschæ sciens Jesus, quia venit hora ejus ut transeat ex hoc mundo ad patrem; cum dilexisset suos, qui erant in mundo, in finem dilexit eos.“ Auch dieser Zug vom Vorraum bis vor den Altar geschieht nach bestimmten Vorschriften, es fehlt dabei nicht der Dormenter mit dem Scepter, die Chorknaben mit den brennenden Kerzen, der Subdiaconus mit einem kostbaren Evangelienbuch. Nach Absingen des Evangeliums ziehen sich die letztern wieder in die Sakristei zurück, und der Siegrist bittet nun die Domherren, und wenn solcher nicht genug vorhanden sind auch die Capläne des Marienaltars in den Vorraum zu kommen, wo schon vorher alle Geräthe für die Fußwaschung durch den Werkmeister gerüstet sein sollen. Unterdessen setzen sich 12 Priester auf die Bänke, welche vor den Chorstühlen der Domherren aufgeschlagen worden sind, ziehen ihre Schuhe aus, wobei bemerkt wird, daß sie vorher ihre Füße mit irgend einem wohlriechenden Gras oder Wasser sollen gereinigt haben „pedibus ne dominis nauseam generent, aliqua herba vel aqua odorifera prius mundatis“. Nun beginnt die Fußwaschung; im Vestibulum haben sich die Prälaten mit den nöthigen Geräthen versehen. Voran schreiten

zwei jüngere Domherren, jeder mit einem großen Waschbecken „pelluvium“, nach ihnen zwei mit kleineren Becken dann zwei mit großen Kannen. Ihnen folgen die Hauptbetheiligten, denen die eigentliche Handlung obliegt, der Dompropst mit dem Domdecan und zuletzt die übrigen Domherren, alle ohne Schuhe und mit einem Handtuch um den Hals und einem leinenen Tuch umgürtet. Im Chor theilen sie sich, der Dompropst mit dem einen Theil begiebt sich auf seine Seite, der Decan auf die andere. Jetzt rüsten sich die Priester, an denen die Waschung soll vollzogen werden, indem sie die Strümpfe abziehen und ein weißes Tuch ihnen in den Schooß gelegt wird. Der jüngste Canonicus stellt das große Becken unter die Füße des ältesten Jüngers, ein andrer gießt Wasser in das kleine Becken, mit welchem darauf der Dompropst auf der einen und der Decan auf der andern Seite den Jüngern der Reihe nach die Füße waschen, sie abtrocknen und küssen. Nach Vollendung dieser Ceremonie ziehen sie wieder in demselben Zuge wie sie gekommen nach dem Vestibulum zurück. Hier werden die Waschgeräthe abgelegt und die Barette aufgesetzt. Sowie sie sich im Chor wieder eingefunden haben, wird die Vertheilung der mitgebrachten Lebensmittel vorgenommen, zuerst werden die Jünger bedacht, dann der Bischof, wenn er zugegen ist, die Domherren und die Priester, die Rathsherren, Doctoren und andere Personen von Stand und Würde, welche sich zu dieser Feier eingefunden haben. Es folgen noch einige Gesänge und die Verlesung des Evangeliums: „Amen, Amen dico vobis: Qui accipit, si quem misero, me accipit, qui autem me accipit, accipit eum qui me misit.“ Hierauf tragen die Beamten des Dompropstes die Geräthe und den Wein wieder in die Dompropstei zurück, es wird noch das Schlußgebet, das „Completorium“ gesprochen, womit die Feier des hohen Donnerstages ihren Abschluß findet.

Auch der Charfreitag wurde mit großer Feierlichkeit damals schon in unserem Münster begangen, wenn auch nicht so viele besondere Gebräuche sich an denselben anschlossen wie an die Feier des hohen Donnerstages. Der Werkmeister am Münsterbau hat auch an diesem Tage seine besondern, genauen Vorschriften. Da die Matutin des Charfreitags schon am Abend vorher gesungen wird, so beginnt eigentlich die Feier dieses Festtages schon am Vorabend. Die Arbeiter haben daher zunächst den Tisch und die Bänke, welche bei der Fußwaschung und der Oelweihe gebraucht wurden, zu entfernen und an deren Stelle das heilige Grab aufzuschlagen; für diese Dienste werden sie dadurch entschädigt, daß ihnen aus der Dompropstei ein Krug Weines geschickt wird. Ferner werden die Engel des Hochaltars, welche während der Passionszeit verhüllt gewesen, auf den Charfreitag wieder entblößt.

Nach Absingung der Nonen beginnt der eigentliche Gottesdienst mit den vorgeschriebenen Gesängen und Gebeten, wobei drei Priester vom Lettner herab die Leidensgeschichte nach Johannes zu lesen haben, hierauf nimmt die an diesem Tage übliche Kreuzesverehrung ihren Anfang. Der Siegrist mit mehreren Chorknaben und Sängern begiebt sich in die Crypta „juxta puerperium Mariæ“, hier werden sie von zwei Priestern erwartet, welche das auf dem Marienaltar bereit gehaltene verhüllte Kreuz in Empfang nehmen. Unterdessen wird im Chor das sogenannte „Opprobrium Judaeorum“ angestimmt: „Popule meus quid feci tibi aut in quo contristavi te? responde mihi. Quia eduxi te de terra Aegypti parasti crucem salvatori tuo“ (Mein Volk, was habe ich dir gethan und womit habe ich dich betrübt? Antworte mir. Weil ich dich aus Aegyptenland herausgeführt habe, hast du für deinen Heiland das Kreuz errichtet). Und aus der Crypta

ertönt, gesungen von vier Chorsängern, das „Ἅγιος ὁ Θεός, ἅγιος ἰσχυρός, ἅγιος ἀθάνατος, ἐλεῖσον ὑμᾶς.“ Der Chor antwortet: „Sanctus deus, sanctus fortis, sanctus immortalis, miserere nobis.“ Unter diesen Gesängen gelangt die Prozession aus der Crypta durch die Galluskapelle in die Kirche, zieht durch das nördliche Seitenschiff beim Oelberg vorbei, dann durch das Hauptschiff nach dem Chor, wo das verhüllte Kreuz auf den Hochaltar gestellt wird. Außerdem wird das goldene Kreuz, mit einem goldenen Stoff verhüllt, auf den „Truncus“, den Opferstock mitten zwischen den beiden Chortreppen gestellt, die Verhüllung von dem celebrierenden Priester, welcher unbeschuht dasselbe zu verehren hat, ein wenig gelüftet unter dem Gesang: „Ecce lignum crucis, in quo salus mundi pependit. Venite adoremus.“ Zuerst werden nun der Bischof und der Dompropst, nach ihnen die Domherren und Priester der Reihe nach und zuletzt auch die Laien aufgefordert, das heilige Kreuz zu verehren, was durch mehrfachen Kniefall, Gebete und Küssen geschieht. Nach dieser Adoration begeben sich die Domherren an ihre Plätze zurück. Die Messe nimmt ihren Fortgang, nur wird keine neue Hostie consecriert, sondern der Priester bedient sich derjenigen, welche schon Tags zuvor geweiht worden, sowohl für die Communion als für die Ausstellung des Sacramentes bei dem heiligen Grab, was wieder mit besonderen Ceremonien vor sich ging. Am Abend des Charfreitags wurde auch noch die Matutin für den kommenden Samstag abgehalten, wobei uns ein deutsches Lied überliefert ist, welches bei dieser Gelegenheit pflegte gesungen zu werden, und welches sich auf den Verräther Judas Ischarioth bezog. Es lautete folgendermaßen:

„O du armer Judas,
Was hast du gethon,

Daß du Gott den Herren
Also verrothen hast,
Dorumb mußt du liden
In der Helle Pin,
Lucifers Geselle
Mußt du ewig sin.
Kyrie eleison.“

Am Samstag findet sodann zunächst die Weihe des Feuers statt. Im Kirchhof neben der St. Katharinencapelle befindet sich ein ausgehöhlter Stein, auf welchem die Weihung vorgenommen wurde. Mit Kreuz und Fahnen, Rauchfaß und Evangelienbuch bewegt sich der Zug aus dem Hintergrund der Kirche bei den Altären der heiligen Simon und Judas und des Jodocus vorbei nach der Kreuzgangthüre, biegt dann sofort links um nach dem freien Platze und stellt sich im Kreise um das heilige Feuer auf. Der Bischof oder sein Stellvertreter nehmen die eigentliche Weihe mit Gebeten, Räucherung und Besprengung vor, worauf die mitgebrachten Kerzen an dem soeben geweihten Feuer angezündet und Kohlen von demselben ins Rauchfaß gelegt werden. Zum Schlusse wurde ein Hymnus des Prudentius abgesungen, und kehrte man sodann in die Kirche zurück. Bei schlechtem Wetter wurde das Feuer im Kreuzgang statt vor der Magdalenenkapelle geweiht.

In der Kirche wird nun die Weihung des Wachses oder der Osterkerze und zwar auf dem Lettner vorgenommen. Diese Osterkerze soll das Sinnbild des auferstandenen Christus sein, dessen fünf Wundmale durch fünf Vertiefungen in der Kerze versinnbildlicht werden. Unter dem Gesang des Ambrosianischen Liedes: „Exultat jam angelica turba cœlorum etc.“ werden von dem weihenden Priester fünf Weihrauchkörner in die

Löcher der Kerze in Form des Kreuzes hineingelegt, und darauf wird die Kerze selbst angezündet und es erfolgt nun die eigentliche Segnung derselben, nach deren Vollendung sich der Zug wieder in den Chor begiebt, wo die Osterkerze neben dem Sakramentshäuschen aufgestellt wird.

Die letzte Weihe, welche an dem Charsamstag vorgenommen wird, ist diejenige des Taufbrunnens. Unter Absingung des Psalmes: „Wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser", wird die Prozession, an welcher der Bischof selbst Theil nimmt, geordnet. Auf der Seite des Propstes steigt dieselbe die Stufen hinunter aus dem Chor nach der Kirche zu dem Taufstein, dessen ursprüngliche Stellung sich allerdings nicht mehr mit Sicherheit angeben läßt. Jedenfalls befand er sich damals noch nicht in der Schalerkapelle, sondern im Hauptschiff auf der nördlichen Seite, in der Nähe des Opferstockes, der Petitio. Bei demselben stellt sich nun die Prozession auf, nachdem sie dreimal um den Stein herumgezogen ist. Und nun spricht der Bischof die eigentlichen, weihenden Worte. Das Wasser wird kreuzweise mit der Hand getheilt, gegen alle vier Richtungen ausgegossen, angehaucht und schließlich die geweihte Osterkerze in dasselbe eingetaucht mit den Worten: „Es ströme herab in die Wasserfülle die Kraft des heiligen Geistes," dann erfolgt die Vermischung des Tauföles und des Chrismas mit dem geweihten Wasser. Nach Beendigung dieser Weihe zieht die Prozession wieder nach dem Chore, wo der Bischof das Hochamt zu Ende feiert.

Dies in Kurzem die Gebräuche, wie sie damals im Basler Münster sind beobachtet worden. Es stimmen dieseben im Ganzen überein mit der Art und Weise, wie in der katholischen Kirche allenthalben, auch noch bis auf den heutigen Tag diese Woche pflegt gefeiert zu werden. Unser Manuscript gewinnt

aber dadurch an besonderm Werth und Reiz, daß diese Vorschriften einem uns allen theuern Ort angepaßt sind, und wir aus den einzelnen für Basel angeführten Vorschriften uns einigermaßen ein Bild von dem Innern unsres Münsters zu entwerfen im Stande sind. Gar manche einschneidende Veränderung ist an diesem Gebäude im Laufe von mehr als 350 Jahren vorgenommen worden, es ist gereinigt, geläutert, mehrmals getüncht und schließlich noch theilweise umgebaut worden, und trotz allen Aenderungen ist es bis heute ein Innenraum geblieben, von einer Wirkung, deren manche große Kathedrale entbehrt. Ungehindert schweift nun das Auge des Besuchers vom Portal bis zu dem Chorabschluß, nirgends wird die großartige Perspective durch Zierrathen und Einbauten unterbrochen; wie ganz anders war dies in jener Zeit, von welcher unser Ceremonial berichtet, und dennoch werden wir nicht ohne großes Bedauern die Zerstörung so vieler wesentlicher Kunstwerke uns vergegenwärtigen. Warum konnten denn die Früchte der Reformation nur um diesen kostbaren Preis erworben werden? allein da tönt uns als Antwort jener uralte Satz entgegen, daß das Neue und Große nur unter Schmerzen geboren wird, und noch keine große Errungenschaft der Menschheit im Schlafe ist geschenkt worden.

Beitrag zur Geschichte der Basler Wirren in den Jahren 1830—1833.

Die nachfolgende Darstellung der Erlebnisse einer Basler Statthaltersfamilie während der sogenannten Basler Wirren ist Aufzeichnungen entnommen, welche die am 14. April 1885 in Basel im Alter von 78 Jahren verstorbene Frau Statthalter Lucie Burckhardt-Jacot während späterer Jahre in ihrer französischen Muttersprache niedergeschrieben hat. H. B.

Seit dem Frühjahr 1829 bekleidete mein Mann Johannes Burckhardt von Basel die Stelle eines Statthalters im Bezirk Sissach; seit seinem Amtsantritt hatte er unter den revolutionären Ideen der Angehörigen seines Bezirks viel zu leiden; aber erst vom Neujahrstag 1831 an wurde seine Stellung eine im höchsten Grade gefährdete. Trotz der Kälte jenes Januars fanden von Dorf zu Dorf Volksversammlungen statt und überall wurden Freiheitsbäume errichtet; bewaffnete Banden durchzogen auf dem Wege nach Liestal das Dorf und machten jegliche regelmäßige Verbindung mit der Stadt Basel unmöglich. Von verschiedenen Seiten her erhielten wir beängstigende Nachrichten und ganz besonders setzte uns diejenige

der Gefangennahme des Herrn Pfarrer Ecklin in Rothenfluh in Schrecken. Jeden Morgen machte ich mich für den kommenden Tag aufs Ärgste gefaßt, und täglich hielten wir mit den befreundeten Pfarrern Burckhardt in Sissach, Sarasin in Tennikeu und Buxtorf in Gelterkinden Zusammenkunft ab, bei der die Neuigkeiten gegenseitig erzählt und besprochen wurden. Anfangs Januar 1831 — ich war eben ins Eßzimmer getreten — sah mein Mann von weitem eine von zwei Soldaten begleitete Kutsche auf unser Haus zufahren. „Man wird mich gefangen nehmen und nach Liestal führen," rief er mir zu und trat dann sofort unter die Hausthüre, um sich nach den Ankömmlingen umzusehen. Es waren zwei Liestaler, welche Herausgabe der von meinem Manne amtlich verwalteten Staatsgelder verlangten, um sie nach Liestal abzuführen. Mein Mann beruhigte mich mit dem Zuruf: „Sie holen nicht mich, sondern nur das Geld," und antwortete ihnen dann, er weiche der Gewalt und entspreche ihrem Begehren, werde aber sofort über den Vorfall der Regierung in Basel Bericht erstatten. Das Glück der Insurgenten war aber nicht von langer Dauer. Einige Tage später hörte man Kanonendonner und Peletonsfeuer; die gerade wieder bei uns anwesenden Pfarrherren glaubten, es seien Freudenschüsse des aufrührerischen Landvolks wegen irgend einer gelungenen That; unser Knecht kam jedoch gesprungen und rief: „Sie kommen und ziehen sich in Unordnung zurück; der Ebenrain ist militärisch besetzt." Ihm folgte athemlos Bäckermeister Ritter, der sich von den Insurgenten in die Regierung hatte wählen lassen; er bat unter Thränen um Pardon, er sei ein verlorener Mann und habe sich in Dinge verwickelt, die er nicht genugsam verstanden habe; er sei gewiß unschuldig und bitte um Gnade. Man ließ ihn, ohne ihm bestimmte Zusicherungen zu machen, gehen, während sich die Insurgenten

in ungeordneten Massen zu unser Aller Freude durch das Dorf zurückzogen. Die Basler hatten inzwischen Liestal besetzt und glaubten sich dort ihrer Sache so sicher, daß mein unter ihnen sich befindlicher Schwager und ein Freund ihre Compagnie verließen, um uns einen Besuch abzustatten. Ihre Uniformen und die mit einem rothen Band gezierten Tschakos schienen uns aber doch gefährlich zu sein; wir veranlaßten sie daher, Kleider meines Mannes und eines befreundeten Nachbars anzuziehen.

In der Folgezeit hatte mein Mann verschiedene Verhaftungen anzuordnen, wodurch er sich natürlich viele Feinde zuzog. Am Sonntag den 19. August, nachdem die Woche vorher verschiedene Berichte über Aufstände in der Umgegend und allerlei Warnungen uns zugekommen waren, entstand gegen Mitternacht auch in Sissach Lärm. Unsere Hausglocke wurde gezogen und ein Flintenschuß in das Schlafzimmer meiner Kinder geschossen; als wir herbei eilten, fanden wir auf der Wiege unseres jüngsten Knaben Scherben und Splitter des durchschossenen Fensters. Unser Haus war rings von Bewaffneten umgeben, und mein Mann konnte kaum glauben, daß ihm so viel Leute im Dorf feindlich gesinnt seien. Wir saßen mehrere Stunden am Boden des Zimmers, um von den von allen Seiten her fliegenden Kugeln nicht getroffen zu werden; als endlich einige Ruhe eintrat, kam unser Knecht zu uns und schlug meinem Manne vor, er wolle ihn in einer Kiste hinten zum Haus hinaus schaffen. Er wollte aber hievon nichts wissen. Da traten zwei Mitglieder des Gemeinderathes ans Haus heran und verlangten von meinem Mann, daß er Sissach verlasse; kaum hatte er aber ihnen versprochen, als sofort wieder 80—100 Insurgenten herbeikamen und nach einer Leiter schrien, um in unsere Wohnung zu bringen. Ich glaubte, wir seien verloren; immerhin aber wollte ich noch versuchen

zu unserer Rettung mit diesen Leuten zu reden. „Sie werden dich erschießen", warnte mein Mann; ich bat dennoch meinen gerade auf Besuch anwesenden Vater, zwei Kerzen anzuzünden, damit man mich deutlich sehe und öffnete dann ein gewöhnlich verschlossenes Fenster. „Man öffnet", riefen sie unten, und die ganze Bande wandte sich mir zu. Ich weiß nicht mehr, was ich sprach; jedenfalls aber fragte ich, warum man unser Leben in Gefahr bringe. Alles mögliche wurde mir zugeschrien; aber nach und nach beruhigte sich die unten wogende Menge. Dann trat mein Mann vor das Haus mit den Worten: „Hier bin ich; erschießt mich, aber bedenkt die Folgen;" er hieß diejenigen hervortreten, denen er Unrecht gethan habe. Einige Wenige traten vor, wußten aber nichts rechtes vorzubringen; da kam nach 3 Uhr Morgens die Post von Luzern an; mein Mann wollte sie besteigen, um nach Basel zu fahren, wurde aber daran verhindert, indem sie beständig schrien, „nach Liestal mit ihm." Unterdessen füllten wir alle im Haus vorhandenen leeren Flaschen, und ich lud die bewaffneten Männer, um sie ein wenig zu zerstreuen, ein, ein Glas Wein zu trinken. Mehrere trugen große Pistolen, wie sie bei der Kavallerie im Gebrauch sind; ich befürchtete ein zufälliges Losgehen derselben und bat, man möchte sie bei Seite legen. Christen von Itingen, genannt, „der Trompeter", gab mir Recht und legte die seinige auf den Ofen, wo er sie dann beim Weggehen liegen ließ; ein Anderer, der mir als meinem Mann besonders feindlich gesinnt bezeichnet worden war, behauptete, seine Pistole sei nicht geladen; ich wollte mich überzeugen und nahm sie ihm aus der Hand. Ich ließ den Ladstock in den Lauf gleiten, und da er beim Anstossen erklang, also wirklich keine Patrone mehr drin stack, gab ich ihm die Waffe zurück mit der Bemerkung, „jetzt weiß ich, wer zuerst in mein Zimmer gegen meinen

Mann geschossen hat.“ Er sah mich erstaunt an und begann wie ein Narr zu lachen. Während dieses Gelages veranlaßte Gysler, genannt „Sarah Heinzi“, meinen Mann, einzuspannen, er wolle ihn nach Basel führen. Gesagt, gethan; sie verreisten, ohne daß die Anderen, welche im Hause tranken und spectakelten, etwas merkten. Darauf versorgte ich, unterstützt von meinem Vater, alles im Haus befindliche Geld, sowie einige mir von meinem Mann als wichtig bezeichnete Aktenbündel in eine große Kiste.

Beim Weggehen hatte mich mein Mann geheißen, ihm so rasch wie möglich zu folgen und nöthigenfalls den gesammten Hausrath zurückzulassen. Gegen 5 Uhr Morgens begab ich mich daher zum Boten Buser und drang bis in sein Schlafzimmer, da er merkwürdigerweise fest schlief, während doch ungefähr 9 Häuser in jener Nacht dasselbe Schicksal wie das unsere getroffen hatte. Ich bat ihn um alle verfügbaren Fuhrwerke und erhielt von ihm und Andern 6 Dreispänner, die wir mit unserm gesammten Mobiliar beluden, indem wir nur den Keller und das Holz zurücklassen wollten. Unter den mir bei diesem Auszug behilflichen Nachbarn befanden sich auch solche, die in der Nacht vorher die Waffen gegen uns geführt und dann bei uns getrunken hatten. Frau Gerster zur Sonne gab uns noch ein Mittagessen und dann fuhren die nicht besonders haushälterisch bepackten Wagen einer nach dem andern ab. Um 1 Uhr Nachmittags saß ich auf der Bank vor der Post, das Fuhrwerk, welches meinen Vater und mich nach der Stadt bringen sollte, erwartend. Die Ermattung und die vielfache Aufregung des Tages ließen mich für meine Gesundheit fürchten, während mich Frau Hofmann, die Hebamme des Ortes, aufzumuntern und zu trösten suchte. — Als mein Mann beim rothen Haus in der Hardt angelangt war, traf er eine in die

Stadt fahrende leere Kutsche; er benützte dieselbe und hieß Gysler nach Sissach zurückfahren, da ich vielleicht seiner und seines Wagens noch bedürfe. Wir benützten ihn dann auch in der That für die Dienstboten und Kinder. Sein erstes, das mein Mann in Basel that, war ein Besuch bei Bürgermeister Frey und dann suchte er einen Platz, um unsere Haushaltung unterzubringen; an der Bäumleingasse fanden wir eine Wohnung. Da kam bald aus meinem Heimathkanton Neuenburg die Nachricht, auch dort sei Revolution ausgebrochen, und die dortigen Insurgenten hielten das Schloß zu Neuenburg besetzt, was meinen Vater veranlaßte heimzukehren, indem er beständig ausrief: „Man sollte den Kerlen das Wasser vergiften.“ Ich war sehr bekümmert um seine Sicherheit, glücklicherweise aber ohne Grund. — Einige Tage nachher erkrankte mein Mann an Rheumatismus und daneben war er mit dem Gang der Politik nicht zufrieden; der Arzt wies ihn zur Heilung seines Leidens ins Riedlinger Bad und empfahl ihm zugleich, sich von der aufregenden Politik fern zu halten. Ich begleitete ihn dorthin und machte ihm in der Folge wiederholt Besuche, bei denen allerlei heute noch bestehende Bekanntschaften mit andern Badgästen gemacht wurden.

Die Tagsatzung sandte nun in den ganzen Kanton Truppen, indem sie glaubte, Ordnung herbeiführen zu können, und mein Mann wurde angewiesen, unter deren Schutz auf seinen verlassenen Posten zurückzukehren. Er erklärte sich bereit, dieser Weisung Folge zu leisten, nahm jedoch seine Familie nicht mit sich und wohnte auch nicht in der Statthalterei. Vielmehr richtete er sich in einem zum Gastof zur Sonne gehörigen Dependenzgebäude ein — das heute nicht mehr steht —, das auch von eidgenössischen Offizieren bewohnt wurde. Bald überkam meinen lieben Mann aber das Heimweh, und ich entschloß

mich, mich ebenfalls zu ihm nach Sissach zu begeben, während meine Mutter einstweilen die Führung der Haushaltung in Basel und die Aufsicht über die Kinder zu übernehmen bereit war. Freilich war ich zu dieser Zeit so angegriffen und schwach, daß mich die Musik, welche allabendlich zu Ehren des Obersten Hahn gespielt wurde, weinen machte; als Oberst Hahn bei einem Besuch meines Mannes diese Wirkung der ihm geltenden Serenaden bemerkte, befahl er daher, dieselben einzustellen.

Im November, als ich meiner Niederkunft entgegensah, kam mein Mann bei der Regierung um die Ermächtigung ein, von Sissach nach Gelterkinden übersiedeln zu dürfen, wo wir im Gasthof zum Rößli unsere Wohnung und in einem Nebengebäude die Kanzlei einrichteten. Der Kanton war beständig von schweizerischen Truppen besetzt, die jedoch Aufstände und Zusammenrottungen jeder Art nicht hinderten. Am 28. Januar 1832 hatten wir den Besuch einer befreundeten Basler Familie, die mein Mann gegen Abend zur Post in Sissach begleitete; auf dem Rückweg hielt er sich eines Amtsgeschäftes wegen in Böckten auf und fand da, ohne den Grund einzusehen, eine Menge Leute aus Sissach und Gelterkinden. Inzwischen war die Geburt meines Kindes eingetreten, und ich ließ ihn durch einen Knecht herbeirufen. Er kehrte daher früher als beabsichtigt zurück und entging so einer großen Lebensgefahr, indem er vernahm, die Sissacher hätten sich geäußert, am Abend, wenn der Statthalter seine Geschäfte beendigt habe, werde in Böckten „Metzgete“ stattfinden. Gelterkinder, welche davon gehört hatten, waren zum Schutze meines Mannes nach Böckten geeilt. Die Geburt des Kindes diente somit zur Lebensrettung meines Mannes. Von diesem Zeitpunkt an begannen in einzelnen Gemeinden von neuem Unruhen, und mein Mann

forderte von der Regierung in Basel bestimmte Anordnungen zur Sicherung der zu ihr haltenden Gemeinden des ihm unterstellten Bezirks. Zur Besprechung dieser Angelegenheit sandte man ihm zwei Commissäre, die Herren Oberst Wilhelm Geigy und Bernoulli-Bär; diese verlangten sodann im Verein mit einigen Gemeindevorstehern militärische Unterstützung, welche circa 150 Mann stark müde und hungrig auf Umwegen über Grenzach und Magden am 6. April 1832 in Gelterkinden eintraf. So schnell wie möglich wurde im Waschhaus Mehlsuppe gekocht und alles vorhandene Fleisch gebraten, während die Truppe nach Aufstellung einiger Wachtposten namentlich bei der auf einer Anhöhe liegenden Kirche sich der Ruhe hingab. Bald sah man bewaffnete Leute herankommen. Mein Mann weckte daher den Commandanten der Standestruppe, Herrn Geigy, damit er die nöthigen Befehle ertheilen könnte. Während die übrigen Offiziere und Soldaten noch auf Bänken, Tischen, Oefen und Treppen schliefen und meine Dienstboten in der Küche beschäftigt waren, stieg ich, die ich damals noch mein jüngstes Kind stillte, zu meinen ruhig schlafenden Kindern hinauf, um ebenfalls trotz der Flintenschüsse, die auf allen Seiten fielen, ein wenig auszuruhen. Nach Mitternacht kam mein Mann und forderte mich auf, ein schreckliches und doch schönes Schauspiel anzusehen; die durch Insurgenten in Brand gesetzte Fabrike DeBary brannte lichterloh, und entgegen der Absicht der Brandstifter, welche während der Rettungsarbeiten sich gerne des Dorfes bemächtigt hätten, wurden gar keine Löschversuche gemacht. Gegen Morgen nahm das Schießen ab, und es zeigten sich viele Verwundete; 6—8 derselben wurden in unser hinteres Zimmer verbracht, wo ich zusammen mit Frau Freivogel die Wunde des am rechten Arm verletzten Hauptmann Stöcklin auswusch und verband, da noch kein Arzt vorhanden war.

Es mochte gegen 8 Uhr Morgens sein, als der eidgenössische Commissär de la Harpe, der in Liestal wohnte, der Graubündner Oberst Donats und Stephan Gutzwiller mit einigen andern den Befehl brachten, es seien die Waffen niederzulegen. Unsere Basler und andere Mitglieder des Gemeinderathes hielten es mit Rücksicht auf die Ruhe und Sicherheit des Dorfes für geboten, dem Befehl zu gehorchen. Während die Standestruppen wegzogen, nahmen mein Mann und die Commissäre Bewachung des Ortes durch eidg. Truppen an. Da plötzlich, als die eidg. Commissäre die Amtsstube meines Mannes verließen, durchschoß die Kugel eines Insurgenten den Hut des Oberst Donats, der darüber sehr bestürzt wurde, zumal ihm Stephan Gutzwiller auf seine Frage kurz vorher bestimmt versichert hatte, man werde sich, sobald die Basler Truppen den Platz verlassen haben, durchaus ruhig verhalten. Bald darauf kamen Herr und Frau Pfarrer Buxtorf zu mir, um sich über das Geschehene zu erkundigen; auch sie konnten auf eine schreckliche Nacht zurückblicken, da sich das Pfarrhaus gerade an dem Platz befand, wo unsere Leute am meisten und von allen Seiten bedrängt worden waren. Nachdem ich kaum einige Worte mit ihnen gewechselt hatte, kam einer unserer Landjäger zu mir mit der Mittheilung, mein Mann lasse mir sagen, er sei mit der Standestruppe weggegangen. Ueber dieser Nachricht verlor ich vollständig den Kopf; ich wollte meinem Mann nacheilen, um ihn zurückzuhalten; auch die Pfarrersleute eilten rasch nach Hause und fanden da ihre Wohnung bereits mit Insurgenten angefüllt, die hauptsächlich damit beschäftigt waren den Keller zu leeren. Was mich betrifft, so ging ich nicht sehr weit; denn hinter dem Haus verließen mich meine Kräfte, und ich fiel zu Boden. Der junge Herr Freivogel hob mich auf und führte mich, unterstützt von seiner Mutter, in meine

Wohnung; ich verlangte Wasser und kam so nach und nach wieder zur Besinnung, indem ich mir bestimmt vornahm, in Zukunft entschlossener zu sein und mich durch die Angst nicht mehr außer Fassung bringen zu lassen. Unterdessen hatte der Landjäger meinen Mann von meinem besorgnißerregenden Zustand in Kenntniß gesetzt, so daß sich dieser veranlaßt sah zurückzukehren; kaum sah ich ihn ins Zimmer treten, machte ich mir über mein Benehmen die heftigsten Vorwürfe und bat ihn doch ja wegzugehen, da er ja sonst verloren sei; aber es war zu spät; man hörte zu ebener Erde des Hauses schießen und Fenster sowie Geschirr klirren, da alles, was irgendwie zerbrochen werden konnte, zertrümmert wurde; sogar auf der Treppe befanden sich bereits Insurgenten. Wir schlossen im obern Stockwerk die Thüre des vordern Zimmers, und mein Mann zog sich in ein hinteres Zimmer zurück. Als der Lärm unten ein wenig nachließ, begab ich mich mit den beiden Mägden und meinen drei Kindern ins mittlere Zimmer; die Kindsmagd fand nun für gut, mir eine Strafpredigt zu halten und mich um Erlaubniß zu bitten, mit den Kindern das Haus verlassen zu dürfen, indem sie mir sagte, wenn ihr ein Uebel zustoße, sei ich dafür verantwortlich. Ich ließ mich auf das Wickelkissen nieder und bat Gott, mir den rechten Weg zu zeigen; ich erfuhr die Macht des Gebetes und erhob mich gestärkt und fest entschlossen, mit meinen Kindern hier zu bleiben und auszuharren.

Um vor Kugeln, die durch das Fester eindringen konnten, geschützt zu bleiben, saßen wir am Boden; unsere Kleinen schliefen ruhig, als eine Kugel durch den Kreuzstock sauste und über die schlafenden Kinder hinweg in ein leeres Bettchen fiel. Dann drangen Bewaffnete ins Zimmer, unter ihnen ein Gysin von Liestal, genannt „Kerzenmachersſohn", welcher be-

hauptete, er sei von der Metzelei ermüdet, ich solle ihn hier behalten, und ohne meine Antwort abzuwarten, setzte er sich zum Fenster. Als ihm ungefähr ein Dutzend Männer folgten, stieß er sie gegen die Thüre mit den Worten, „wir haben hier nichts zu thun, es sind nur Weiber und Kinder da“, und als sie wieder draußen waren, kehrte er zurück, indem er dann das Gleiche mehrmals wiederholte und auf diese Weise gewiß gegen 100 Männer von uns fern hielt. Mein Mann hatte mir einige hundert Franken Staatsgelder, bestehend aus Brabanterthaler Rollen zur Aufbewahrung gegeben, und ich zog zwei Schürzen an, um in deren vier Taschen einiges davon verwahren zu können; dann gab ich jeder der beiden Mägde eine oder zwei Rollen mit der Weisung, darüber zu verfügen, sobald es gelte, ihr Leben oder dasjenige der Kinder zu retten; ich bat sie, die Kinder nicht zu verlassen und sich nicht mit ihren eigenen Sachen zu befassen, indem ich ihnen für alle Fälle Schadloshaltung versprach; sie nahmen mich dann auch später hiefür beim Wort.

Ich trug gerade meinen Säugling an der Brust, als ein Mann ins Zimmer trat und mit den Worten: „Gieb mir Geld oder ich gebe dir einen Schuß“ seine Pistole gegen mich anlegte. Eine silberne Uhr hing an der Wand, und ich erwiederte ihm: „Geld kann ich Euch nicht geben, aber dort hängt eine Uhr.“ Er betrachtete sie, steckte sie in seine Tasche und entfernte sich. Ich fürchtete nun, da ich Einem etwas gegeben hatte, würden gewiß Andere nachfolgen und band daher in jeden Zipfel meines Taschentuches einen Brabanterthaler, um nöthigenfalls sofort etwas weniges bei der Hand zu haben. Meine Angst war jedoch dießmal unnöthig. Während dieser zwei bis drei schrecklichen Stunden war im Haus zu ebener Erde alles, was möglich war, zertrümmert, sogar die

Oefen heruntergerissen und die Wände demoliert worden. Von seinem Zimmer aus hatte mein Mann gehört, wie General Buser den Befehl ertheilte, man solle alles verbrennen, tödten und stehlen. Bei Beginn des Blutbades, als die Insurgenten in das Dorf eindrangen, waren die eidgenössischen Truppen, welche die Ordnung aufrecht erhalten sollten, nach Liestal abmarschiert und zwar so sehr in der Eile, daß sie vergessen hatten, ihre ausstehenden Posten einzuziehen. Es war zwischen zwölf und ein Uhr Mittags, als die zum Haus des uns befreundeten Inspektors Pümpin gehörige Scheune in Flammen aufging, nachdem sie zuerst ausgeraubt worden war; die Scheune befand sich neben dem Haus des Herrn Freivogel, in welchem mein Mann seine Kanzlei eingerichtet hatte, und das von einem jungen Copisten Fritz Schneider und unserm Knecht bewohnt wurde. Auch der Schrank, welcher die Kleider unserer Dienstboten enthielt, befand sich darin; kaum hatten wir bemerkt, daß sich das Feuer auch diesem Hause mittheilte, als man uns zurief: „Rettet euch, auch euer Haus brennt!“ Ich nahm meinen kleinen Rudolf, der acht Monate nachher gestorben ist und die Mägde die beiden andern Kinder; meinen Mann sah ich vor Abend nicht mehr. Bei der Hausthüre stellte sich Metzger Gysin aus Liestal mit erhobenem Säbel uns entgegen. Gysler von Sissach, wie von Gott gesandt, hinderte ihn aber am Dreinhauen, indem er ausrief: „Diesen Weibern und Kindern darf kein Leid zugefügt werden.“ In diesem Augenblick sah ich, wie die Großmutter Freivogel in Betttücher gewickelt zum benachbarten Haus hinaus getragen wurde. Beide, Gysin und Gysler, führten uns nun in das unten im Dorf befindliche Bergersche Haus und stellten Schildwachen zu dessen Thüren. Dann fragte mich Gysler, ob ich meine Sachen in Sicherheit gebracht habe, und als ich ihm dieß ver-

neinte, führte er mich wieder am Arm durch die tobende Menge in meine Wohnung zurück, die ich mit Freund und Feind angefüllt fand; ich schaffte eine Alabasteruhr, welche dann wie durch ein Wunder gerettet wurde, bei Seite; dagegen war eine sonst hinter der Uhr versteckte kleine rothe Casette, in der ich einige Schmuckgegenstände verwahrt hatte, verschwunden. Der gerade anwesende Herr Bernoulli-Bär machte mir einigen Muth, und ich packte verschiedene große Ballen, die aber zum Theil auf Nimmerwiedersehen weggeschleppt wurden. Eine besonders große Balle, die meine sämmtlichen Tischtücher und die Küchewäsche enthielt und die zum Forttragen zu schwer war, fand ich später wieder vor; ebenso kam ich zwei Jahre später wieder in den Besitz von zwei Paar Strümpfen, die, mit einem Stempel von Zofingen versehen, wahrscheinlich von dem unbekannten Räuber an Herrn Freivogel zurückgesandt wurden. Ich verließ hierauf meine Wohnung, in der alles drunter und drüber ging, wieder, ohne zu wissen, was aus meinem lieben Manne geworden war, indem ich nach allen Seiten umschaute, ob er nicht todt oder verwundet da liege. Als ich wieder zu meinen Kindern zurückkam, fand ich da einen unsrer Landjäger Namens Löliger, der um nicht erkannt zu werden seine Uniform ausgezogen hatte und mich nun bat, ich möchte ihn verstecken; ich verweigerte ihm jedoch dieß, da ich für meine Kinder und mich üble Folgen befürchtete. Acht Jahre später traf ich ihn wieder in Riehen, wo er sich als Schneider niedergelassen hatte. Er erzählte mir lachend, weil ich ihn damals nicht versteckt habe, sei er mißhandelt und in einen Bach geworfen worden.

Nach und nach bekam auch die Familie Berger, zu der wir uns zurückgezogen hatten, Angst, unsere Anwesenheit könnte ihr Gefahr bringen, und bat uns, wir möchten uns entfernen; auch meine zwei erschrockenen Mägde, die eben gesehen hatten,

wie zwei verwundete Soldaten getödtet und dann ihrer Kleider beraubt worden waren, wollten nicht mehr länger hier bleiben. Aber wo sollten wir uns hinbegeben? Ich dachte an den Kienberg, in der Hoffnung, der ihn bewohnende Herr Oberst Braun werde uns Gastfreundschaft gewähren, und forderte meine Mägde auf, womöglich unsern kleinen Kinderwagen, der sich hinter dem Gasthaus befinden mußte, herbeizuschaffen. Sie kamen jedoch weinend und unverrichteter Dinge zurück mit der Nachricht, der Wagen sei zertrümmert worden und in seinem Korb liege ein mit Kegelkugeln todtgeschlagener Soldat. Da hörte ich einen Reiter vorbeigaloppieren; ich eilte ans Fenster und sah unsern Doktor Meyer von Sissach; „Großer Gott", rief er aus, als er mich bemerkte, „sind Sie noch hier? Ich habe Ihren Mann, den sie nach Liestal führen, angetroffen und rathe Ihnen, ihm zu folgen." Da ich nun wußte, nach welcher Richtung hin sich mein Mann bewegte, war ich rasch entschlossen ihm nachzueilen. Ich erinnerte mich an unser Pferd und unsern Wagen, die weiter oben im Dorf untergebracht waren und begab mich auf einem Seitenweg dorthin; ich klopfte an und rief den Knecht Stephan, der die Stallthüre kaum öffnete und erwiderte, er könne die Kuh, welche am Kalbern sei, nicht verlassen. Herumstehende Bekannte bemerkten ihm, vor der Kuh seien doch gewiß wir zu retten und spannten ein; hierauf begab ich mich wieder zu meinen Kindern, gab ihnen Milch und versah mich selber mit einigen kalten Erdäpfeln, da ich seit dem letzten Abend außer einigen Mandeln nichts gegessen hatte. Die Leute, welche mir nun das Fuhrwerk zuführten, erzählten mir, während des Einspannens sei der Buchbinder Wirz von Gelterkinden in dasselbe gesessen; er habe dann mit einem Draußenstehenden einen Wortwechsel gehabt und sei von diesem erschossen worden. — Wer sollte uns nun aber nach Basel führen? Ein mir

unbekannter Mann, der von Anfang an bei uns im Zimmer gewesen war, erklärte sich bereit, uns bis Liestal zu führen und drei Insurgenten, denen das Gemetzel verleidet war, wollten uns begleiten. Mit den beiden Mägden, dem Copisten Fritz und den drei Kindern richtete ich mich nun, so gut es gehen wollte im Wagen ein, während die vier Männer den Bock sowie das Gepäckbrett besetzten; eine schwere Last für für unsern kleinen Grauschimmel! In Sissach angekommen, hielten die Männer vor der Sonne an, um eine Flasche Wein zu trinken. Die Wirthin, Frau Gerster, kam uns entgegen und rief: „Um Gottes Willen, kommen auch Sie noch, eben verließ Ihr Mann dieses Zimmer, in welchem ihn Heinrich Martin erschießen wollte, wenn er nicht durch einen Andern, den sie „Seidenweber“ nannten, und welcher ihm Strafe androhte, daran verhindert worden wäre. Sie führten Ihren Mann wie einen Gefangenen ohne Hut und Stock, zielten von Zeit zu Zeit auf ihn und schossen in die Luft.“ Mein Mann bestätigte mir später alles dieses und erzählte weiter, die ihn begleitende Bande habe auch in Lausen einen Halt gemacht, der Wirth Düring aber habe Mitleid mit ihm empfunden, da er wie ein Verbrecher behandelt worden sei und habe ihm seine Mütze aufgesetzt; er sei dann nach Liestal gebracht und dort von zwei Bürgern bewacht in ein hinteres Zimmer im ersten Stockwerk des Rathhauses gesperrt worden; er habe Tinte und Feder erhalten und an die eidgenössischen Commissäre geschrieben.

Nachdem wir von Frau Gerster ein wenig Speise und Trank erhalten hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, um womöglich meinen Mann einzuholen, bevor ihm ein Unglück geschehen war. Zwischen Lausen und Liestal, als das Pferd einer kleiner Steigung wegen in langsamem Schritt

ging, begegnete uns ein Fuhrwerk, und es hieß, Dr. Hug, ein Führer der Insurgenten sitze darin; ich ließ unser Fuhrwerk anhalten, um mit ihm zu sprechen, da ich ihn von Sissach her kannte. Ich fragte ihn, wo mein Mann sei, und ob er noch lebe. Er beruhigte mich und versicherte, es drohe ihm keine Gefahr mehr. In Liestal angekommen fanden wir eine Menge Soldaten und sonstige Bewaffnete, so daß es kaum möglich war, bis zum „Schlüssel“ durchzudringen; dort wies ich meine Mägde an, sich mit den Kindern bestmöglichst einzurichten, während ich selbst mich entfernte, um die eidgenössischen Commissäre aufzusuchen. Ein Adjutant nahm sich meiner an, und ich verlangte vor Herrn de la Harpe geführt zu werden, erhielt jedoch den Bescheid, er sei nach Rheinfelden verreist; ich ließ mich nun zu Herrn Merk geleiten. Als ich ihn in meiner französischen Muttersprache anredete, erhob er beide Hände, als wollte er mich von sich weisen und hieß mich deutsch reden; ich entschuldigte mich, stellte mich ihm dann als Frau des Statthalters von Gelterkinden vor und erkundigte mich, ob er meinen Mann, der als Vertreter der Basler Regierung doch nur seine Amtspflicht gethan habe, nicht freilassen könne. Er antwortete mir, es sei allerdings fatal gegangen, und indem er mir eine Unterredung mit meinem Manne anbot, führte er mich zu einem hintern Zimmer, in welchem ich ihn bereits mit meinen Kindern vereinigt fand. Ich glaubte im Himmel zu sein.

Was war nun zu thun? Mein Mann rieth mir, so bald wie möglich nach Basel zu gehen und Herrn Bürgermeister Frey meine Erlebnisse zu berichten, zugleich mit dem Ersuchen, man möge über seine Befreiung Unterhandlungen anknüpfen ohne Militär ausrücken zu lassen, da er sonst gewiß als Geisel zurückbehalten und noch größerer Gefahr ausgesetzt

würde. Ich hielt unser kleines Pferd nicht für fähig, uns weiter zu führen und suchte in der hintern Gasse von Haus zu Haus ein anderes; aber überall wurde ich abgewiesen, da man nicht wisse, ob man während der Nacht nicht selber die Pferde brauche. Ich begegnete meinem bisherigen Kutscher, und da dieser eine Fahrt mit unserm müden Pferde wagen wollte, waren wir bald unterwegs. Beim rothen Haus hielten uns Wachtposten an und forderten unsere Pässe; trotzdem wir keine solchen vorweisen konnten, wurden wir durchgelassen; als wir uns dem verschlossenen St. Albanthor näherten, wurden wir von allen Seiten angerufen, so daß wir uns dem Aeschenthor zuzuwenden für gut fanden. Da trafen wir aber ein entsetzliches Durcheinander. Ohne uns um die von allen Seiten her ertönenden Anrufe zu kümmern, drangen wir durch, indem ich beständig ausrief, ich wolle zum Herrn Bürgermeister; wahrscheinlich hielt man mich für verrückt.

Ich eilte nun zu meinem Schwiegervater und bat ihn, mich zum Herrn Bürgermeister Frey zu begleiten, mit dem ich wohl bekannt war. Dieser theilte mir mit, soeben sei der Rath zusammen berufen worden; es werde aber in der kommenden Nacht jedenfalls kein Militär ausgesandt werden. Meinen weitern Erzählungen wollte er kaum Glauben schenken, da er das ganze Baselbiet für mit zahlreichen eidgenössischen Truppen besetzt hielt. Ich kehrte zu meinen Schwiegereltern zurück; da, als ich mich schlafen legen wollte, hörte ich einen Wagen vor dem Haus anhalten; ich sah zum Fenster hinaus und erkannte den Kutscher der Familie Freivogel; wie der mich erblickte, rief er mir zu: „Ich habe den Statthalter in die Stadt geführt, er hat sich zum Bürgermeister begeben und wird dann sofort zu Ihnen kommen." Ich jauchzte auf und empfand keinen Schlaf mehr. Nach meiner Abreise von Liestal hatte

sich nämlich mein Mann bei der Wache erkundigt, wer von der Regierung gerade da sei, und als man ihm antwortete: Herr Emil Frey, verlangte er eine Unterredung mit ihm. Dieser, ein Zofingerfreund meines Mannes, entschuldigte sich wegen des Vorgefallenen, an dem er nicht schuld sei; und forderte ihn auf, einfach nach Basel zu reisen. Unter Hinweis auf die vor sein Zimmer gestellten Wachposten weigerte sich aber mein Mann, sich so ohne Weiteres aus dem Staub zu machen und verlangte einen Freipaß. Sofort stellte ihm sein Freund Frey einen solchen aus, und er konnte nun den Heimweg antreten.[1]) Vor dem Hause traf er den ihm bekannten Knecht des Herrn Freivogel, der Elsäßerwein nach Gelterkinden zu führen hatte, aber Tags zuvor auf Mahnung zur Vorsicht hin in Liestal zurückgeblieben war; gerne spannte dieser ein, um meinen Mann nach Basel zu führen und alle entgegentretenden Hindernisse wurden unterwegs durch den Freipaß beseitigt. So nahm der schreckliche 7. April 1832 für uns doch noch ein gutes Ende. —

In der Folge fand die Basler Regierung für gut, meinen Mann vorderhand als Statthalter in Gelterkinden durch Herrn

---

[1]) Das noch vorhandene Original dieses von Herrn Dr. Emil Frey auf ein Folioblatt geschriebenen Passes lautet: „Inhaber und Vorweiser dieses, Herr Johannes Burckhardt, J. U. C. von Basel, reisend von Liestal nach Basel, darf frey und ungehindert durch den Canton Basellandschaft passieren und repassieren."

Liestal, den 7. April 1832.
(Abends 7 Uhr.)

Die Verwaltungs-Commission des Cantons Basellandschaft:

Namens derselben:

(sig.) **Emil Frey**, Dr.

Mitglied der Verwaltungs-Commission.

Statthalter Christ zu ersetzen, während er seinerseits an dessen Stelle in Riehen zu functionieren hatte. Zugleich hatte er während des Sommers 1832 der Tagsatzung beizuwohnen, um über jede Sitzung der Regierung zu referieren. Als er von derselben zurückkehrte, wünschte Herr Christ wieder seine frühere Stelle in Riehen einzunehmen. Mein Mann wurde daher angewiesen, sich wieder auf seinen Posten in Gelterkinden zu begeben; als Schreiber wurde ihm der bisher in Arlesheim angestellte Herr Schneider beigegeben. Ich blieb in Basel und erhielt von Zeit zu Zeit den Besuch meines Mannes; damals starb auch am 27. Januar 1833 unser jüngstes Kind Rudolf.

Im Juni, da wir unsere Wohnung wegen Hausverkaufs aufgeben mußten, machte ich mit meinen Kindern bei meinen Eltern in Chaux-de-Fonds einen Aufenthalt und kehrte von da zu meinem Manne nach Gelterkinden zurück; dort richteten wir uns zunächst im Wirthshaus ein, während sich Herr Freivogel bemühte, uns eine Wohnung in seinem neu aufgebauten Hause so bequem wie möglich einzurichten. Ich war wieder glücklich, aber nur für wenige Tage. Im Reigoldswylerthal wie bei uns entstanden neuerdings Unruhen, und man hörte Nachts Lärmen und Schießen; in verschiedenen Gemeinden wurden Bürgergarden eingerichtet, man vermehrte die Zahl der Landjäger — ich glaube meinem Mann standen deren 30 zur Verfügung. — Meinem Mann wurde ferner als Beistand Herr Oberst Imhof gesandt, der bei der Schweizergarde in Frankreich Dienste gethan und sich im Jahre 1830 durch die Rettung einer Fahne hervorgethan hatte; sodann wurden auf besonders aussichtsreichen Punkten der Umgebung Signale errichtet und namentlich gegen Diepfligen hin Wachposten aufgestellt. Als mein Mann mit seinem Schreiber Herr Schneider,

einst von dort durch den Gelterkinder Wald zurückkehrte, hörten sie eine Kugel vorbeisausen; sie standen aber in Gottes Schutz.

In der Nacht vom 2/3. August 1833 ertönten in der Ferne Kanonenschüsse. Wir geriethen in große Aufregung, da der Kriegslärm gegen Morgen beständig zunahm, während niemand von uns wußte, wo er eigentlich herkam. Ich suchte möglichst ruhig zu bleiben, und beschäftigte mich mit Ausmachen von Bohnen, als mir Nachmittags um 3 Uhr herum eine Nachbarin in freudiger Aufregung erzählte, heute seien viele Basler, darunter mehrere Obersten, getödtet worden. Die Insurgenten wußten also bereits, was geschehen war, während wir ohne jede Nachricht geblieben waren. Schon früher hatte ich meinem Manne erklärt, im Fall eines erneuten Aufstandes würde ich mit meinen beiden Knaben Gelterkinden sofort verlassen, da ich nicht noch einmal einen Tag wie den 7. April des Vorjahres erleben wollte und hatte bereits zwei Körbe mit den nöthigen Kleidungsstücken und etwas Geld gerüstet; nun hatte ich aber vor einigen Tagen auf der Kellertreppe meinen Fuß verrenkt und war daher zum Gehen sehr schlecht aufgelegt. Gegen 4 Uhr erhielt mein Mann bestimmte Nachrichten über die Ereignisse des Tages, wonach die Basler geschlagen und die Landschäftler Herren des ganzen Kantons geworden waren. Der Gemeinderath bat meinen Mann, sich in eine weiter oben gelegene Gemeinde, nach Rünenburg, zurückzuziehen, damit Gelterkinden vor einem Blutbad, wie solches voriges Jahr stattgefunden hatte, verschont werde. Mein Mann berichtete mir dieß in kurzen Worten; ich erklärte sofort ihm voraneilen zu wollen, schloß unsere Wohnung ab und übergab die Schlüssel der Familie Freivogel zur Aufbewahrung. Dann machte ich mich auf den Weg nach Rünenburg, wo ich glaubte Unterkunft finden zu können. Am Fuß des Berges stießen wir auf

unsere Schildwachen; ich erzählte ihnen, was geschehen war, und da sie mich kannten und mir sofort glaubten, fanden sie für gut, ohne Ablösung ihre Posten zu verlassen und uns zu begleiten. Zwei Soldaten übergaben ihre Gewehre den Cameraden zu tragen und nahmen meine beiden Knaben, von denen der eine $3^1/_2$, der andere $2^1/_2$ Jahre alt war, auf die Schultern. In Rünenburg angekommen, begab ich mich sofort zu Herrn Lukas Grieder, der mir aber ganz niedergeschlagen rieth, die Reise bis Lostorf fortzusetzen; er wolle meinem nachfolgenden Manne denselben Rath ertheilen, da die Gemeinde keiner Gefahr ausgesetzt werden dürfe. Mehrere Leute würden uns begleiten, wir sollten aber den directesten Weg einschlagen und keine Dörfer, weder Zegligen noch Wysen, berühren.

Wir machten uns also wieder auf den Weg, meine beiden Knaben beständig auf den Schultern unsrer Begleiter, und suchten so rasch als möglich über Kartoffeläcker und Kleefelder vorwärts zu kommen, wobei mich mein verbundener Fuß heftig schmerzte. Auf der Anhöhe angelangt, fanden wir eine Hütte bereits auf Solothurnergebiet; eine dicke Bäuerin öffnete ein Fensterchen und rief: „Jesus Maria, woher kommt ihr? Kommt ihr von Basel; der Bote von Wysen hat mir erzählt, die Basler seien geschlagen worden; viele seien verwundet, und unter den Todten befinden sich die Obersten Landerer und Wieland." Das war allerdings nicht geeignet, uns zu beruhigen; die Frau lud uns dann ein, einzutreten und bot uns Kaffe, Milch und Kirschwasser an, was wir — wir waren ungefähr 12 Personen — gerne annahmen. Meine Magd mahlte den Kaffe, die Bäuerin machte Feuer an, und unsere Begleiter unterhielten sich mit meinen Kindern. Vor der Hütte stand ein Pflug, auf den ich mich den Kopf in beide Hände stützend setzte, indem ich darüber nachsann, was nun zu thun sei; ich weinte und

bat Gott, mir den rechten Weg zu weisen; da plötzlich sah ich zwei Gestalten den Berg hinauf kommen, ich täuschte mich nicht, es war mein lieber Mann mit seinem Schreiber, Herrn Schneider. Wir waren also wirklich wieder beisammen. Er berichtete uns nun, auch Herr Oberst Imhof folge ihnen mit etwa 30 Landjägern. Bald machten wir uns wieder auf den Weg und kamen gegen 10 Uhr endlich im Bad Lostorf an, wo wir verschiedene bekannte Basler Familien trafen. Alle Zimmer waren besetzt, und nur Dank dem freundlichen Entgegenkommen einiger Gäste fanden wir für die Nacht Unterkunft. Die nachfolgenden Landjäger aber konnten nicht untergebracht werden; sie mußten nach eingenommener Mahlzeit weiterziehen und bei Aarau in einer Scheune übernachten. Tags darauf marschierten sie dann über Rheinfelden und badisches Gebiet nach Basel zurück. Auch wir kehrten bald wieder in die Stadt zurück, woselbst mein Mann als Appellationsgerichtsschreiber, Mitglied mehrerer Behörden, Waisenhausverwalter und schließlich noch als Stadtschreiber neue Arbeit fand. Er starb 36 Jahre alt, am 22. Juli 1839.

Basler Studentenleben im 16. Jahrhundert.

Von Rudolf Thommen.

Schöne selige Jugendzeit! Glücklich der Mensch, der sie durchlebt hat, im Vollgefühle seiner Kraft genießend, was das Dasein einem sorglosen Begehren entgegenbringt, wie der fröhliche Wanderer die thaufrische Landschaft am frühen Sommermorgen durcheilt, von würzigen Düften erquickt, die der leichte Wind über Wiesen und Wälder ihm zuweht! Aber selbst für den, dem unverschuldete oder verschuldete Noth die Freude am Dasein verkümmert, der hart ringend gegen sie ankämpfen muß und den sie mit jedem Athemzuge an die ehernen Fesseln erinnert, die den heiteren Aufschwung seines Geistes lähmen und ihn an die gemeine Wirklichkeit der Dinge ketten, selbst für diesen härter Geprüften bleibt der Zauber, den die Natur über die Bilder der Jugend gebreitet hat, nicht wirkungslos, selbst für ihn gibt es Stunden, in welchen der unbefangene Genuß des Augenblicks alle Schranken drückender Verhältnisse kühn durchbricht, die schweren Wolken zerreißen und ein Sonnenstrahl der Freude auch seine glanzlose Gegenwart verklärt; Lichtmomente, die ihm in der Erinnerung noch doppelt leuchtend erscheinen und das Andenken an die entschwundene Zeit theuer machen. Wem aber könnte diese Erinnerung theuerer und werth-



1



Reprod. & Druck von [illegible], Basel

2

voller sein, als dem der Student gewesen ist, ob er nun zu den sorgenlos oder sorgenvoll Genießenden gehörte? Mag der Kaufmann sich seiner früh errungenen Selbständigkeit, seines Besitzes und eines oft in jungen Jahren wohl gegründeten Heims erfreuen, mag der Soldat von Beruf für den Zwang seines Dienstes sich durch dreiste Ausgelassenheit entschädigen, zu der ihn selbstgefälliges Kraftbewußtsein oft noch weit über die angemessene Periode hinaus verleitet, mögen dem Künstler die Wogen glühenden Schaffensdranges und genialen Lebensgenusses in seiner Jugendzeit besonders hoch fluten, — an den wahren Studenten reicht keiner heran. Frei und unbekümmert um sein Schicksal, keck und doch immer wohlgelitten, verliebt und doch nie unglücklich, verschuldet und doch nie selbstmörderisch aufgelegt, egoistisch und doch der innigsten Freundschaft fähig und erst in dieser Zeit auch theilhaftig, immer bereit für seine Ideale, welcher Art sie auch seien, in die Schranken zu treten, nicht weil es ihm Pflicht, sondern weil es ihm Herzenssache ist — so verbringt der deutsche Student seine Studienzeit, deren heller Abglanz noch auf seinem späteren Leben ruht, den Greis mit jugendlicher Lust erfüllend, wenn er je einmal als altes Haus in der Mitte einer neuen und ihm doch wahlverwandten Generation erscheint.

Der Student ist stolz, er fühlt sich seinen Altersgenossen, die nicht studieren, überlegen und diese Ueberlegenheit wird in der That auch anerkannt, wenn auch beide Theile meist nicht wissen, worin sie eigentlich wurzelt; denn sie wurzelt tief. Sie beruht nicht auf den Vorzügen einer oft eitel in den Vordergrund sich drängenden Person, auch nicht auf der Summe der auf der Hochschule erworbenen Kenntnisse, welche nur der Art, nicht dem Grade nach verschieden sind von denjenigen, die andere Leute in ihrem Berufe entfalten, sie beruht in letzter

Linie darauf, daß man den Studenten nahe weiß der Quelle, der die unveräußerlichen und höchsten Güter der Menschheit entströmen, der Freiheit des Denkens, und es hängt ganz davon ab, in wie weit einer den Trunk, den er genossen hat, in sich aufnimmt und wirksam werden läßt, ob er auch nach dem Abschiede vom Hörsaal und Katheder seine Ueberlegenheit bewahrt, ob er aufsteigen wird über die große Masse der „Philister", oder ob er selbst allmählig wieder einer wird.

Diese Ueberlegenheit und die aus ihr fließende Werthschätzung der Studentenschaft hat nun so gut wie jede andere Erscheinung auf der Bühne der Geschichte gewisse Phasen durchlaufen. Sie ist gegenwärtig Dank der alles beherrschenden utilitarischen Richtung, die auch die ideellen Seiten des modernen Lebens mit ihrem eisigen Hauch streift, ziemlich in Abnahme begriffen; sie war mächtig — und vielleicht nie mächtiger — als zu Anfang dieses Jahrhunderts, nachdem die Freiheitskriege die ganze, lang verhaltene Kraft des deutschen Volkes in einem einzigen gewaltigen Ausbruch entfesselt hatten; sie war gering während des siebzehnten, gestiegen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts und hatte einen ersten Höhepunkt erreicht gehabt im sechzehnten Jahrhundert. Damals und noch geraume Zeit später besaß sie überdies ein äußerliches Zeichen in der bevorzugten Stellung der Universitäten selbst.

Da die Gründung der Basler Hochschule noch in die guten Zeiten der von Kaisern und Päpsten garantierten christkatholischen Einigkeit fällt, so war begreiflicherweise auch sie von ihrem Stifter, dem den Baslern obendrein noch so wohlgewogenen Papst Pius II., mit großen Freiheiten begabt worden. Die Vorrechte, deren sich nun die Studentenschaft in Basel durch das im Anschluß an die päpstliche Stiftungsurkunde ausgestellte Privileg des Rathes vom Jahre 1460 zu erfreuen

hatten, waren im Ganzen und Großen dieselben, welche auch an anderen Universitäten, deutschen nicht bloß sondern auch französischen und italienischen galten. Sie lassen sich auf folgende Sätze reducieren: Befreiung von allen städtischen Umlagen, Steuern und Zöllen, Schutz gegen Uebervortheilung bei Kauf und Miethe, Schutz der Person und des litterarischen Eigenthums, Gewährung einer eigenen, von der Universität geübten Gerichtsbarkeit bei Streitsachen zwischen Academikern untereinander und zwischen Bürgern und Academikern, wenn der Bürger der klagende Theil ist; endlich Sicherheit gegen willkürliche Verhaftung durch die Stadtpolizei im Falle von Ruhestörungen.

Als nun durch die Einführung der Reformation (1532) die freilich mehr nominelle geistliche Oberhoheit der ungleich fühlbareren, weltlichen Platz machte, blieb, obwohl der Rath aus eigener Machtvollkommenheit die Universität, die in jenen Wirren zu existieren fast aufgehört hatte, neuerdings ins Leben rief und sie auch mit neuen Privilegien ausstattete, das Verhältniß der Studenten zu den neuen Herren doch im Wesentlichen unverändert. Wie sich nun in dem angegebenen Rahmen das Leben der damaligen Bürger der Wissenschaft äußerlich und innerlich gestaltete, soll im Nachfolgenden dargelegt werden.

Wie heutzutage, so bedingte auch schon im sechszehnten Jahrhundert der Besuch der Hochschule eine gewisse Vorbildung, die die jungen Leute in einer den jetzigen Gymnasien entsprechenden und in Basel seit 1589 auch so genannten Anstalt sich erwerben mußten. Die Anforderungen, welche für die Zulassung zu den academischen Vorträgen zu erfüllen waren, waren allerdings, verglichen mit den jetzigen Leistungen, nicht zu hoch gespannt. Beherrschung der lateinischen Sprache in Schrift und Wort und eine genügende grammaticalische Schulung im Griechischen,

— damit ist der Umfang der Kenntnisse, welche die Vorbildungsschule den Knaben beizubringen hatte, umschrieben. — Gut gedrillt sollten die Burschen sein — von der allgemeinen Bildung, von der gegenwärtig die Pädagogen und Väter alle schwärmen, wollte man auch bei dem bescheideneren Umfang der Disziplinen jener Zeit nichts wissen. Ein der Maturitätsprüfung entsprechendes Examen öffnete dem, der es bestand, die Hallen der Wissenschaft. Die eigentliche Aufnahme in den Universitätsverband war mit eigenthümlichen Ceremonien verbunden. Die Empfindung, welche mehr oder weniger jeden jungen Mann bei diesem entscheidenden Schritt begleitet, und welche ihm sagt, daß nunmehr für ihn ein neues Leben beginne, suchte man damals in derb-naiver Weise zur äußeren Anschauung zu bringen. Der Act, der sich hiebei abspielte, hieß depositio rudimentorum (Ablegung roher Reste). Jeder neu Eintretende, mochte er ein Basler sein oder ein Fremder, mußte sich demselben unterwerfen und meldete sich zu dem Behufe bei dem Propst des Collegs, in welchem die Deposition stattfinden sollte, der dann mit dem Aufseher desselben und einem Professor der philosophischen Facultät erst schlüssig wurde, ob man den Knaben zulassen sollte oder nicht. Diese drei waren dann auch offiziell mit dem Decan der philosophischen Facultät und dem Universitätspedellen bei dem feierlichen Act zugegen, bei dem es an neugierigen Zuschauern, wenn die Depositionen öffentlich waren — auf Wunsch konnten sie auch privatim abgehalten werden —, nicht gefehlt hat. Der Deponierende oder Bacchant mußte die Herren für ihre Mühewaltung natürlich auch entlohnen; eine öffentliche Deposition kostete 10 β (Fr. 2), eine private seit 1560 das doppelte 1 ℔ (Fr. 4). Die Ceremonie selbst löste sich in eine Reihe ganz barocker Vorgänge und Scenen auf. Im Hof oder im großen Saal des

Collegiums versammelte sich die Commission und die Zuschauer. Die Bacchanten traten ein, eingehüllt in lange Mäntel, vermummt, jeder die Maske irgend eines gehörnten Thieres tragend. Zuerst wurden ihnen die unförmlichen Mäntel ausgezogen und ihnen ihre menschliche Gestalt wiedergegeben; das sollte sie daran erinnern, daß sie der Bacchanten-Possen sich hinfüro entschlagen und an solche Sitten gewöhnen, wie sie für rechte Studenten sich geziemen.

Hierauf kam der Depositor mit Kamm und Scheere, strählte ihre Haarbüschel und schnitt sie dann weg; das sollte sie gemahnen, „das Haar sauber zu halten und dieselben nicht zu ziehen, entweder zum Stolz oder zum abscheulichen Greuel."

Dann nahm der Depositor einen großen Ohrlöffel und bewegte denselben in der diesem Instrumente entsprechenden Weise gegen den Kopf jedes Bacchanten;[1]) das sollte sie gemahnen, „daß die Ohren der Trichter seien, dadurch ihnen die Wissenschaft und Künste eingegossen werden." „Ist solcher Trichter nicht sauber, so wird auch alles, was gesagt wird, verderbt." —

Hierauf wurde mit einer großen Zange jedem ein Eberzahn aus dem Mund gezogen; das sollte sie gemahnen, „Niemands guten Namen mit schwarzen, verläumderischen Zähnen zu benagen; denn Lästerung und üble Nachrede sind nichts anderes als Bacchanten-Zähne; wollte Gott, daß sie jedermann ausgezogen würden." —

Dann wurden Hände und Nägel mit einer Feile gesäubert; das sollte sie gemahnen, „daß sie ihre Hände nicht zu unnöthigen Waffen zum raufen und schlagen, zum rauben und stehlen, sondern zu Büchern, nutzlichem Schreiben und solcher Arbeit, die von einem Studenten erfordert wird, gebrauchen sollten."

---

[1]) Vgl. die Abbildung Nr. 1.

Hierauf wurden ihnen mit schwarzer Farbe Bärte angemalt; das sollte sie gemahnen, „nicht mehr mit Kinderpossen sich zu schleppen, sondern da sie nun allgemach dem männlichen Alter zugehen, sich selbst klüglich zu regieren und die unziemlichen Affecte im Zaum halten."

Mit Hobel [1]), Feile und anderen Instrumenten wurden sie hierauf bearbeitet; das sollte sie gemahnen, „an sich arbeiten zu lassen, auf daß sie taugliche Bauhölzer und Bilder seien, die man möge zum Bau des gemeinen Wesens oder zur Zierde desselben füglich gebrauchen; sie sollten darauf achten, daß ihnen die Bacchanten-spähne nicht ankleben, sondern sollten böse Sitten meiden und schändliche Werke."

Darauf mußten sie sich den Zuschauern zu Füßen legen; das sollte sie gemahnen, „ihre Obern in schuldiger Weise zu ehren, mit ihres Gleichen recht zu leben und sich keine Hoheit oder Geschicklichkeit einzubilden, daß sie andere deshalb verachteten." Endlich wurden ihnen die Hörner von den Masken abgeschlagen; das zum Zeichen, „daß nunmehr der Bacchant gänzlich in ihnen ertödtet sein soll." Das Christenthum enthielte die Lehre, daß der sündliche Mensch in uns ersterben und täglich wieder ein neuer Mensch auferstehen soll, der für Gott in Gerechtigkeit und Reinigkeit lebe. Eben dieses würde auch in der Deposition gewiesen. [2])

Wenn das alles vorüber war, dann hielt einer der Herren von der Commission — vermuthlich der Decan als

[1]) Vrgl. die Abbildung Nr. 2.

[2]) Ich entnehme diese Schilderung einem kleinen sehr seltenen Büchlein, Ritus depositionis, Straßburg (Peter Aubry) 1666. 8° mit 20 Kupfern v. H. Rapp u. 56 S. Text, welches sich im Besitze des Herrn Archivars Dr. R. Wackernagel befindet, der es mir gütigst zur Einsichtnahme überließ, wie er mir auch die Reproduction der zwei Tafeln freundlichst gestattete.

der angesehenste unter ihnen — eine Ansprache an die Anwesenden in der er die Bedeutung des Schauspiels mit beredten Worten und großer Gelehrsamkeit auseinandersetzte. Er begann damit, die Deposition in Schutz zu nehmen gegen den Verdacht, als bestehe sie „nur in lächerlichen Possen, unnützem Geschwätz und Foppereien, die man billig Ursach hätte, in allen Academien abzuschaffen als eine Sache, dadurch die Studien viel mehr beschmutzt als geschätzt würden.“ Thatsächlich stecke aber viel mehr dahinter, als es auf den ersten Blick scheint; „denn wenn Quintilian zu sagen pflegte: „die Laster haben einen Weg, der gehe durch das Gesicht in das Herz und Gemüth, so sagen wir billig, daß solcher Weg nicht nur durch die Augen, sondern auch durch die Ohren, durch den Mund, durch Hände und Füße, ja durch den ganzen Leib zu dem Herzen offen stehe. Um durch solche Wege die Thorheit und Laster aus dem menschlichen Herzen auszujagen und hingegen gute Sitten, Tugend und Weisheit hineinzubringen, haben die lieben Alten die Deposition angestellt, in welcher das Angesicht, Ohren, Mund, Hände und Füße und der ganze Leib angegriffen wird mit solchen Instrumenten, die alle ihre gewisse und nachdenkliche Bedeutung haben.“

Es folgt nun ein Excurs geschichtlicher Natur, in dem der Sprecher die lieben Alten namhaft machte, welche als gute Zeugen für den langen Bestand dieses feierlichen Actes gelten sollten. Er führte da unter anderen an: Gregor von Nazianz, der um 360 n. Chr. lebte, Plato ca. 400 v. Chr., selbst Pythagoras ca. 540 v. Chr. und zog daraus den einleuchtenden Schluß, daß die Deposition schon an und über die zweitausend Jahre alt und daß es daher „billig und recht sei, daß solche Gewohnheit behalten werde, weil darinnen gute Erinnerungen und heilsame Lehren begriffen

sind.“ Indem er schließlich die Jünglinge daran erinnerte, „daß es einem Studenten nicht genug ist, die Wissenschaft in Künsten, Sprachen und weltlicher Weisheit zu erlangen; es müssen auch die Tugenden und guten Sitten dabei sein, „ging er dann dazu über, ihnen die Bedeutung der einzelnen Vorgänge darzulegen, welche oben geschildert und zum größten Theil mit seinen Worten auch erklärt worden sind.

Diese Art, die innere Wandlung, welche der heranwachsende junge Mensch während der Universitätsstudien durchmacht, äußerlich zu symbolisieren, mag damals schon von manchen Leuten spöttisch belächelt worden sein; heute finden wir sie abgeschmackt. Man darf dabei nur nicht vergessen, daß frühere Geschlechter mehr Sinn für Symbolik und Allegorie hatten als die jetzt existierenden. Das zeigt sich auch in der Kunst. Werke, welche nicht bloß in der Absicht gemacht sind, um durch ihre Composition den messenden Verstand und durch ihren Stimmungsgehalt das poetische Bedürfniß zu befriedigen, sondern auch um die Phantasie des Beschauers zu künstlicher Deutung herauszufordern, finden heutzutage ebenso wenig Amwerth mehr als sie seinerzeit das Entzücken des kunstsinnigen Publikums erregten. Kein bedeutender Meister des sechszehnten Jahrhunderts, der nicht diesem allgemeinen Trieb nachgegeben hätte. Man lebte eben in stilleren und engeren Verhältnissen und deßhalb suchte man durch das gefällige Spiel der Phantasie eine einförmige Gegenwart abwechslungsreich zu machen. Jetzt haben Eisenbahn und Telegraph dem beständigen aufregenden Wechsel zur Herschaft verholfen, die Einförmigkeit beseitigt, aber auch der Phantasie den Garaus gemacht. Früher benöthigte man sie, weil man Zerstreuung mehr in der Innenwelt suchte und fand; heute sucht und findet man diese mehr in der Außenwelt, und darum kann man der schaffenden Phantasie ent-

rathen. Die Menschen haben sich nicht verrinnerlicht, sondern veräußerlicht, deshalb beherrscht unsere Lebensformen der practische Verstand.

Ueber die Deposition wurden den angehenden Academikern mit dem Decanatssiegel versehene Zeugnisse ausgestellt, welche extra bezahlt werden mußten, — ein auf Papier geschriebenes kostete 10 β (Fr. 2,3—1,7),[1]) ein pergamentenes 14 β (Fr. 3,5— 2,3) — und deren Formel zu characteristisch ist, um nicht in deutscher Uebersetzung hier ihren Platz zu finden. Sie lautet: „Uralt ist an allen Academien Deutschlands und mit Nutzen angenommen der Gebrauch der feierlichen Einführung der jungen Studiosen, welche Zuhörer der öffentlichen Vorlesungen zu werden wünschen (man nennt ihn Depositio), der auch, wie wir lesen, in ähnlicher Weise schon zu Athen an dem blühendsten Gymnasium Griechenlands zur Zeit des Gregor von Nazianz, circa 360 n. Chr. beobachtet worden ist. Daß sich nun der vortreffliche Jüngling N. N. bei uns ebenfalls demselben unterworfen hat, und nach Vornahme der üblichen Prüfung und der feierlichen Ceremonien unter die Zahl der Studenten aufgenommen worden ist und daß er dieses ihm von uns ertheilten Vorrechts allenthalben theilhaftig sein könne, so wollen wir dies durch den vorliegenden Brief bestätigen unter dem Siegel unseres Decans. Geschehen zu Basel im obern (untern) Colleg" (Datum) —. Mit diesem Zeugniß versehen ging der Student zum Rector, der ihn in die große Matrikel eintrug und ihn auf die academischen Gesetze vereidigte — hiefür bezahlte er 6 β (Fr. 1,4—1). — Das war die Immatriculation. Aeltere Herren, die gleich in einen höheren Jahrgang eintraten, kauften sich wohl mit einem größeren Betrag ein.

[1]) Der Werth des Geldes nimmt im Laufe des 16. Jahrh. stetig ab. Ich gebe daher die Maxima und Minima in jetziger Währung.

Erst jetzt konnte sich der Student der Facultät anschließen die er absolvieren wollte. Zu dem Zwecke mußte er sich nochmals bei dem betreffenden Decan melden, der seinen Namen in die Facultätsmatrikel eintrug, ein schweres Geschäft, das selbstredend wieder bezahlt wurde; noch dazu wurden diese Taxen ganz unabhängig von den Facultäten selbst festgesetzt und waren eben nicht nieder gestellt. So z. B. entrichtete jeder Mediciner eine Immatriculationsgebühr von $1/_2$ fl. (Fr. 2,5—2,1). — Der also Angenommene war von dem Augenblick an als academischer Bürger aller der Freiheiten und Rechte theilhaftig, deren Verlust dem Verlust des Bürgerrechts gleichkam und zu dem in der That auch nur im äußersten Falle ganz nichtsnutzige Subjecte verurtheilt worden sind. Vom Rathe aber wurde streng darauf gesehen, das niemand sich die Vortheile dieser begünstigten Corporation erschleiche und zu wiederholten malen wurde dem academischen Senat eingeschärft, acht zu geben, daß nicht Leute, die nur des Scheines wegen Studien betreiben, sich auf jene Freiheiten zu berufen wagten. Eben deshalb, um stets im Klaren darüber zu sein, wer zur Universität gehöre und wer nicht, war es auch den Studenten streng geboten, die Anmeldung beim Rector nicht zu unterlassen, und es ist merkwürdig, daß in einer Sache, die so augenscheinlich dem Interesse der Studierenden diente, die Unschlüssigkeit derselben groß genug war, um wiederholte Mahnungen des academischen Senates zur Folge zu haben. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde offenbar zur besseren Controlle auch der Pedell beauftragt, eine Liste der Besucher der Hochschule anzulegen, welche er alle Fronfasten dem Rector abzuliefern hatte. Da er von jedem, den er aufschrieb, einen Schilling (Cts. 23—17) zu erhalten hatte, so ist anzunehmen, daß diese Listen möglichst vollzählig gewesen sein werden.

Ueber die Studieneinteilung der vier Facultäten sind wir nur sehr ungenügend unterrichtet: am besten noch in dieser Beziehung steht es mit den Nachrichten über die Abtheilung der Artisten, obwohl es andererseits schwer hält, deren Zwitterexistenz sich ganz klar zu machen; denn einerseits stand sie ihren drei Schwesterabtheilungen an Rang nicht gleich — von welchen sie sich auch durch die Classeneintheilung, welche sie wie eine Fortsetzung des Gymnasiums erscheinen läßt, unterscheidet — andererseits fehlte ihr aber doch keines der Attribute, welche einer Facultät von rechtswegen zukamen. Ohne darauf weiter einzugehen sei hier nur das Wesentliche hervorgehoben. Die Facultät zerfiel in zwei Klassen, deren jede durch drei Semester, also 1½ Jahr besucht werde mußte, um einen Grad zu erwerben. Beim Uebertritt aus der ersten in die zweite Abtheilung fand nämlich eine Prüfung statt, deren guter Erfolg den Titel Baccalaureus eintrug, der niederste academische Grad, der im XVI. Jahrhundert fast nur mehr auf der Artistenfacultät begehrt und verliehen worden ist. Nach Ablauf der nächsten drei Semester rückte der Baccalaureus, wenn er die Schlußprüfung wieder bestand, zum Magister artium vor — heutzutage nennt man diese Glücklichen Doctoren der Philosophie. Schon damals also bestand das philosophische Triennium, welches gesetzlich noch auf allen deutschen Universitäten gilt und auf den österreichischen erst seit kurzer Zeit einem vierjährigen Termine Platz gemacht hat.

An dem Magistertitel kann man auch erkennen, wie bedeutend geringer die Anforderungen waren, welche die Artistenfacultät an ihre Hörer stellte, wie sie bei vielen sozusagen nur als ein Vorbereitungskurs für die Durchbildung in einer der übrigen galt; denn relativ genommen war der Magistertitel noch häufiger als jetzt der Doctortitel, obwohl dieser, wenn der

Wissensdurst, der gegenwärtig alle Schichten der Bevölkerung durchdringt, noch lange herrschend bleibt, bald einem Muster ohne Werth gleichen wird. Im 16. Jahrhundert nämlich erscheint die Bezeichnung magister artium fast nie allein; höchstens ein armer Schullehrer, dessen Mittel zur ergiebigen Fortsetzung seiner Studien nicht reichten, mußte sich mit ihm begnügen; sonst aber ist fast jeder Jurist, jeder Mediciner und jeder Theolog zugleich auch magister artium und wenn auch die Vereinigung der Doctorswürde von zwei und selbst aller drei andern Facultäten auf einem Haupte sich ebenfalls findet, so ist das doch nicht in dem Umfang der Fall wie bei den erwähnten Combinationen mit dem Magistertitel.

Der Lehrstoff, welcher in diesen sechs Semestern verarbeitet werden mußte, vertheilte sich auf die alten Sprachen und naturwissenschaftlich-mathematische Disciplinen. In der ersten Klasse wurde von dem einen Lehrer Rhetorik und Latein, von dem andern Griechisch vorgetragen. Die Wahl der zu erklärenden Autoren war nicht beschränkt. Der Genuß der Lektüre war in Folge der angereihten etymologischen, syntaktischen und wenn es ein Dichter war — auch prosodischen Bemerkungen zweifelsohne ein ebenso fraglicher, wie er es heutzutage auch noch ist. — Den Uebungen in Rhetorik wurden auch Ciceronianische Schriften zu Grunde gelegt. Jeden Samstag fanden Disputationen und Declamationen statt und Sonntag wurde catechisiert.

Diese Disputationen und Declamationen kehren in allen Facultäten wieder. Es waren Redeübungen, durch welche die Studenten Zeugniß von dem jeweiligen Fortschritt ihrer Kenntnisse ablegen sollten. Man hielt streng darauf, daß die Reden, zumal bei einem öffentlichen Akt, frei gehalten und nicht herabgelesen wurden. Wer sich dagegen verging, wurde laut Be-

schluß des academischen Senates vom 28. Mai 1576 um Geld und zwar recht empfindlich gebüßt: ein Doctor mußte 2 fl. (Fr. 10,3—8,5), ein Magister 1 fl. (Fr. 5,12—4,24), ein Baccalaureus ½ fl. (Fr. 2,6—2,1) bezahlen. Doch darf man sich nicht vorstellen, daß diese Reden vollkommen frei gehalten wurden; sie sollten einfach auswendig gelernt, „gebüffelt" werden und da die jungen Leute hiezu verzeihlicherweise zu bequem waren, so dauerte auch ihr Widerstand gegen das freie Sprechen trotz wiederholter Erlässe fort.

In der zweiten Klasse wurden aristotelische Schriften durchgenommen; sie lieferten den Grundstock für die Uebungen in Dialektik und Physik, unter welch letzterer aber nicht die Lehre derjenigen naturwissenschaftlichen Probleme, welche wir unter diesem Worte begreifen, sondern ein komisches Gemisch von Vorlesungen, halb mathematischen halb naturphilosophischen Inhalts verstanden ist; man hörte wohl wundersame Dinge über „Himmel und Erde", „Zeugung und Auflösung", „Seele und Meteore" und anderes mehr. Dazu kam dann Mathematik, welche auch die damals vulgären Elemente der Astronomie, wie z. B. Theorie der Planeten, Gebrauch des Astrolabiums und anderes in sich faßt, endlich Ethik, ebenfalls auf Grund der aristotelischen Schrift dieses Inhalts, und hebräisch; — der Stundenplan war dem obigen analog.

Im Ganzen stack man mit diesem Lehrplan noch recht tief im Mittelalter drinnen. Ueber das Trivium und Quadrivium der alten Klosterschulen, welche Grammatik, Rhetorik, Dialektik einer-, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie anderseits umfaßten, war man augenscheinlich noch nicht weit hinausgekommen. Wenn auch das Griechische als ein neuer Gegenstand dazugetreten war, so ist doch die Methode — und schließlich kommt es beim Unterricht in erster Linie auf diese an — immer noch überaus schwerfällig und unbeholfen geblieben.

Ueber den an den andern Facultäten eingehaltenen Studiengang sind wir viel schlechter unterrichtet und aus dieser fragmentarischen Ueberlieferung läßt sich kein anschauliches Bild zusammensetzen. Ueber gewisse Dinge, z. B. über die Art und Weise, wie die Studien betrieben, wie vorgetragen, in welcher Reihenfolge der theoretische Theil durchgenommen wurde, wie sich die Beziehung zwischen Lehrer und Schüler gestaltete, erfährt man überhaupt nichts. Man muß sich mit der Kenntniß einiger recht äußerlicher Vorgänge und Umstände begnügen und dies gilt ganz besonders von der theologischen und juridischen Facultät.

Von der ersteren wissen wir nur, daß die ganze Bibel in einem zweijährigen Cursus durchgenommen und exegetisch erläutert wurde unter Zugrundelegung des Urtextes, also des hebräischen für das Alte, des griechischen für das Neue Testament. Durch Absolvierung einer strengen Prüfung, zu der auch die amtierenden Pfarrer beigezogen wurden, so daß die Prüfung in einen praktischen und theoretischen Theil zerfiel, konnte man sich den Doctorhut holen, der dem glücklichen Gewinner sammt dem obligaten Festessen auf mindestens 20 fl. (Fr. 102—85) zu stehen kam, eine ganz unverhältnißmäßig hohe Summe, wenn man bedenkt, daß sie den sechsten Theil der höchsten Professorengehälter beträgt. Freilich ist nicht zu übersehen, daß der Besuch der Vorlesungen an dieser wie an allen andern Facultäten unentgeltlich war. Collegiengelder gab es nicht und so machten sich die Professoren mit den Einnahmen aus den Rigorosengeldern gleichsam für alles bezahlt. Hiebei darf man sich nun nicht vorstellen, als ob diese vier Semester allein schon hingereicht hätten, um den Grad eines Dr. theol. annehmen zu dürfen. Vielmehr waren die Bedingungen, die statutenmäßig erfüllt werden mußten, viel umfassenderer und strengerer Art.

Der Candidat mußte eidlich versichern, daß er von jedem körperlichen Gebrechen und jeder üblen Nachrede verschont und ehrlicher Abkunft sei, das dreißigste Jahr schon überschritten und stets einen frommen und wohlgefälligen Lebenswandel geführt habe, daß er ohne jeden weltlichen Hintergedanken und nicht aus eitelm Ehrgeiz den Titel anstrebe; er mußte nachweisen, daß er im Besitze der Magisterwürde sei oder wenigstens im Besitze solcher philosophischer Kenntnisse, wie sie eben einem Magister artium zukommen, und daß er seit Annahme dieses Grades oder seit seinem 23. Lebensjahre durch volle sieben Jahre mit Fleiß und Erfolg theologische Studien betrieben hätte; Proben seiner Kenntnisse hatte der Candidat durch einige dem Examen vorausgehende öffentliche Disputationen und Vorträge abzulegen.

Aus diesen Sätzen spricht ein tiefer, sittlicher Ernst und eine hohe Auffassung von der Würde der Stellung, welche ein Mann in der Gesellschaft einnahm, der den Titel Dr. theol. trug, den man deshalb mit den stärksten Garantien umgeben wollte, daß kein Unwürdiger ihn erwerben konnte.

Der Widerspruch, der darin zu liegen scheint, daß ein siebenjähriges Studium vorgeschrieben war, während factisch doch nur ein zweijähriger Lehrgang bestand, erklärt sich leicht aus einem characteristischen Zuge des Studentenlebens jener Zeit. Damals nämlich war der Student ebenso international und beweglich, als er jetzt national und seßhaft ist. Jetzt herrscht die Rücksicht vor, bei einem Professor den man kennt, eine leichte und gute Prüfung zu bestehen, statt fremde Universitäten zu besuchen und bei einem Professor sein Glück zu probieren, der den Studenten, wie dieser ihn, nicht kennt und der ihn folglich als einen widerspruchsvollen Ignoranten unter

Umständen durchfallen lassen würde; damals waren die jungen Leute gerade darauf bedacht, recht viele, unter Umständen wohl auch widerstreitende Ansichten kennen zu lernen, überall sich zu üben und nur was vor dem eigenen Urtheil Stich hielt als bleibenden Gewinn mit in die Heimat zurückzubringen, aus der Wandertrieb und Wissensdrang sie frühzeitig fortgetrieben hatten. Nebenerwerb, oft eine vorübergehende Anstellung in Schule oder Kirche, mußten die Mittel beschaffen, um dieses unstete Leben, welches auf eine uns oft unbegreiflich lange Dauer fortgesetzt wurde, leisten zu können. Wir lesen da von einem gewissen Stöckle, der durch 12 Jahre in Heidelberg, Basel, Zürich und Genf studierte; Basilius Amerbach hatte in Basel, Tübingen, Padua und Paris für seinen Beruf sich vorbereitet.

Aehnlich stand es um die Bedingnisse, welche die juristische Facultät stellte. Auch hier nur ein zweijähriger Lehrcurs, welcher römisches und canonisches Recht und das sogenannte kaiserliche Recht, das sind die allgemeinen deutschen Reichsgesetze umfaßte. In dem Organisationsentwurf, den Bonifacius Amerbach bald nach der Neueinrichtung der Universität im Jahre 1536 dem Rathe eingeschickt hatte, befürwortete er lebhaft eine Eintheilung des Lehrstoffes in der Weise, daß im ersten Jahre römisches und kaiserliches Recht ohne Glossen gelesen werden sollten; denn die bislang gebrauchte Methode habe „die Disciplin nicht allein etwas verdunkelt, sondern auch die angehenden Studiosen durch vielfältige Fürhaltung der Glossen und Commentarien erschreckt, beschwert und hinderstellig gemacht." — Erst in den beiden nächsten Semestern sollten die Institutiones mit sammt den Glossen gelesen und die Jungen zum Vergleichen der Citate und zum fleißigen Nachsuchen recht angehalten werden. — Wenn dergestalt, meint Amerbach, die Institutiones gelesen, alle Zeit wiederholt und die Jünger etwas

Willen zu studieren tragen, kann es gelingen, ihnen innerhalb zwei Jahren dermaßen den Weg in dieser Disziplin aufzuthun, daß sie jeden Professor Juris im deutschen und welschen Lande mit Frucht hören möchten.

Für die Annahme eines Grades war auch bei den Juristen natürlich ein weit ausgedehnterer Besuch der Hochschule erforderlich. Wenn einer Baccalaureus im bürgerlichen oder geistlichen Rechte werden wollte, sollte er statutengemäß drei, wenn er Licentiat d. h. Doctor werden wollte, fünf Jahre Vorlesungen in diesen Disciplinen hören; wer einen Grad beider Rechte zugleich ansprach, mußte die doppelte Anzahl Lehrjahre durchgemacht haben. Die Kosten der Promotionen beliefen sich für den Baccalaureus auf 7 ½ fl. (Fr. 43,5—36) resp. 15 fl. (Fr. 87—72), für den Licentiaten auf 10 fl. (Fr. 51,2 bis 42,4) resp. 20 fl. (102,4—84,8)

Es ist nicht eben leicht, die Stärke des Besuches der Universität im sechszehnten Jahrhundert genau anzugeben, weil immer nur die Namen der neu Eintretenden, nicht aber der sämmtlichen jeweilig anwesenden Studierenden von Jahr zu Jahr aufgezeichnet wurden. Wie hoch die Summe sich aber auch belaufen haben mag, so scheint doch so viel sicher, daß die Juristen mit ihrer Frequenzziffer obenan standen. Wir können dies aus der Zahl der stattgehabten Promotionen schließen, welche von keiner andern Facultät übertroffen wird. Sie belief sich im Jahre 1572 auf 14, zwanzig Jahre später stetig steigend auf 31 und erreichte im Jahre 1595 ihr Maximum mit der Totalsumme von 41. — Trotzdem gebührt aber nicht der juridischen Abtheilung, sondern der medicinischen der erste Preis, wenn es sich darum handelt, anzugeben, welche Abtheilung am meisten zum wissenschaftlichen Ruhm der Anstalt beigetragen hat. Zwar blieb man im theoretischen Theil

noch immer im Wesentlichen bei dem Studium der Schriften der beiden alten Griechen Galen und Hippocrates stehen; allein darüber hinaus fehlte es nicht an verschiedenartiger Anregung. Eine lebhafte Bewegung hatte die Geister ergriffen, seit Vesalt das Studium der Anatomie durch sein epochemachendes Werk über den Bau des menschlichen Körpers auf eine neue, bessere Grundlage gestellt, und Paracelsus mit seinen Theorien, welche, den damaligen Aerzten ein Greuel, jetzt in der Homöopathie theilweise wiedererstanden sind, das Reizmittel einer wissenschaftlichen Streitfrage in die Welt gesetzt hatte, seit das anatomische Theater die wißbegierige Jugend um den Sectionstisch wenigstens ein- oder zweimal im Jahre versammelte und botanische Ausflüge, welche im Sommersemester unter der Führung eines Professors unternommen wurden, sie mit dem Wachsthum und der Heilkraft der Pflanzen vertraut machten, nachdem Conrad Geßner, der größte Naturforscher seiner Zeit, einem systematischen Studium der Pflanzenwelt die Wege geöffnet hatte. Alle diese Errungenschaften einer fortschreitenden Erkenntniß haben an der Basler Hochschule begabte Vertreter gefunden — Platter, Bauhin Vater und Sohn, Nicolaus Stupa, Th. Erastus und Th. Zwinger waren grundgelehrte Männer und Lehrer von europäischem Rufe, welchen Schüler aus allen Ländern zuströmten. Es gab Jahrgänge, besonders gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts, in denen 20—25 Doctors-Promotionen stattfanden. Merkwürdig ist, daß an keiner der drei obern Facultäten die Bedingungen, von welchen die Ablegung der strengen Prüfungen abhängig gemacht wurde, mäßiger waren, als eben bei den Medicinern. Während jetzt das Studium der Medicin weitaus die größten Anforderungen an die geistige Fassungskraft eines Studenten stellt und indem die Masse des zu bewältigenden Stoffes kaum in zehn Semestern durch-

gearbeitet werden kann, die medicinische Lehrzeit die anstrengendste und längste geworden ist, war damals an keiner Facultät, die der Artisten ausgenommen, ein academischer Grad so rasch zu gewinnen, wie an der medicinischen; für einen Studenten, der den Magistertitel bereits trug, genügten fünf, für einen ungraduierten sechs Studienjahre, um zur Prüfung zugelassen werden zu können. Der Candidat, der sich bezüglich seiner Abkunft und seines Lebenswandels ähnlich auszuweisen hatte, wie dies früher von den Theologen erzählt wurde, sollte mindestens 28 Jahre alt sein; für die Prüfung war eine Taxe von 22 fl. (Fr. 112,6—91) zu bezahlen.

Bis zum Jahre 1604 war der neue Doctor der Medicin zugleich auch Doctor der Chirurgie — die Prüfung für diese beiden jetzt so streng geschiedenen Disciplinen war dieselbe, und um den Titel Dr. Chirurgiae tragen zu dürfen bedurfte es weiter nichts als eine etwas stärkere Entlastung der Geldbörse. Ein gewisser Hofmann, der in diesem Jahre den dreifachen Grad eines Dr. phil., med. und chir. angenommen hatte, hatte das ebenso verlockende als schlechte Beispiel gegeben. Bald begannen die Professoren zu bemerken, daß auch andere Studenten auf dieselbe bequeme Weise die doppelte Auszeichnung davonzutragen wünschten, und wie es im Protocoll heißt, einige von ihnen nicht so sehr der Nothwendigkeit als eines wohlfeilen Ruhmes halber. Diesem Vorhaben begegnete man aber sofort durch eine Verfügung, welche für die Verleihung dieses plötzlich so lebhaft angestrebten Grades neue Prüfungsregeln und eine Specialtaxe von 8 fl. (Fr. 41—34) festsetzte. Dies dürfte den überschäumenden Eifer allerdings rasch auf ein normaleres Maaß herabgedrückt haben.

Im Uebrigen war der Prüfungsmodus an allen vier Facultäten ziemlich der gleiche. Bezeichnend für das freund-

schaftlich-patriarchalische Verhältniß, welches zwischen Schülern und Lehrern mehr minder damals bestanden haben muß, ist es, wenn den Studenten durch wiederholte Erlässe ans Herz gelegt wird, daß derjenige, welcher den Entschluß gefaßt hat, den feierlichen Akt über sich ergehen zu lassen, der die Arbeit langer Jahre glanzvoll krönen soll, sich vorerst beim Decan oder bei einem der ordentlichen Professoren zu einer Prüfung unter vier Augen einfinden soll, damit man sich doch überzeugen könne, ob er auch sattelfest genug sei, um die Prüfung zu bestehen. Es sieht aus, als ob die Professoren förmlich Angst gehabt hätten, einen Studenten durchfallen zu lassen und thatsächlich ist auch in dem ganzen hundertjährigen Zeitraum von 1532—1632 nur ein Fall einer nicht bestandenen Prüfung in den Universitätsacten verzeichnet. Man könnte nun allerdings einwenden, daß dadurch der Werth der eigentlichen Prüfung nicht unwesentlich geschmälert wurde; allein erstens wird eine Beschreibung derselben zeigen, daß noch immer einige bedrohliche Klippen übrig blieben und zweitens darf man nicht außer Acht lassen, daß der Prüfungsact ungleich öffentlicher sich abspielte als heutzutage und daß dies jeden, der sich seiner Sache nicht ganz sicher fühlte, von einem Vorgang fern halten mußte, bei dem er unter Umständen sich vor einer großen Versammlung kläglich blamierte.

Das Rigorosum nun setzte sich aus folgenden Theilen zusammen: der Candidat meldet sich beim Decan seiner Abtheilung und dieser bringt die Angelegenheit vor den Facultätsrath, der von den sämmtlichen ordentlichen Professoren gebildet wurde. Der Candidat wird vorgerufen und hat eine Vorprüfung zu bestehen, welche die Professoren über seine Herkunft, seine physischen und geistigen Qualitäten und sein Vermögen sowie seinen bisherigen Studiengang zu orientieren bestimmt ist.

Fehlendes Alter kann durch besondern Wissensreichthum aufgewogen werden. In einer geheimen Sitzung werden die Herren schlüssig, ob sie den Candidaten zulassen sollen zur Prüfung oder nicht. Wurde im bejahenden Sinne entschieden, dann bestimmte der Decan den Tag für die erste Prüfung, das sogenannte Tentamen, der Candidat zahlte und leistete einen Eid, daß er sich dem Urtheile der Facultät ohne Widerrede fügen wolle. Dieses Tentamen, welches nicht über zwei Stunden dauerte, bestand in einer mündlichen Prüfung aus den Elementen und leichteren Anfangsgründen der betreffenden Disciplin. Wurde es glücklich bestanden, so folgte das Examen. Dies war eine dreistündige Prüfung mit gesteigerten Anforderungen; der Decan legte dem Candidaten eine Anzahl Thesen vor, die dieser exegetisch zu erklären hatte und jeder der anwesenden Professoren konnte zudem noch an ihn nach Gutdünken Fragen richten. Hieran reihte sich nun der öffentliche Akt der Disputation. Befreit von derselben war derjenige, der schon im Laufe seiner Lernzeit mit Erfolg disputiert hatte und sich hierüber durch ein Zeugniß ausweisen konnte. An der theologischen Facultät fiel sie sehr oft auf Wunsch des Candidaten ganz weg, doch mußte er dann ersatzweise einige (gewöhnlich vier) Vorlesungen halten. Wurde die Disputation aber abgehalten, dann ließ der Candidat an dem ihr vorangehenden Sonntag die Thesen oder Sätze, welche vorher vom Decan genehmigt sein mußten, an den Kirchenthüren und dem Thore der Universität anschlagen; jedermann wurde zur Theilnahme an dem freundschaftlichen Wortgefecht eingeladen. Am festgesetzten Tage nach der heiligen Handlung, um 8 Uhr, hatte der Candidat in der Aula der betreffenden Facultät zu erscheinen; er eröffnete die Disputation mit einer Ansprache, in der er die Anwesenden nochmals einlud, ihre gegentheiligen Ansichten am geeigneten

Orte vorzubringen. Bei der Besprechung seiner Thesen sollte er sich mit wenigen Beweisstellen begnügen, auf Einwendungen bescheiden antworten und sonderbarerweise bei zweifelhaften oder doppelsinnigen Stellen unter Umständen lieber unwissend als eigensinnig erscheinen. Er schloß die Disputation, die nicht über 11 Uhr hinaus fortgesetzt werden sollte, mit einigen Worten des Dankes an die anwesenden activen und passiven Theilnehmer.

Bei den Disputationen mußten zugegen sein der Decan und wenigstens einer der ordentlichen Professoren; ferner als demüthige Zuhörer die Bursanten oder Stipendiaten (das sind solche Studenten, welche eine Unterstützung vom Staate beziehen), die man hineinführte, um auf ihren Ehrgeiz einzuwirken; indessen haben die jungen Burschen sich wahrscheinlich bei dieser Procedur gründlich gelangweilt, wie wir aus der häufigen Erwähnung von Fluchtversuchen und der über diese Verächter der Wissenschaft verhängten Strafen schließen dürfen. Jetzt erst, wenn der Candidat alle diese Fährlichkeiten passiert hatte, erfolgte seine öffentliche Ernennung zum Doctor oder die sogenannte Promotion. Als ein typisches Beispiel derselben mag die des Felix Platter gelten. Er hat den Vorgang in seiner Selbstbiographie mit der ihm eigenen naiven Anschaulichkeit beschrieben und so kann seine Darstellung mit einigen Kürzungen sehr wohl hier ihren Platz finden.[1])

„Den 6. September (1557) beschickten mich die Doctores von der Facultät und gaben mir den Bescheid, daß ich zum Doctorat werde zugelassen, wünschten mir Glück und bestimmten die Zeit und den Tag, auf welchen ich zum Doctor sollte promoviert werden. Fieng derhalben auch an dahin die Sache zu richten und wurden mir zwei Promotores geordnet H. D. Isaac

[1]) Boos, Thomas und Felix Platter, S. 308 ff.

(Keller), der mir die Themata zu tractieren übergab und Dr. Oswald Ber, der mir die Insignia (die Abzeichen der Doctorwürde) geben sollte. Ich ließ die Intimation (das Einladungsschreiben) drucken und am Samstag zog ich herum mit D. Isaac und dem Pedellen, der lud die Häupter,[1] Deputaten,[2] Academicos und viele meiner guten Freunde ad actum auf den zukünftigen Montag, und am Sonntag schlug der Pedell die Intimationem an die vier Pfarrkirchen Türen. Am Montag, den 20. September führt man mich in des Decans D. Ber Haus. Da tranken sie Malvasier und geleiteten mich in einem schwarzen Schamelot (Mantel), rings umher und an den Näten mit Sammet eine Handbreit allenthalben außen verbrämt, in rothen Hosen und rothem seidenen Atlaswamms nach dem Collegio in aulam medicorum. Die war stattlich tapeziert allenthalben und voll Volks, denn lange zuvor kein Doctor promoviert hatte. Ich stellt mich in die untere Cathedra, D. Isaac in die obere und nachdem Bläser, so da waren, aufgeblasen, hielt D. Isaac die Oration und proponiert mir die Themata, darauf ich meine Oration, so lang war, außwendig pronunciert, auf welche mich D. Isaac zum Decan D. Oswald collegiert, und ging ab der Cathedra. Darauf D. Oswald mich empfing und nach getaner kurzer Oration fürt er mich mit vorgehendem Pedell mit dem Scepter auf die hohe Cathedra und mit gewöhnlicher Solennität setzt er mir mein Sammetbarrett auf, darauf ein schöner Kranz, und braucht die übrigen Ceremonias, darunter er mir auch einen Ring ansteckt, ob welchem ich mich, weil sie mir von Natur zuwider, ein wenig entstutzt, es jedoch bleiben ließ. Als

[1]) D. h. die beiden Bürgermeister und der Oberst-Zunftmeister.

[2]) Das sind die Mitglieder einer Rathscommission, welche Schul- und Kirchenangelegenheiten zu besorgen hat.

er mich nun für einen Doctor ausgerufen, sprach er mich an, ich sollte eine Probe tun, unversehens über etwas öffentlich auszulegen. Schlug er ein Blatt im Buch herum, zeigte mir einen Ort; da las ich den Text, als stönde er darin und fing denselben an auszulegen. Da schlägt er das Buch zu mit Vermelden, es wäre genug, beschließt also sein Det und befiehlt mir die Danksagung zu tun, das ich mit einer langen Oration auswendig aussprach und hiemit den Actum also beschloß. Darauf die vier Bläser anfingen zu blasen und zogen in der Prozession also aus dem Saal zu der Kronen, da das Bankett angestellt war, und ging mit mir der Rector D. Wolfgang Wissenburg, hernach der alte Herr Dr. Amerbach (Bonif.) und andere Academici in ziemlicher Zahl, der Pedel vor mir und die Bläser, so durch die Gassen bis zur Herberg bliesen. Es waren bei sieben Tische bei der Mahlzeit, waren gar wol tractiert und zahlte ich doch nur 4 Batzen (Fr. 1,36) für eine Person, währte bis drei; denn damals man nicht alsolang saß wie zu jetziger Zeit.[1]) Man dankte ab, wie gewöhnlich, mit vorgehendem Scepter; das verrichtet D. Isaac."

Soweit Platter. Zerstreute Notizen in den Universitätsacten lassen nun die Annahme zu, daß der Verlauf der Promotion, welche wie man sieht, damals ein Fest von nicht gewöhnlicher Bedeutung war, mit geringen Abweichungen ziemlich immer der gleiche gewesen ist. Eine auffälligere Verschiedenheit zeigt sich später nur darin, daß der Doctorschmaus nicht mehr in einem öffentlichen Wirthshaus abgehalten wurde, sondern im großen Saal des obern Collegs im sogenannten Hypocaustum. Man hatte sich zu dieser Aenderung entschlossen um Scandal zu vermeiden, zu dem die enge Be-

[1]) Geschrieben ist dies im Jahr 1612.

rührung der übermüthigen Studenten und der Bürger öfters Veranlassung gegeben hatte.

Immatriculation und Promotion bezeichnen die beiden Endpunkte, zwischen welchen das einer ausgelassenen Heiterkeit und einem grübelndem Ernst gleichmäßig zugewandte Leben des Studenten sich auf und ab bewegt und bewegte.

Und wie bunt und lebhaft muß in der That das Treiben auf unserer Hochschule damals gewesen sein! Schon die Manigfaltigkeit der Nationalitäten, denen die Einzelnen angehörten! Deutsche aus allen Gauen in welchen unsere liebe Muttersprache herrscht, von den stammverwandten Landsleuten ganz abgesehen auch Württemberger und Bayern, Rheinländer und Thüringer, Bewohner der weiten Ebenen Norddeutschlands und der polnischen Grenzgebiete, Oesterreicher aus fast allen deutschen Provinzen Cisleithaniens, dazu noch die Fremden, besonders Franzosen und Engländer, aber auch Italiener und Holländer, Dänen und Schweden, Ungarn und Russen, Polen und Schotten: fürwahr eine reiche Musterkarte wissensdurstiger Jünglinge und Männer! Und unter ihnen manche Sprossen eines erlauchten Geschlechtes und manche Träger eines später berühmt gewordenen Namens. Da finden wir in den Jahren 1560 bis 1590 einen Fürst Christof von der Pfalz, Herzog Otto Heinrich von Braunschweig-Lüneburg, sieben Grafen von Solm, einen Freiherrn von Lichtenstein, zwei Grafen von Nassau, Freiherr Karl von Limburg, des heiligen Reiches Mundschenk, zwei Brüder Fugger aus Augsburg, aber auch Tycho de Brahe, Professor Charpentier (Carpentarius) aus Toulouse, Franz Hottoman aus Paris.[1]) Wo so viel Glanz, Reichthum und

[1]) Ich hebe nur einige Namen aus der langen Liste heraus, welche Buxtorf in seinen Baslerischen Stadt- und Landgeschichten XVI. 3. S. 64 gegeben hat und die selbst wohl noch beträchtlich aus der Matrikel vermehrt werden könnte, vgl. auch ebendort XVII. 1. p. 113 ff.

Jugend sich vereinigen, kann man sich leicht vorstellen, daß in ausgedehntem Maaße dem Grundsatze gehuldigt wurde: leben und leben lassen! Ohne näher über Häuslichkeit und Bedürfnisse der Studenten unterrichtet zu sein, haben wir doch Nachrichten, welche uns auf einen selbst weitgehenden Luxus zu schließen gestatten.

Einmal die Berichte über den Doctorschmaus, resp. die zahlreichen Verordnungen des academischen Senates, bestimmt der dabei herrschenden Verschwendung zu steuern. Für denselben war zwar eine Normaltaxe von 7 fl. (Fr. 41—34) festgesetzt. Allein daneben hieß es verfänglicher Weise: „was einer über diese Kosten haben wollte, möchte man ihm nicht wehren" und so kam es, daß bald Niemand mehr sich an jenen Betrag hielt, sondern jeder den Vorgänger auszustechen suchte und damit die Kosten für das Inaugurationsmahl ins maßlose steigerte. Bald wurden Klagen seitens der minder bemittelten Studenten laut, sie könnten mit den übrigen Collegen nicht mehr gleichen Schritt halten und möchten doch auch mit ihren bescheideneren Gelagen zu einiger Geltung kommen, und endlich fing auch der Senat an gegen den Unfug einzuschreiten. Er setzte den Juristen im Jahre 1573 die Zahl der Tische und Speisengänge von vier auf drei herab — es blieben also noch immer dreißig Personen zu bewirthen [1]) —, er entzog dem Candidaten das Recht, die Einladungen selbst auszusenden, welches vielmehr einem der Professoren übertragen wurde, er setzte die Taxen herab, welche an die Aufwärter und Diener zu bezahlen waren; er suchte vor allem auch direct den Weingenuß zu erschweren. Nur bis zur dritten Stunde sollte nach

[1]) Ähnlich bestimmte die medicinische Facultät im Jahre 1601, daß fortan nur ein Tisch hergerichtet werden soll, und daß alle kostspieligeren Speisen, wie Bäckereien (pasticia) u. dergl. wegfallen sollten.

einer Verfügung von 1605 der Ehrenwein unentgeltlich auf den Tisch kommen, darüber hinaus soll für jede Maaß gewöhnlichen Landweins 1 β 6 d (25 Cts.), für jede Maaß edeln Elsäßers 2 β (34 Cts.) gerechnet werden; oder es wurde etwas später festgesetzt, „daß aller von Theilnehmern gespendete Wein nicht vor der Thüre, sondern neben dem Tische des Rectors gelagert werde“ und „daß die Tischgenossen nicht mit den Krügen sich aus dem Speisesaal entfernen dürften, denn es sei schon manchmal dagewesen, daß die Krüge voll hinaus und leer wieder hereinkamen.“ Unter solchen Umständen darf es uns freilich nicht Wunder nehmen, wenn wir lesen, daß einmal von den Theilnehmern einer solchen Exkneipe 142, oder bei der Promotion eines Mediciners 51 Maaß Wein an zwei Tischen vertilgt worden sind.

Daß man in academischen Kreisen selbst den Doctorschmaus als einen kostspieligen und auch entbehrlichen Luxus ansah, beweist sehr deutlich die Thatsache, daß man in Zeiten großer Theuerung ganz von ihnen absah und sie auf unbestimmte Frist suspendierte. So wurde z. B. im Jahre 1586 bestimmt, daß die Candidaten von der Verpflichtung ein Gelage zu veranstalten sich mit 3 fl. (Fr. 13,5) lösen könnten, von welchen einer der Universität zufallen, die beiden andern den Armen zu Gute kommen sollten.

Von einer andern Seite her fällt ein Streiflicht auf das flotte Leben der damaligen Studenten, wenn wir die vielen Notizen ins Auge fassen, welche auf ihre finanziellen Angelegenheiten Bezug haben. Sowie gegenüber der steigenden Opulenz der Doctorsgelage sich eine Opposition der minder begüterten Studenten bemerklich macht, so wird der Prunk und der Aufwand, den die reichen und vornehmen Herrensöhne unzweifelhaft entfalteten — lesen wir doch, daß ein Pole, Namens Chialkowsky die ganz enorme

Summe von 1100 Ducaten in kurzer Frist durchgebracht hatte — wohl auch auf ihre weniger bemittelten Collegen ungünstig zurückgewirkt haben; so mancher wird sich, verlockt durch das Beispiel jener, stärker gestreckt haben als seine Decke reichte; und selbst mancher von den reichen Junkern dürfte in anregender Gesellschaft sein Geld gar bald verjubelt haben. In beiden Fällen war das gestörte Gleichgewicht im Budget so leicht nicht wieder herzustellen und es blieb nichts übrig, als den Weg zu betreten, den noch jeder Student ohne sonderliche Gewissensbisse eingeschlagen hat — nämlich den des Schuldenmachens. — Das ist denn auch häufig genug geschehen und hierin läge an und für sich nichts Außerordentliches. Allein schlimmer wurde dann die Sache dadurch, daß die jungen Leute anfingen, die contrahierten Anleihen in schwebende Schulden zu verwandeln oder mit andern Worten, daß sie anfingen durchzubrennen und die geprellten Bürger und Handwerker das Nachsehen hatten. Dieses ungemein einfache Verfahren scheint sich so oft wiederholt zu haben, daß man endlich seitens des academischen Senates auf nachdrückliche Abhülfe bedacht war. Zu diesem Behuf nahm man im Jahre 1612 in die Eidesformel, nach der die Studenten vom Rector bei der Immatriculation in Pflicht genommen wurden, und durch welche die Studenten ganz allgemein gelobten, stets den Vortheil der Stadt und der Universität im Auge zu behalten, nicht bloß zeit ihres Aufenthaltes in Basel sondern auch in Zukunft, ihre Pflichten getreulich zu erfüllen und den Lehrern zu gehorchen, noch die specielle Bestimmung auf, derzufolge sie versprachen, wenn hier Schulden gemacht worden seien, sich nicht ohne Einwilligung des Rectors oder der Gläubiger von Basel wegzubegeben. Den Eidbrüchigen sollten schwere Strafen treffen: Ausstreichen seines Namens aus der Matrikel, Verlust der

erworbenen Grade, öffentlicher Anschlag des Urtheils, durch welches der Betreffende für meineidig erklärt wird, Namensnennung durch den Universitätsnotar am Tage, da die Statuten der Hochschule in großer Versammlung der Professoren und Schüler verlesen werden.

Dies scheint in der That gefruchtet zu haben; wenigstens wird uns nichts von einer in die erwähnten Formen gekleideten Verurtheilung gemeldet, und wenn auch schwerlich das Schuldenmachen, so hat doch wenigstens das unwürdige Prellen sein Ende erreicht.

Junges Volk von so ungezügelter Genußsucht war aber überhaupt in jeder Beziehung schwer lenkbar.

Und nun halte man sich vollends den Gegensatz vor Augen, der zwischen dem kecken und überschäumenden Wesen heißblütiger Jünglinge und den strengen und engen Lebensformen, welchen die Gesellschaft jener Zeit überhaupt unterworfen war, bestand!

Die Stärke des Studenten liegt in der Kritik. Kritik aber führt zum Widerspruch und Widerspruch verlangt Freiheit. Dieser Freiheit ist er auf wissenschaftlichem Gebiete vollkommen theilhaftig und es ist nur ein Ausfluß seines innersten Wesens, wenn er sie nun auch auf dem Boden der bürgerlichen Ordnung sucht. Es ist aber ein ziemlich allgemein getheilter Irrthum, daß man den Studenten früherer Zeiten in dieser Hinsicht glücklicher sein läßt als jetzt.

Man glaubt, daß, so lange die Universitäten selbstständige Corporationen waren, auch ihre Mitglieder in einer so bevorzugten Stellung sich befunden hätten, daß sie dem erträumten Ideal von Studentenfreiheit unendlich näher gewesen seien, als dies jetzt der Fall ist. Und doch ist dies irrig; denn man übersieht dabei, daß die Vortheile, welche die Studenten früher

der Bürgerschaft gegenüber aus ihren Privilegien zogen, überwiegend rein ökonomischer Natur waren und obwohl dieselben, unter dem Gesichtspunkt eines zünftisch geordneten Staatswesens betrachtet, gewiß sehr bedeutend waren, so lassen sie doch den Punkt gänzlich unberührt, auf welchen es allen denen ankommt, die über diese entschwundene Herrlichkeit trauern, indem sie nämlich in jener zünftischen Sonderstellung auch zugleich die Möglichkeit erblicken, in einem seither nicht wieder erreichten Ausmaaß den eigenen persönlichen Willen gegenüber allen andern Nicht-Academikern frei zur Geltung zu bringen. — Das aber war, wie schon vorhin angedeutet wurde, nicht der Fall.

Denn es ist leicht einzusehen, daß in einer Zeit, die nicht bloß den äußern und innern Menschen von obrigkeitswegen zu bilden unternahm, sondern der es auch an vielen Hülfsmitteln der Cultur gebrach, die — man mag nun über den Fortschritt in der Geschichte denken wie man will — unleugbar das Leben bequemer, besser und freier gestaltet haben, daß in einer solchen Zeit die ungehinderte Willensbethätigung, nach der der Student lechzt, gerade nicht den weitesten Spielraum finden konnte.

Von jeher hat es als eine spezifische Fähigkeit des Studenten gegolten, die Nacht oder doch den größern Theil der Nacht zum Tag machen zu können. Diesem Vorhaben werden heutzutage kaum mehr sehr ernsthafte Hindernisse in den Weg gelegt; desto schlechter vertrug es sich mit den Polizeiverordnungen einer Stadt in früherer Zeit.

Es war daher den Studenten untersagt, Nachts auf den Straßen sich zu bewegen; wer erwischt wurde, sollte laut eines Paragraphs in den Universitätsstatuten 1 ℔ (Fr. 4,6—3,4) Buße zahlen. Genauer bestimmte eine Verordnung der Artisten-Facultät vom 11. April 1595, daß das Herumschwärmen

durch die Gassen während der Nacht mit und ohne Licht, musicieren, sich berauschen, fluchen, hofieren verboten sei, und daß Uebertreter dieser Verordnung mit einem Tag Carcer bestraft würden. — Aber nicht bloß von ihren eigenen Obern wurde den Studenten scharf aufgepaßt, auch die Stadtbehörden ließen so manche nachdrückliche Mahnung in dieser Beziehung ausgehen. In einem ernst gehaltenen Schreiben machte einmal der Rath die Regenz darauf aufmerksam, daß bei den Studenten „allerlei Laster furgingen; er solle alles aufbieten daß die jungen Leute denselben nicht anheimfielen, auch sollten sie nicht je einer den andern mit Verachtung „Schweizer" oder „Schwaben" schelten, keine Schmähschriften mehr an die Türen schreiben, sich auch nicht in die „Schärhäuser" einschleichen, sich füllen und darnach schlemmen. Zuwiderhandelnde solle der Rector strafen, und wenn seine Macht nicht ausreicht, so werde der Rath ihm gerne hülfreich die Hand bieten." Nachts soll keiner auf der Gasse gehen; bis man das Glöcklein läutet, sollen alle daheim sein. Denn die Studenten seien hergeschickt worden um zu arbeiten, nicht um Muthwillen zu treiben. Man kann sich denken, welchen Eindruck diese väterlichen Ermahnungen gemacht haben — es war, wie wenn man Erbsen an die Wand würfe! Wohl kein Gebot ist kläglicher mißachtet worden, als dieses, sich hübsch artig zu betragen und frühzeitig das stille Kämmerlein aufzusuchen. Unzählige Senats-Sitzungen haben im Laufe der Jahre stattgefunden, bloß wegen solcher nächtlicher Ruhestörungen; fast nie werden uns die Friedensbrecher genannt, selten der Thatbestand auch nur flüchtig angedeutet. Man wird annehmen dürfen, daß es tolle Streiche harmloser Natur gewesen sind, wie sie ja auch jetzt noch mehr als einmal ausgeführt werden, über die man je nach Umständen sich ärgert oder lacht, und die am nächsten Tag schon

wieder vergessen sind; damals regten sie E. E. Rath und E. E. academischen Senat auf! — Wenn die Abtheilungen der Bürgerwache, die für Sicherheit des Lebens und Eigenthums während der Nacht zu sorgen hatte, die Stadt durchstreiften und nun einem Trupp solcher Ruhestörer begegneten, dann kam es wohl zu mehr oder weniger aufregenden Scenen. Da die Studenten durch ihre Privilegien gegen willkürliche Verhaftungen geschützt waren, suchten die Hüter der öffentlichen Ordnung Pfänder zu erwischen, um die Schuldigen am nächsten Tag vor dem Universitätsgericht zu ermitteln und ihrer Strafe zuzuführen; man nahm ihnen wohl Hüte und Mäntel weg. Schlimmer war es, wenn die Studenten gegen das Verbot ihre Degen trugen. Da flogen wohl die Klingen aus der Scheide und beim spärlichen Licht einiger Fackeln schlug man sich recht ernsthaft und es gab Blut und Wunden. Uebrigens gereicht es den Basler Studenten zur Ehre, daß derartige ernstliche Vorfälle im Ganzen genommen sehr selten waren; über einem Zeitraum von hundert Jahren wird die Zahl feindseliger Begegnungen zwischen Bürgern und Studenten ein Dutzend nicht erreichen. Oefter kam es wohl vor, daß die jungen Leute ungestüm ihre Schwerter gegeneinander zückten. Aber auch das ereignete sich nicht so häufig, wie an anderen deutschen Universitäten, und nie hat die damals allgemein herrschende Rohheit unter den Basler Studenten solche Dimensionen angenommen, wie wir dies z. B. von den Besuchern der Tübinger Hochschule lesen, bei denen es wohl vorkam, daß einer dem Nachtwächter den Schweinsspieß ins Gesicht stieß, oder einer dem andern das Schwert in den Unterleib rannte, „daß die Gedärme heraushingen". — Solche Dinge waren freilich leichter möglich in einer Zeit, in der das Tragen von Waffen ein Abzeichen jedes freien

Mannes war. Doch riß in dieser Beziehung unter den Studenten insofern ein Mißbrauch ein, als in den siebziger Jahren des sechszenten Jahrhunderts die Unsitte aufkam, die Degen unter dem Arm oder auf der Achsel zu tragen. Dies wurde zwar strenge untersagt; in mehreren Erlässen befahl der academische Senat, daß die Studenten ihre Schwerter zu Hause lassen oder an der Seite hängend tragen sollten wie die Bürger. Zuwiderhandelnden wurde eine Buße von 5 β (Fr. 1,2—0,9) auferlegt; ja man verstand sich sogar dazu, die sonst den Staatsbehörden gegenüber sorgsam gehüteten Privilegien preiszugeben durch die Verfügung, daß die Universität solche von den Stadtwächtern ertappte Schwertträger nicht weiter schützen werde — allein alle diese Befehle und Mandate scheinen, wie so viele andere, bei den Studenten ziemlich wirkungslos geblieben zu sein.

Ueberaus einfach war das Strafsystem, dem die verschiedenen Vergehen unterlagen. Es hieß kurzweg: zahlen bei jeder Gelegenheit. Versäumniß von Vorlesungen oder Disputationen, Thätlichkeiten, Mißachtung der obrigkeitlichen Verordnungen — alles war mit einer meist ganz willkürlich von Fall zu Fall bestimmten Buße belegt. Mit langen Ermahnungen hielt man sich nicht auf. Man dachte praktischer, — ließ das meist ziemlich unempfindliche Ehrgefühl der Studenten außer Spiel und hielt sich an ihre desto empfindlichere Geldbörse. Auch in schwerern Fällen, in denen auf Carcerarrest erkannt wurde, war es mit der bloßen Haft nicht abgethan, sondern eine entsprechend gesteigerte Geldstrafe — man findet solche bis zu 25 fl. (Fr. 128—106) — trug wohl dazu bei, die Erinnerung an begangene Missethaten besonders schmerzlich zu machen.

Schließlich sei hier mit einigen Worten noch jenes Locales der stillen Gedankenarbeit, des ehedem so berühmten, jetzt kaum

mehr dem Namen nach gekannten Carcers gedacht. Eine Zeitlang befand sich das Studentenverließ im Augustinercolleg. Später, als dieses Gebäude dann besonders zur Aufnahme von Stipendiaten verwendet wurde und man vielleicht doch finden mochte, daß es gleichzeitig nicht gut zur Unterbringung der gefährlichsten Subjecte der Studentenschaft tauge, benützte man den Schuldthurm am Rhein. Ob aber die Schrecknisse dieses Gefängnisses groß genug waren, um die rechte bußfertige Zerknirschung herbeizuführen, muß fraglich werden, wenn man liest, daß einmal die Gläubiger eines dort eingesperrten Studenten darauf bestanden, daß derselbe durch die städtischen Gerichtsdiener in den Spalenthurm abgeführt werde, weil sie wegen zu leichter Bewachung des Gefangenen seine Flucht aus dem Carcer befürchteten. Diese Einmengung des städtischen Gerichtes ist seitens der Universität sehr übel vermerkt worden; es hat der Fall wieder Anlaß gegeben zu einem der zahlreichen Federkriege zwischen Hochschule und Magistrat; auch der Vater des Verurtheilten protestierte energisch gegen den seinem Sohne zugefügten Schimpf, daß er am lichten Tag von den Gerichtsdienern durch die Straßen geführt worden war, und schließlich endete die Sache damit, daß der Inhaftierte auf Andrängen des academischen Senates freigelassen wurde. Bald darauf wurde beschlossen den Carcer wieder an seinen alten Platz ins Augustinerkloster zurückzuverlegen, wo er dann trotz starker Vergitterung, die man anbringen ließ, höchst wahrscheinlich mehr den Charakter eines fidelen Gefängnisses angenommen haben dürfte.

Bisher war nur von der großen Zahl derjenigen Studierenden die Rede, welche auf eigene Kosten wohnten und

wirthschafteten. Diesen steht nun eine andere Gruppe von Studenten gegenüber, welche mit Hülfe einer vom Staate gewährten Unterstützung, eines Stipendiums, die Universität besuchten. Es sind dies die auch im Vorhergehenden schon einigemal erwähnten Stipendiaten, auch Alumnen oder Bursanten genannt.

Schon bald nach der Wiedereröffnung der Hochschule war im Kreise der Rathsherren der Gedanke ausgesprochen und erörtert worden, „eine Anzahl armer Knaben mit einem Pädagogen anzunehmen" und es wurden die Deputaten durch einen Beschluß vom 1. April 1533 ermächtigt, in diesem Sinne Schritte zu thun. Doch scheint anfangs nicht viel gethan worden zu sein. Erst im Jahre 1544 trat die Idee vollständig ins Leben. Ein detaillierter Entwurf wurde dem Rathe vorgelegt, der in seinen wesentlichen Grundzügen folgendermaßen lautet: Zur Erhaltung des Kirchen- und Schuldienstes sollen zwölf im Kanton Basel geborene Knaben angenommen werden, die so weit ausgebildet sind, daß sie die Vorlesungen an der Hochschule oder wenigstens die am Pädagogium mit Nutzen hören können. Dieselben erhalten ihre Wohnung, sowie jeder einen ihn in seinem Betragen und seinem Lehrgang beaufsichtigenden Präceptor von Rector und Regenz zugewiesen. Sie sind verpflichtet, „dieweil man der Theologen insonders zu Stadt und Land mehr nothdürftig (hat), für und für die Lectionen der heiligen Schrift neben andern ihren Lectionen fleißig zu hören. Wenn einer in einer andern Facultät baß zu gebrauchen wäre, so soll ihm die Möglichkeit des Uebertrittes nicht genommen sein. Doch muß dies mit Wissen und Willen von Rector, Regenz und der Deputaten geschehen und soll sich niemand durch sein eigen Gutbedünken

der Theologie entfremden.“ — Jeder Stipendiat ist gehalten in erster Linie seinem Vaterlande zu dienen und keiner fremden Obrigkeit, sei es in der Kirche oder in der Schule. Es ist den Eltern oder Anverwandten nicht gestattet die Kinder, die sie in die Anstalt gethan haben, ohne Bewilligung der Obrigkeit wieder herauszunehmen, bei Strafe der Ersetzung aller bis zu dem Zeitpunkt aufgelaufenen Kosten. Andauernder Ungehorsam wird mit Ausschluß bestraft, eventuell verschärft durch Kostenersatz — diese Strafe kann nur gemeinsam von Rector, Regenz und den Deputaten verhängt werden. In Ergänzung dieses Planes wurde ferner dem Rathe noch ein weiteres Project einer Aufnahme von Stipendiaten, welche nicht Einheimische sind, vorgelegt. „Weil unser Kirchengut,“ heißt die Begründung, „auch zum guten Theil von den Fremden und Ausländischen herfließt, wollen wir auch etliche der Fremden (bis in die acht) an einem geringen Tisch, so man nennt das Bursal, erhalten, damit die Frucht des Evangeliums von uns durch sie auch in die Fremde verbreitet wird.“

Am 18. März 1545 wurden die Statuten betreffend die jungen Studenten unter dem Vorbehalte sie jederzeit zu mehren, mindern oder auch gänzlich abthun zu können von den beiden Räthen genehmigt. Die angenommenen Stipendiaten wurden theils im oberen theils im unteren Colleg untergebracht. Unter dem untern Colleg ist das noch heute bestehende Universitätsgebäude, unter dem obern das ehemalige Augustinerkloster, an dessen Stelle sich jetzt das Museum erhebt, zu verstehen. Während aber das untere Colleg außer den einzelnen den Facultäten gehörigen Hörsälen, deren es nicht gar viele gegeben haben kann, da die drei oberen Facultäten jede nur über einen verfügte, auch noch Wohnräume für Studierende, Stipendiaten, einen Aufseher, die nothwendigen Küchen, einen großen Eßsaal

in sich faßte, diente das obere Colleg nicht als Lehrgebäude, sondern nur zu Wohnungszwecken. Außer den Stuben der Studenten und einer vollständigen Wohnung für den Abwart befand sich noch wie erwähnt der Carcer und sonderbarer Weise lange genug auch das städtische Obergericht darin, welches erst im Jahre 1626 entfernt wurde. Doch sind wir über die eigentliche Eintheilung im Innern weiter nicht unterrichtet. Die Stuben mündeten auf weite Gänge; ein großer Speisesaal, das sog. Hypocaustum wird oft erwähnt. Er wurde später für die großen academischen Gelage benutzt, welche dem neugewählten Rector und den Decanen zu Ehren, oder nach den Promotionen, oder aus Anlaß des feierlichen Empfangs berühmter Persönlichkeiten durch die Hochschule stattfanden. Die Stuben waren nicht heizbar, sondern es gab bloß gemeinsame Wohn- und Arbeitsräume, welche im Winter erwärmt werden konnten. Der Hof enthielt einen Garten, in dem ein laufender Brunnen sein Plätschern hören ließ. Die Stipendiaten wurden nun derart eingetheilt, daß die zwölf einheimischen im obern, die acht fremden im untern Colleg wohnten. Die Oberaufsicht führte hier wie dort ein Präpositus, unter dem ein sogenannter Oeconomus stand, der die unmittelbaren Dienstleistungen niederer Art zu besorgen hatte. Nach den im Jahre 1571 neu gegebenen Statuten hatte der Präpositus darauf zu achten, daß die jungen Leute an den Morgenversammlungen und den Gebetstunden theilnehmen, während des Essens sich anständig betragen, übermüthige Gespräche vermeiden, und das Gebet vor und nach der Mahlzeit nicht vergessen; besonders hat er sie Sonntags zweimal, früh und abends, und Dienstags einmal sieben Uhr morgens, nachdem sie sich auf das gegebene Glockenzeichen versammelt haben, in die Kirche und zurück zu geleiten; er sorgt dafür, daß die Hausthüre zur rechten Zeit geschlossen

wird und nimmt die Schlüssel in Verwahrung. Der Oeconomus hat für die Reinhaltung der großen Wohnzimmer, der Gänge, des Hofes und des nothwendigen Tischgeräthes beim Essen, sowie für eine ordentliche Küche und guten Keller zu sorgen. Er soll mit seinen Leuten und Mägden den jungen Burschen durch ein wohlgesetztes Benehmen als gutes Beispiel vorangehen und überhaupt stets darauf bedacht sein, daß er es mit gebildeten Menschen zu thun hat. Lockerungen der Disciplin darf er nicht dulden; wenn seine Ermahnungen nichts fruchten, soll er die Betreffenden dem Präpositus verzeigen. Er hat das Haus im Sommer um fünf und im Winter um sechs Uhr des Morgens zu öffnen, und um zehn resp. um elf Uhr Abends zu schließen. Außerhalb dieser Zeit darf er niemand ohne Wissen des Präpositus hereinlassen, — es hätte denn besondere Ursachen. Es war ihm ferner verboten einen Schüler in Kost zu nehmen, der nicht im Collegium wohnte, und den eingelagerten Wein hinaus zu verkaufen. Die Oberaufsicht führte der Decan der philosophischen Facultät als Vertreter der Hochschule und die Deputaten als Vertreter des Rathes.

Aus diesem engen Rahmen blickt uns nun das Bild eines oft so seltsam verschnörkelten und eingeschränkten Lebens entgegen.

Vergegenwärtigen wir uns den Eintritt eines solchen Stipendiaten in dasselbe und sein Tagewerk an einem leicht zu entwerfenden typischen Beispiele.[1]) Der junge Bursch war von Decan und Präpositus für würdig befunden aufgenommen zu werden. Der Präpositus vereidigte ihn und wies ihm sein Zimmer an, das er ohne Erlaubniß mit einem andern nicht vertauschen durfte und für dessen Einrichtung er haftete. Ein

[1]) Die Belegstellen sind zerstreut im Lib. concl. und in den Beschlüssebüchern der Artistenfacultät.

Präceptor, der in der Person eines älteren Studenten bald gefunden war, wurde ihm vom Rector an die Seite gegeben. Dieser gibt ihm die Vorlesungen an, die er besuchen soll, überwacht seine Manieren und darf ihn auch züchtigen, wenn er ihm ungehorsam ist. Nach der Aufnahme mußte der Stipendiate einen Revers ausstellen, in dem er sich verpflichtete, vor allem dem Studium der Theologie obzuliegen, ohne Vorwissen der Regenz und der Deputaten weder in eine andere Facultät überzutreten, noch das Stipendium aufzugeben, sich dauernd an die baslerische Confession zu halten, und mit den sächsischen Theologen sich nichts zu schaffen zu machen, endlich sich nicht dagegen zu wehren, wenn ihm das Stipendium entzogen und er zum Ersatz der aufgelaufenen Kosten verurtheilt wird, sobald er sich ohne Einwilligung der Regenz und der Deputaten verheirathet. Des zur Sicherung setzt er alle seine liegende und fahrende Habe zum Pfand ein. Mit dieser Erklärung hatte er sich einem ausgebildeten Bevormundungssystem unterworfen, mit dem der jugendfrische und lebensfrohe Sinn der Schüler oft genug in Conflict gerieth.

Des Morgens nach dem Aufstehen hatte er sein Zimmer zu reinigen und den Unrath auf die Seite zu schaffen. Auf ein gegebenes Glockenzeichen ging er hinab in den großen Saal, wo sich die Schüler um ihren Präpositus zum Morgengebet sammelten. Dann besuchte er die ihm angewiesenen Vorlesungen. Im Winter um 11 Uhr und im Sommer um 10 Uhr kehrte er zurück ins Bursal zum gemeinsamen Frühstück (prandium), dann folgten wieder Vorlesungen, endlich wohl auch freie Stunden zum fröhlichen Spiel im Garten, die gerne erlaubt wurden; doch waren Würfel und Karten verpönt. Um 6, in späterer Zeit um 7 Uhr wurde zum Nachtmahl (coena) geläutet. — Viermal die Woche sollte Suppe und für

jeden $1/_2$ Pfund Fleisch, an den übrigen drei Tagen Eier, Fisch und dazu Gemüse, wohl auch ein Apfel- oder Milchmuß auf den Tisch kommen, der mit einem weißen Linnen bedeckt wurde — alles gut und reichlich. Jeder Bursant erhielt vom Oeconomus für einen Rappen Brot in gutem Gewichte, wie es der Bäcker zweimal wöchentlich ins Colleg brachte und eine halbe Maaß Wein, „es wäre denn der Wein so theuer, daß man ein Saum um vier Pfund gebe, dann soll der Oeconomus nicht mehr zu geben schuldig sein denn ein Quärtlein". Wenn einer besondern Durst hatte, konnte er wohl um eine Vermehrung seiner Ration gegen Bezahlung bitten; aber der Oeconomus durfte nicht mehr als eine halbe Maaß auf einmal extra geben. Nach dem Nachtessen war aber jede weitere Spende strenge untersagt. — Während des Essens war ein ruhiges Gespräch erbaulichen Inhalts, das lateinisch geführt werden mußte (denn für die theure Muttersprache gab's kein gelehrtes Heim mehr), wohl gestattet. Der Präpositus sollte möglichst oft dabei sein und darauf achten, daß die gezogenen Schranken nicht durchbrochen wurden. Einer der Studiosen hatte im Beginne der Mahlzeit ein Capitel aus der Bibel vorzulesen und den Inhalt desselben kurz zu glossieren. Diese Aufgabe traf jede Woche einen andern.

Daß es an Vorschriften, wie sich die Stipendiaten zu kleiden hätten, in damaliger Zeit nicht fehlte, ist selbstverständlich. Einen kurzen ärmellosen Oberrock daheim, einen langen, mit Aermeln versehenen, aber „ohne große Krägen und üppigen Zierrath" für die Straße sollte jeder haben. Die sogenannten zerhauenen Kleider und die kurzen Reiter-Mäntel waren ihnen ebenso wie den übrigen Studenten verboten. Aber auch das werthvolle Abzeichen eines freien Mannes — das Schwert — war den Bursanten nicht erlaubt. Auch sollten sie sich nicht als Spiel-

leute verkleidet auf den Gassen und in den Wirthshäusern herumtreiben. Keiner durfte ohne Erlaubniß des Präpositus einen Freund in sein Zimmer mitnehmen. Wie leicht hätte solch ein übermüthiger Geselle die ganze Hausordnung, die mühsam genug aufrecht erhalten wurde, auf den Kopf stellen können! Und wie ängstlich wurde doch darauf geachtet, daß nichts Unziemliches ungeahndet blieb.

An Jeden der Stipendiaten kam einmal die Reihe, das schlimme Amt eines Aufpassers (animadversor) über seine Collegen zu übernehmen, um alles, was von der starren Regel einer conventionellen Sittlichkeit abwich, zu vermerken und am Samstag Abend nach dem Nachtessen dem Präpositus zur Anzeige zu bringen, der es dann an Ermahnungen und im Wiederholungsfalle an Geldbußen nicht fehlen ließ. Daß die Ermahnungen oft ziemlich handgreiflicher Natur waren, muß bei Universitätshörern allerdings billig Wunder nehmen und doch wurde einmal einem Präpositor durch Regenzbeschluß untersagt, die ungehorsamen Stipendiaten mit Schlägen zu tractieren.[1]) Schwerere Vergehen und verstocktere Gemüther blieben dem meist unsichtbaren und darum doppelt gefürchteten Decan zur Bestrafung überlassen. Keiner durfte sich unangemeldet aus dem Hause entfernen; für einen Urlaub bis zu zwei Tagen genügte die Erlaubniß des Decans, wer länger ausbleiben wollte, hatte sich mit seinem Gesuch an die Artistenfacultät zu wenden, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß die Abhaltung einer Sitzung des Facultätsrathes in privater Angelegenheit mit 5 ß 4 d. (ca. Fr. 1) für jeden Theilnehmer bezahlt werden mußte.

Je enger auf diese Weise der Kreis der freien Selbstbestimmung für die jungen Leute gezogen war, desto heftiger waren natürlich ihre Gegenanstrengungen, denselben nach jeder

[1]) Beschluß vom 27. Februar 1606. Lib. concl. f. 103 v.

möglichen Seite hin zu durchbrechen. Klagen über Zuchtlosigkeit innerhalb und außerhalb der Collegien, über Nachlässigkeit im Besuche der Vorlesungen und der gottesdienstlichen Uebungen, werden oft von den Deputaten erhoben und veranlassen den Senat zur Erneuerung und wohl auch Erweiterung der disciplinarischen Bestimmungen. Allerdings concentrieren sich diese Klagen und Mahnungen hauptsächlich auf die Zeit der sechsziger und siebenziger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts. Für diese Periode nahmen sie einen geradezu episodischen Charakter an, der aber aus allgemeineren, für die ganze Universität maßgebenden Verhältnissen erklärt werden muß. Kurz gefaßt ist die Sache die, daß die Summe, welche die Regierung jährlich für die Hochschule verausgabte, den Bedürfnissen derselben nicht mehr genügte. Die Verhandlungen, welche in den letzten Jahrzehnten zwischen Rath, Deputaten und Universität gepflogen wurden, drehen sich hauptsächlich um den Punkt der immer dringender begehrten und nie sehr bereitwillig gewährten Gehaltserhöhung. Die rasch zunehmende Geldentwerthung trug am meisten dazu bei, daß von den Inhabern der besser dotierten Lehrkanzeln angefangen bis herab zum armen Schullehrer alle übereinstimmend erklärten, sie könnten mit ihren bisherigen Bezügen nicht mehr auskommen.

Nun waren von Anfang an auch den Bursanten und ihren Vorgesetzten, dem Präpositus und Oeconomus, gewisse fixe Beträge ausgesetzt worden. Von dem ersteren erhielt jeder, je nachdem er Magister, Baccalaureus oder Student war, 20 fl., 18 fl. oder 16 fl. (Fr. 96,8—84,8 resp. Fr. 87,1—76,3 und Fr. 77,4—67,8) jährlich, fronfastenlich, der Präpositus und der Oeconomus je 24 fl. (Fr. 116—101,8) per Jahr. Dies genügte nun nach keiner Richtung mehr und das früher entworfene Bild von dem Tagewerk eines Alumnen war in dieser Zeit

nicht wenig getrübt. Wie schlimm es um die armen Burschen stand, das läßt ein Schriftstück ahnen, in dem der academische Senat, der sich nach Kräften seiner Schützlinge, mit welchen ihn doch nur ein gemeinsames Interesse verband, annahm, den vom Rathe ihm gemachten Vorwurf zurückzuweisen versucht, daß die Stipendiaten ohne Zucht lebten und auch nichts mehr leisteten. Darüber, heißt es in der Antwort, könne man sich billigerweise nicht verwundern. Das ihnen ausbezahlte Stipendium reichte gerade soweit, daß einer um zwei Kreuzer täglich zu essen bekäme. Um zwei Kreuzer könnten sie sich nicht satt essen; denn es seien junge Leute und die hätten mehr Appetit und brauchten mehr Nahrung als alte Herren. Außer dem Essen brauchten sie aber doch auch noch Geld zum Ankauf von Büchern, Kleidern, Wäsche 2c. Sie seien daher gezwungen, sich die nöthige Geldsumme zu verdienen mit Schreiben, Kindererziehen, Feldarbeiten oder Saitenspiel. Sie hätten sich aber erboten, alles dies abzustellen und den Verordnungen gemäß zu leben, wenn man nur ein wenig ihre materielle Lage verbessern wollte.

Die Ueberlieferung ist zu unzusammenhängend, um den Verlauf der Verhandlungen genau verfolgen zu können. Man kann nur sagen, daß jedenfalls geraume Zeit hindurch die jungen Studenten unter diesen bedrängten Umständen litten. Erst im Jahre 1594 verstand sich der Rath und die Deputaten dazu, eine entsprechende „Aufbesserung“ der Bezüge eintreten zu lassen. Indem die Stelle eines Oeconomus mit der des Präpositus vereinigt wurde, gab man diesem statt den früheren 24 jetzt 40 fl. (Fr. 172) und jeder Stipendiat erhielt fortan 20 fl. (Fr. 86) jährlich oder ca. 9 ½ ß (Fr. 1,7) wöchentlich, eine Summe, welche im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts noch mehrmals gesteigert worden ist. Man muß

annehmen, daß durch diese Gehaltserhöhung die dringendsten Wünsche befriedigt worden sind. Wenigstens verstummen die Klagen und es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß sie in gleichem Umfang je wieder laut geworden wären.

Das Alumneum ist der erste in Deutschland gemachte Versuch, den Unterricht von Staatswegen auch minder Bemittelten zukommen zu lassen. Heutzutage thut er dies bedingungslos und aus keinem andern Grnnde, als um seine Bürger aller Wohlthaten der modernen Cultur theilhaftig werden zu lassen; je weiter dieselben sich ausbreiten, um so größer der Vortheil für ihn selbst; denn nur eine bildungslose Masse ist zu fürchten. Damals dachte er egoistischer, er stellte zwischen sich und dem Schüler ein Vertragsverhältniß her, weil er auf diese Weise jedem augenblicklichen practischen Bedürfniß zu genügen hoffen durfte. Deshalb verpflichtete er anfangs jeden Eintretenden besonders zum Studium der Theologie, weil es an tauglichen Verkündigern der neuen Lehre fehlte. [1]) Mit seinem Berufzwang gleicht das Alumneum darum manchem modernen Convict und theologischen Seminar. Erst später erkannte man, wie schädlich es sei, die Armuth zu einem Pressionsmittel auf die geistige Entwicklung zu machen. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts hob man daher, da auch kein practisches Bedürfniß mehr vorhanden war, die beschränkende theologische Clausel auf; jeder Alumne sollte sich seine Studienlaufbahn selbst vorzeichnen können. Man wird der guten Absicht, welche bei der Errichtung dieser Anstalt obwaltete, Billigung nicht versagen können; ob sie viel Gutes gestiftet hat, ist trotzdem schwer zu beurtheilen. Große Geister

[1]) Der Zusatz, nach welchem mit Zustimmung von Rector und Regenz der Stipendiat auch zu einem andern Beruf sich ausbilden durfte, war von rein nominellem Werthe.

hat sie jedenfalls so wenig, wie alle ihre Nachfolgerinnen, zur Reife gebracht. Mit um so reinerer Befriedigung bleiben wir hingegen bei jenen Zeugnissen stehen, welche beweisen, wie lebhaft auch damals schon die Bürgerschaft Basels an dem Gedeihen ihrer Hochschule Theil nahm. Sie that dies durch eine Reihe von Legaten, deren Zinsen hauptsächlich armen Studenten zu Gute kommen sollten. Als im Jahre 1564 die Pest besonders heftig wüthete und wie immer in Tagen des Schreckens und der Betrübniß die Menschen weicher gestimmt waren, da erinnerten sich einige Bürger und Bürgerinnen — unter diesen begegnen wir der Juliana Amerbach, der Tochter des großen Juristen Bonifacius Amerbach — auch der bedrängten, mit Noth und Entbehrung kämpfenden Studenten. Die zu ihren Gunsten gemachten Stiftungen betrugen in demselben Jahre noch 400 fl. (ca. Fr. 2000); zwanzig Jahre später hatte das Capital eine Höhe von über 5000 fl. (ca. Fr. 23000) erreicht, das große Stipendium des Erasmus von 3200 fl. nicht mitgerechnet, und abermals zwanzig Jahre später war der Fond auf über 15000 fl. (Fr. 63000) gestiegen, deren 5 % Zinsen von den Decanen oder dem Rector oder auch der ganzen Regenz gemäß den Bestimmungen der einzelnen Stiftungen unter arme Schüler aller Facultäten vertheilt wurden. Keine Facultät war von den Spendern ganz unberücksichtigt geblieben und wenn die Theologen, auf welche fast die Hälfte der ganzen Summe (über 6000 fl. (ca. Fr. 26000) entfiel, als die Meistbegünstigten erscheinen, so muß man sich eben vor Augen halten, daß trotz oder vielleicht eben wegen Luther die Theologie immer noch im Mittelpunkt der Gedankenkreise der großen Masse des Volkes stand.

Uns Nachlebenden aber kann die Theilnahme dieser großen Masse für die Hochschule ein Beweis mehr dafür sein, daß

J. J. Grynäus nur eine allgemein gehegte Ueberzeugung aussprach, wenn er in einer großen Rede, die er im Jahre 1599 vor dem Rathe hielt und in der er die hohe Geltung der academischen Privilegien mit Freimuth vertheidigte, stolz und selbstbewußt sagte: Warum ist die Erfuter Universität in großen Abgang gekommen? Weil man sie vor siebenzig Jahren gering geachtet hat! Und wer weiß schier etwas davon, daß zu Metz eine Universität gewesen sei? da doch von Gottes Gnaden der Stadt Basel hohe Schule in deutschen und welschen Landen, in Frankreich, England, Schottland, Böhmen, Ungarn, Polen und Siebenbürgen bekannt und berühmt ist!

Der Tag bei Sempach.

Von Paul Reber.

Heut gilt's euch Schweizerbauern,
Es lüstet euch nach Sold,
Heut wird ihn blutig zahlen
Gott und sein Herzog — Leopold!

Im güld'nen Sonnenglanze
Strahlt Gottes Schild und Pracht,
Im grauen Eisenpanzer
Starrt Leupold und der Ritter Macht.

Vor Sempach auf dem Felde
Hat's nicht an Schnittern Noth,
Das Korn mäht heut der Adel,
Auf, Bauer, schick' das Morgenbrot!

Vor Sempach auf dem Felde
Da hält der stolze Troß,
Heut kämpft zu Fuß der Ritter,
Heim schickt er prahlend Knecht und Roß.

Der Eidgenossen Häuflein
Staunend schaun sie von fern
Die blanken Speere blinken,
Sie blicken auf zu Gott dem Herrn.

Du, der in manchen Nöthen
Uns treu gestanden bei,
So auch an diesem Tage
Du unser Schild und Rüste sei!

Jetzo ein dumpfes Brüllen,
Das ist der Uristier!
Der Ritter Herzen sprengen
Vor Kampfeslust die Panzer schier.

Jetzo wie Wetterbrausen
Heult es durch Sturmesnoth,
Das sind die Eidgenossen,
Sie bringen Euch das Morgenbrot!

Heran bis an die Speere,
Da macht das Häuflein Halt,
Hell funkelt wunderseltsam
Im Sonnenglast der Panzerwald!

Hei, wie die Beile blitzen,
Morgenstern und Hallbard,
Die Bäume gilt's zu fällen,
Mit wucht'gem Hieb nach Bauernart!

Traun, stumpf sind Eure Beile,
Umsonst all' Hieb und Streich,
Des Adels Bäume wurzeln
Gar zäh und fest im Erdenreich!

Düngt sie mit Schweizerblute,
Das frommt dem Boden wohl!
Da ruft zu Port von Uri:
Schlagt auf die Glene, sie sind hohl!

Umsonst, ob auch zersplittern
Die Lanzen ungezählt,
Es wachsen aus den Reihen
Stets neue, scharf und wohlgestählt.

Ermattet stehn die Helden,
Gelichtet Glied um Glied,
Da stürmt hervor gewaltig
Arnold Struthan von Winkelried.

Ich mach Euch eine Gasse,
Sorgt mir für Weib und Kind!
Er stürzt sich in die Speere,
Und sausend, wie der Wirbelwind,

Stürmt durch die off'ne Lücke
Der Schweizer Heldenschaar,
Des Adels Bäume sinken
Vor ihren Streichen wunderbar!

Und retta, retta Östreich,
Hört man es gellend flehn,
Zurück, und her die Hengste!
Ha, Roß und Troß im Staub verwehn!

Zurück! Vergeblich donnert
Der Herzog kühn und bleich,
Zurück auch Du, und rette
Dein Haupt der Krone Österreich!

Erloschen ist die Sonne,
Der Tag war heiß und schwühl,
Der Abend sinkt hernieder
Mit seinen Schatten, ernst und kühl.

Er deckt das Blutgefilde
Mit seinem Schleier zu,
Es findet in der Erde
Der Leib, in Gott die Seele Ruh!

Und auf der blut'gen Stätte
Entblöst sich Haupt an Haupt,
Gar manche Stämme liegen
Beraubt der Wurzel und entlaubt.

Vom Adel sank die Blüthe
Hinab in's dumpfe Grab,
Und von den Eidgenossen
Manch' edler Held, den Gott uns gab!

Für Einen hoch vor Allen
Sei Dank dem Herrn der Schlacht,
Für ihn, der unsrer Freiheit
Sterbend die Gasse hat gemacht!

Sein Name leucht' und flamme
Empor in Spruch und Lied:
Der Eidgenossen Sonne,
Arnold Struthan von Winkelried!

Und droht dereinst wie damals
Dem Vaterland Gefahr:
Erweck' o Gott uns wieder
Helden, wie jener Einer war!

Matthäus Merian, der Aeltere. 1593—1650.

Von J. Probst.

Der Name des Mannes, dessen kräftige und sinnige Züge uns hier im Bilde so ansprechend entgegentreten, lebt in der dankbaren Erinnerung Basels seit mehr als zweihundert Jahren und genießt bis heute besonderer Werthschätzung. Er ist zunächst verbunden mit einem ehrwürdigen, umfangreichen Folianten, der als die Merianische Kupferbibel noch in manchem Hause zu den in Ehren gehaltenen Erbstücken zählt. Man weiß noch in weitern Kreisen, daß dieses Buch für ein Meisterwerk seiner Zeit galt und daß der Künstler, dem wir es verdanken, als Basler Bürger einen gerechten Anspruch auf unser treues Andenken hat.

Auch einzelne stattliche Bände voll Bilder alter Städte, Burgen und Klöster aus aller Herren Ländern, der Stadtplan von Basel aus dem siebzehnten Jahrhundert und zahlreiche anmuthige Landschaften, Zierden mancher Privatsammlungen, dienen dazu, den Basler Kupferstecher Matthäus Merian noch auf lange Zeit hinaus in seiner Vaterstadt vor der Vergessenheit zu bewahren.

Ueber die Lebensumstände des Künstlers jedoch und über seine ungeheure Lebensarbeit mit ihrem bleibenden Werthe

dürften einige Mittheilungen Manchen erwünscht sein. Ich schöpfe dieselben aus alten und neuen Künstlerbüchern (Sandrart „Teutsche Academie„ 1675—79; Füeßlin „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz," Zürich 1769; Heyden „Galerie berühmter Frankfurter;" Gwinner „Kunst und Künstler in Frankfurt a. M." 1882. u. A. m.) und aus dem ebenso unterhaltenden, als lehrreichen Studium der Werke Merians selbst, die auf unserer Universitätsbibliothek und Kunstsammlung in reichster Auswahl vorliegen. Eine kostbare Wegleitung bieten mir dabei die Urtheile eines hochverehrten Lehrers der Kunstgeschichte.

Matthäus Merian wurde am 22. Sept. 1593 zu Basel geboren als Sohn des Rathsherrn Walter Merian, welchem eigenthümlicher Weise nachgerühmt wird, „er sei einer von den seltenen Männern gewesen, die es für ihre Pflicht gehalten, selbst für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen." In gerechter Würdigung der Begabung seines Sohnes schickte der Vater denselben als sechszehnjährigen Jüngling nach Zürich in die Lehre zu dem geschickten Kupferstecher und Maler Dietrich Meyer, dessen Meisterschaft im Radiren weit bekannt war. Der Lehrer erfüllte seine Pflicht auf's Beste, ebenso aber auch der Schüler. Beiden blieben die vier Jahre, die sie zusammen bei edler Arbeit verbrachten, Zeitlebens in schönstem Andenken. Merian gab seiner Dankbarkeit durch die Widmung eines seiner Werke und durch Briefe vielfachen Ausdruck, hatte auch die Genugthuung, später beide Söhne seines Meisters, Rudolf und Konrad Meyer, in der Kunst zu fördern.

Die erste Kunstreise führte Merian in seinem zwanzigsten Jahre nach Nancy. Hier ward ihm der Auftrag, den Einzug

eines Herzogs von Lothringen nach Zeichnungen des Claude de Ruelle in Kupfern zu verherrlichen; auch lernte er hier den berühmten französischen Maler und Kupferstecher Jakob Callot kennen, ohne jedoch von der ausgeprägt welschen Manier etwas Anderes anzunehmen, als etwa das Geschick in der Darstellung der Ceremonien. Dagegen war ihm diese Bekanntschaft sehr werthvoll für seinen nun folgenden mehrjährigen Aufenthalt in Paris. Die Weltstadt bot ihm reiche Anregung. Schon 1615 verfertigte er einen sehr geschätzten Plan von Paris und die glückliche Aufnahme zahlreicher Prospekte der Stadt und ihrer Umgebung war vielleicht für ihn der erste Antrieb zu seinen später so umfangreichen topographischen Unternehmungen.

Tüchtig herangereift und allbereits im Genusse eines gewissen Rufes, kehrte der Künstler von Paris in seine Vaterstadt zurück und wünschte sehnlich, nun jenseits der Alpen die rechte Weihe zu holen. Leider blieb ihm die Erfüllung dieses Wunsches versagt. Er gelangte bis Chur, fand hier den Paß wegen der Pest gesperrt und sah sich gezwungen, einem Rufe nach Stuttgart, zur Verherrlichung einer fürstlichen Kindstaufe, zu folgen (1617). Er besuchte hierauf Augsburg und andere süddeutsche Städte, um dann endlich in den Niederlanden seine künstlerische Bildung zu vervollständigen. Die niederländische Schule hat ihm tiefere Eindrücke hinterlassen, als die französische. Nichts aber vermochte ihm Das zu ersetzen, was er in Italien glaubte gewinnen zu können. So unternahm er denn einen zweiten Versuch, ins „heilige Land der Kunst" zu gelangen. Allein auch dieser scheiterte, nicht an der Pest, aber an der Liebe, in deren heiliges Land er unterwegs gerathen sollte.

Auf der Durchreise besuchte er nämlich in Frankfurt

a. M. seinen Berufsgenossen Johann Theodor de Bry, dessen Kunstverlag eben im Begriffe war, ein großes illustrirtes Reisewerk über Indien ans Licht zu geben. De Bry hätte den talentvollen jungen Mann am liebsten sogleich für seine Unternehmungen gewonnen. Allein dieser ließ sich von seinem italienischen Plane nicht abwendig machen, bis er auf dem Landsitze seines Gastfreundes, zu Oppenheim am Rhein, dessen älteste Tochter, die durch Schönheit und Bildung gleich ausgezeichnete Maria Magdalena de Bry kennen gelernt hatte. Da „zog er das schöne Moderne den Alterthümern vor". „Er vermerkte sich gefangen und verwechselte die vorhabende italiänische Reiß mit einer hochzeitlichen Heurats-Festivität." Die Vermählung fand 1619/20 in Frankfurt statt und Merian zog, nachdem er seinem Schwiegervater noch einige „indianische" Abbildungen angefertigt hatte, mit seiner jungen Gattin nach Basel.

Hier auf dem Boden der Heimat nun blühte mit dem Liebesglücke zugleich auch die edelste, ursprünglichste Poesie im Herzen unseres Künstlers auf und führte ihm die Hand zu vielen lieblichen Schöpfungen, die zum Theil seinen künstlerischen Höhepunkt bezeichnen. Es entstunden die Darstellungen der schönsten Punkte in der Umgebung von Basel, Heidelberg, Schwalbach u. s. w.; Schlachten und Jagden nach den Bildern seines Zeitgenossen, des Florentiners Antonio Tempesta. Zur Malerei fühlte er sich nicht berufen; seine Kunst bestand darin, daß er nach der Natur oder frei zeichnete und durch eigentlichen Stich, oder auf dem Wege des Radirens und Aetzens seine Bilder vervielfältigte. Der sogenannte „Merianische Aetzgrund", eine neue Art den Firniß auf die Kupferplatte zu bringen, ist nicht seine Erfindung, trägt aber seinen Namen mit Recht, weil er sich desselben mit so großem Erfolge zu bedienen wußte. Für seine künstlerische Entwicklung wäre es

vielleicht von Vortheil gewesen, wenn Merian in Basel geblieben wäre; allein seine allgemeine Bedeutung verdankt er doch dem Schritte, zu welchem er sich durch die dringlichen Bitten der Anverwandten seiner Frau bewegen ließ. Dieser Schritt bestund darin, daß er, wahrscheinlich gegen Ende 1625 nach Frankfurt übersiedelte, um daselbst den Buch- und Kupferhandel seines Schwiegervaters zu übernehmen. Dadurch wurde er in einen für die damalige Zeit großartigen Geschäftsbetrieb hineinversetzt und mußte demselben in der Folge einen namhaften Einfluß auf seine Kunstübung zugestehen.

Seine neue Stellung forderte von ihm auch das Opfer der Aufgebung seines Basler Bürgerrechtes. Am 6. Juni 1626 wurde er Bürger von Frankfurt. Er entfaltete nun hier eine staunenswerthe Thätigkeit in der Herausgabe von illustrirten geschichtlichen und geographischen Werken, von Landschaften und Darstellungen der mannigfaltigsten Art. Seine Hauptarbeiten sind die Topographien der meisten europäischen Länder, die biblischen Bilder, die Gottfried'sche Weltchronik, das Theatrum Europaeum, die Archontologia cosmica und zahlreiche Reihenfolgen von Landschaften, Jagden, illustrirten Sprüchwörtern und Sinnsprüchen. Die Topographien mit Ausschluß derjenigen von Italien, zählen mehr als 2200 Kupfertafeln, zum größten Theile von seiner eigenen Hand. Diese letztgenannten Sammelwerke allein hätten genügt, den Namen Merians in der deutschen Kultur- und Kunstgeschichte auf alle Zeit einzubürgern.

Diese überreiche Thätigkeit erstreckt sich auf einen Zeitraum von 25 Jahren, und was waren das für Jahre! Ganz Deutschland lag unter den Schrecken des dreißigjährigen Krieges, unter der Pest und allen erdenklichen Nöthen und Liederlichkeiten darnieder. Krieg, Hunger und Pest haben in dem ein-

zigen Jahre 1635 zu Frankfurt selbst nahe an 7000 Menschen dahingerafft. Und in dieser schrecklichen Zeit, deren Jammer und Elend Merian oft und viel schildert, hat er mit seinen Mitarbeitern seine friedlichen Kunstreisen ausgeführt, seine kostbaren Werke herausgegeben und verkauft und seinen Handel zu einträglicher Blüthe erhoben! Gewiß, das Leben und Wirken Merians, dieses hervorragende Monument deutschen Kunst- und Gewerbefleißes, schaut sich an wie eine freundliche Oase mitten in den Alles versengenden Wüstenstürmen.

Neben zahlreichen Zeichnern, von denen Manche, wie der Berner Plapp, Ringgle, Johann Kaspar Rüscheler, der berühmte Zürcher Chartograph Joh. Konrad Geiger u. A. sehr Gutes leisteten, hat Merian als Kupferstecher auch manche eigentliche Schüler nachgezogen. Unter diesen ragt hoch hervor Wenzel Hollar, geboren zu Prag 1607, welchen Gwinner als „den größten deutschen Kupferstecher des 17. Jahrhunderts" bezeichnet, „dessen Genie und Erfolg den geübten Meister bald überflügelt habe."

Doch kehren wir zurück zu den weitern Lebensschicksalen Merians und seiner Familie. Noch in Basel wurde ihm 1621 sein Sohn Matthäus geboren. Als Schüler eines Joachim von Sandrart, als Freund van Dyks und des alten Rubens sollte dieser eine hohe Stufe in der Malerei erschwingen und als Matthäus Merian, der Jüngere, den Glanz des väterlichen Namens erhöhen. Der zweite Sohn, Kaspar, geboren in Frankfurt 1627, machte als Kupferstecher seinem Vater alle Ehre. Reichte er auch in der poetischen Auffassung der Landschaft nicht an diesen heran, so hat er doch die in der Topographie so schätzenswerthe Tugend der Exactität treu bewahrt.

Die übrigen Kinder Merians und der edlen Magdalena de Bry, es waren deren noch vier, haben sich künstlerisch nicht

bethätigt, dagegen leuchtet das Ingenium des Vaters wieder hell auf in seiner ersten Tochter aus zweiter Ehe.

Im Jahre 1645 hatte Merian nämlich das harte Schicksal, seine Gattin durch den Tod zu verlieren und die Rücksicht auf die Erziehung seiner jüngern Kinder bestimmte ihn, schon 1646 in eine zweite Ehe zu treten mit Johanna Sibylla Heiny von Frankfurt.

Aus dieser Ehe ging Johanna Sibylla Merian hervor, deren schönes Bild, vom Bruder Matthäus gemalt, sich in unserer Gemäldesammlung befindet. Wie diese schon in früher Jugend Pflanzen, Blumen, Vögel, Insekten, untersuchte und abbildete, später als eigentliche Naturforscherin thätig war, um dann endlich in Oel- und Aquarellbildern, in Kupfern und sogar in kunstvollen Stickereien ihre Resultate niederzulegen, das zu schildern liegt außer dem Rahmen unserer Mittheilungen. Ein Muster ihrer feinen Blumenmalerei findet sich im Album des hiesigen Kunstvereins. Das aber müssen wir noch erwähnen, daß sie als abenteuerlustige Frau von 53 Jahren noch nach Surinam reiste und nach glücklicher Rückkehr ihre naturwissenschaftlichen Studien in einem Werke mit 60 Kupfertafeln herausgab. Die gelehrte Künstlerin, die uns als „eine gar muntere und sehr höfliche, manierliche Frau" geschildert wird, vertrug sich jedoch mit ihrem Gatten, dem Nürnberger Maler Joh. Andreas Graff, nicht zum Besten, verließ denselben und nahm den väterlichen Namen Merian wieder an.

Als fünftes durch künstlerische Leistungen ausgezeichnetes Glied der Merianischen Familie haben wir noch zu nennen den Sohn Matthäus Merians des Jüngern, den Großsohn unseres ehemaligen Basler Bürgers, Johann Matthäus von Merian, geboren 1659. Dieser begründete sich einen Ruf als Portraitmaler und Kupferstecher; in ihm erreichte die Fa-

milie den Gipfelpunkt ihres Reichthums und Glanzes. Er wurde in den Adelstand erhoben. „Aber mit raschen Schritten ging es wieder abwärts“, sagt der mehrerwähnte Kenner der Frankfurter Künstler und ihrer Familiengeschichten.

Damit sind wir nun aber weit hinausgeschritten über die Lebensgrenze unseres alten Merian. Wie der Charakter unseres Künstlers uns als sanft und melancholisch bezeichnet wird, so scheint auch seine körperliche Beschaffenheit eher empfindlicher Art gewesen zu sein. In frühen Jahren schon suchte und fand er wiederholt Kräftigung am Sauerbrunnen zu Schwalbach. Allein die unermüdliche Arbeit, durch die er nicht nur dem Schönen dienen, sondern auch seine zahlreiche Familie mit Ehren durchbringen wollte, ließ ihn frühzeitig altern. Im Frühsommer 1650 hatte er sich wieder nach Schwalbach begeben. Da versagten die heilsamen Wasser den Dienst und das reiche Leben fand am 19. Juni seinen friedlichen Abschluß. Nicht im Gewühle der volkreichen Stadt, sondern in der freien ländlichen Umgebung, die sein Gemüth stets so tief angesprochen, und die in ihm einen so dankbaren Verehrer gefunden hatte, durfte er das Zeitliche segnen. Seine Leiche wurde am 22. Juni 1650 auf dem St. Peterskirchhofe zu Frankfurt unter großer Trauer beigesetzt. Er hinterließ nicht nur als Künstler und Kunsthändler, sondern auch als Mensch und Bürger ein höchst ehrenvolles Andenken. Seine Söhne Matthäus und Kaspar führten das Geschäft weiter, vollendeten die angefangenen Arbeiten und veranstalteten zahlreiche Neuauflagen sämmtlicher Werke des Vaters unter jeweiliger Vermehrung. Die Firma der „Merianischen Erben“ blühte noch lange Zeit.

Bis vor nicht vielen Jahren soll sich ein Aktenstück in hiesigem Besitze befunden haben, dessen nunmehr, wie es scheint, feststehenden Verlust wir sehr bedauern, eine Selbstbiographie

von der Hand Matthäus Merian des Jüngern. Gewiß hätten wir auch in Bezug auf das Leben und Wirken des Vaters daraus Vieles schöpfen können. In Ermanglung dessen geben wir zur Charakteristik des edeln Mannes noch einige Eindrücke wieder, die wir aus seinen Vorreden empfangen haben. Merian blieb seinem alten Vaterlande zeitlebens treu zugethan und ließ es dabei doch auch in seiner zweiten Heimat an Bethätigung edlen Bürgersinnes nicht fehlen. Es leiteten ihn in Allem die Grundsätze einer ernsten christlichen Ueberzeugung und Lebensanschauung, die nicht zu verwechseln ist mit der bloßen Zustimmung zur officiellen Kirchenlehre. Dies zeigte sich in seiner Lebensführung, von der sein Zeitgenosse Sandrart sagt: „Er achtete die weltlichen Ueppigkeiten ganz nichts, sondern diente Gott und seinem Nächsten, hielt die Tugend vor Augen und für sein höchstes Gut." Wir haben, wo Merian seine Liebe zum alten Vaterlande bezeugt, durchaus den Eindruck, daß er sich nicht in den Phrasen seiner Zeit bewegt, sondern aufrichtig fühlt, was er sagt; denselben angenehmen Eindruck machen uns die Darlegungen seines religiösen und sittlichen Standpunktes.

Das Familiensymbol, das er gerne seinen Titelblättern einverleibte, zeigt einen Storch mit der Schlange im Schnabel und trägt die Umschrift: „Pietas contenta lucratur." Wir finden den Sinn dieses Losungswortes am Besten wiedergegeben in dem Symbol einer andern alten Basler Familie:

„Gott nährt und mehrt
„Den, der ihn ehrt."

Wir wenden uns nun zu Merians Erzeugnissen. Dieselben sind so zahlreich, daß Sandrart sagen mußte: „Wer alle Werke dieses Künstlers beschreiben wollte, der müßte ein großes eigenes Buch dazu brauchen." Daraus läßt sich denn auch erklären, daß nirgends eine vollständige Sammlung aller Merianischen Stiche besteht. Ja, wenn wir Sandrart recht verstehen, so hätte Merian selbst schon den Wunsch gehegt, von allen seinen Kupfern einen Abdruck zu haben! Immerhin reicht das, was wir in unsern Sammlungen besitzen, völlig hin, uns über die Wirksamkeit des Meisters zu orientieren.

Sollen wir ein Gesammturtheil vorausschicken, so wird jeder unbefangene Beobachter folgendem beistimmen: Merian ist durchaus und vor Allem zum Landschaftspoeten geboren und hat auf dem Gebiete der Landschaft den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens an den Tag gelegt. Wo er die Landschaft nach der Natur oder aus freier, nur durch Erinnerungen beeinflußter Erfindung darstellt, da erhebt er sich zu wahrhaft poetischer Wirkung, und zwar ist es nicht das Steile und Heroische, was sein Gemüth erfüllt, sondern weit mehr das Liebliche und Lauschige, das „Lustige" im Sinne des alten Sprachgebrauches. „Amœnissimæ regiones" und „regiunculæ" sind die Gefilde, zu denen ihn seine Muse hinzieht, in denen er sich frei und behaglich bewegt, und die er uns darum meisterhaft vorführt. Von diesem Boden seiner eigentlichen Berufung hat er sich aber, zum Theil aus eigenem Antrieb und Vergnügen, zum Theil in Folge äußerer Verhältnisse weggegeben, um sich der topographischen Darstellung und der Figurenzeichnung zuzuwenden. Auf diesen beiden Gebieten hat er, nicht sowohl durch künstlerischen Schwung, als vielmehr durch die bleibenden Zwecke, denen er diente, und durch ungemeine Arbeitsleistungen bei durchgehend gleicher Gewissen-

haftigkeit die Hochachtung seiner Zeitgenossen und den Dank der Nachwelt erworben.

Wir beobachten nun in der Besprechung des so reichen Stoffes nicht die Zeitfolge der Entstehung desselben, sondern schreiten in fast umgekehrter Richtung von der weiten Peripherie der topographischen Werke durch den Kreis der historischen Zeichnungen und der Figuren überhaupt zum Mittelpunkt und Höhepunkt der Arbeiten Merians, dem ideal behandelten Landschaftsbilde. Auf diesem Wege aber wenden wir dem Landschaftlichen auch da schon unsere besondere Aufmerksamkeit zu, wo es eigentlich als Nebensache behandelt ist.

Der Gedanke einer Länderbeschreibung mit Bildern hat schon lange vor Merian in Deutschland ansehnliche Werke ins Leben gerufen. So hat der Nürnberger Maler Wohlgemuth eine Weltchronik mit trefflichen Holzschnitten geziert, und ein Georg Braun zu Köln hat zwischen 1572 und 1618 in vier Foliobänden eine „Beschreibung und Contrafactur der vornembsten Stetten der Welt" herausgegeben. Allein diese Werke machen keinen Anspruch auf Naturwahrheit; sie geben nicht die Dinge selbst, sondern Typen und Symbole; alles trägt mittelalterliches Costüm; derselbe Holzstock dient für Nebukadnezar, Augustus und Karl den Großen. Troja und Lacedämonia sind gothische Städte mit dem Doppeladler im Wappenschild über den Thoren. Nur hie und da taucht irgend ein hervorragendes Bauwerk auf, das als Symbol der betreffenden Stadt gelten soll.

Merian dagegen führt nun zuerst die durchaus exakte, auf pünktlichstem Ortsstudium beruhende, bis ins kleinste zuverlässige Abbildung der Städte, Burgen, Klöster und Gebiete ein. Anhebend bei seinem Heimatlande veröffentlichte er 1642 die „Topographia Helvetiæ, Rhætiæ et Valesiæ, das

ist Beschreibung und eigentliche Abbildung der vornehmbsten Stätte und Plätz in der hochlöblichen Eydgnoßschaft, Grawbündten, Wallis und etlicher zugewandten Orten". Der stattliche Band ist den Regierungen der Kantone gewidmet und enthält in der Vorrede folgende schöne Worte: „Wir sollen des Landes, das uns herfürgegeben, und dessen Lust wir zu uns genommen haben, allda unsere Kindheit geweint und gespielet hat und unsere Jugend auferzogen und geübt worden ist, stätigs eingedenk sein und derselben Flüsse, Felder und andere Lustbarkeiten immerdar mit den Augen unseres Gemüthes anschauen und beherzigen." Vom damaligen Zustande Deutschlands entwirft er bei dieser Gelegenheit eine trostlose Schilderung: „Die schöne Gestalt Teutschlands ist so häßlich zugerichtet worden, daß man es ohne Vergießung heißer Zähren nicht anschauen kann. Es ist alles dahin gesunken und zu Boden gefallen und fast nichts mehr von der hiebevorigen Glückseligkeit übergelassen.... und zweifeln ihrer Viel, ob Teutschland vor dem allgemeinen Ende der Welt sich wieder erholen und mit Freuden das Haupt aus dem Staub und Blut, darinn es gewaltzet wird, erheben werde."

Allein die böse Zeit war unserm praktischen Künstler durchaus kein Hinderniß; er fand im Gegentheil, es sei um so mehr am Platze, sich der „vorigen Glückseligkeit und Herrligkeit mit dankbarem Herzen zu erinnern und den Nachkommen dieselbe vor Augen zu stellen."

Das hat er denn in ausgiebigster Weise gethan. Es erschienen in rascher Folge die Topographien von Schwaben 1643, Baiern 1644, Elsaß 1644, der Pfalz 1645, der geistlichen Kurfürstenthümer 1646, Hessen 1646, Westphalen 1647, Frankreich 1648, Oesterreich 1649, Böhmen, Mähren und Schlesien 1650, Obersachsen

1650. Sodann von Matthäus Merian vorbereitet, aber von seinen Erben herausgegeben: Brandenburg und Pommern 1652, Niedersachsen 1653, Braunschweig 1654, Burgund und die Niederlande 1654, Frankreich (Fortsetzung) 1655 und 1656, endlich 1672 das Hauptregister und nach demselben noch 1688 die Topographie Italiens nach fremden Zeichnungen.

Diese sämmtlichen Werke, später wiederholt aufgelegt, bestehen jeweilen aus einer alphabetisch geordneten Reihe von Kupfern, durchzogen vom Texte der eigentlichen Beschreibung der Länder, der gewöhnlich etwas weit ausholt, die Zeugnisse aller möglichen Schriftsteller verwerthet und über die bestehenden Rechte, Sitten und Gebräuche oft sehr interessante Mittheilungen macht. Diese Beschreibungen alle sind verfaßt durch den sehr gelehrten und schreibseligen Martin Zeiller, geb. 1589, gest. 1661. Zeiller war der Sohn eines evangelischen Pfarrers in Räuten bei Murau (Kärnten); von Jugend auf des rechten Auges beraubt, entwickelte er gleichwohl eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit, besonders auf geschichtlichem und geographischem Gebiete. Sein „Teutsches Reißbuch" (Itinerarium Germaniæ) 1632, schildert 109 Reisen durch alle Länder Europas und war zu seiner Zeit ein geschätztes Auskunftsmittel. Wegen seines evangelischen Bekenntnisses aus den österreichischen Landen flüchtig, kam er nach Deutschland und starb als Schulinspektor und Büchercensor in Ulm. Sein großer Vorzug ist, daß er sich, wenigstens in den Topographien, möglichst der Kürze befleißt. Merians topographische Bilder, natürlich nicht in den Text gedruckt, sind einfache oder doppelte Folioblätter mit klaren, äußerst genauen Ansichten der wichtigsten Orte eines Landes, meist Längenprofile von etwas erhöhtem Standpunkte aus genommen. Am

liebsten möchte er seinen Gegenstand in möglichst malerischer Weise zur Geltung bringen. Allein er wird in diesem Streben gehemmt durch die Bedürfnisse seiner Abnehmer. Eine kriegerisch wichtige Stadt will eben vor Allem ihren Harnisch im Bilde wiedersehen; eine Ortschaft, die irgend ein geschichtlich bedeutenderes Gebäude in sich schließt, will eben dieses Gebäude hervortreten sehen, unbekümmert um alle künstlerische Gruppierung. Daß ein am Wasser gelegener Platz von der Wasserseite aus will dargestellt sein, auch wenn eine andere Aufnahme ein ungleich schöneres Bild bieten würde, versteht sich von selbst. Eine Ausnahme von letzterer Regel bildet die reizende Ansicht der Stadt Genf, die etwa vom Bois de la Bâtie aus die Stadt in den Vordergrund stellt und über die Thürme hinweg den Blick seeaufwärts in eine wundervolle Ferne leitet.

Trotz den erwähnten, vielfach gebotenen Rücksichten und bei aller Naturwahrheit weiß Merian über seine Erzeugnisse einen gewissen poetischen Duft auszubreiten, so daß der Beschauer nicht leicht ermüdet und ihm gerne von Land zu Land folgt. Große Städte und Festungen giebt er mit Vorliebe aus halber Vogelperspective und fügt sehr oft noch Pläne bei, die in Folge der peinlichen Genauigkeit eigentliche Actenstücke für die Rechts-, Kriegs- und Kulturgeschichte genannt werden dürfen; die Gemarkungen sind scharf bezeichnet; Teiche, Bäche, Mauern, Zäune, Galgen und Rad sind vollkommen zuverlässig eingetragen. Diese Pläne sowie die aus halber Höhe aufgenommenen Städtebilder sind Muster des größten Geschickes und Fleißes; ihre Zahl in und außer den Topographien ist so groß, daß ein Künstlerlexicon sich damit begnügt, eine Elite von 46 Stücken aufzuzählen, unter denen B a s e l, P a r i s und F r a n k f u r t wohl die oberste Stelle einnehmen.

Man kann sich recht eigentlich in den dargestellten Städten ergehen und zwar bequem, da die Straßen und Gassen natürlich etwas erweitert erscheinen. Dabei hat man das sichere Gefühl, daß Alles richtig und ächt ist, kein Thürmchen, kein Dach, keine Zinne weder zu viel noch zu wenig. Man sieht die Bänklein vor den Wohnungen, kommt an Kramladen, Bürgers- und Herrenhäusern, Kirchen, Kapellen, Brunnen und Denkmälern vorbei und begegnet auf Straßen und Plätzen den behaglichen Altvordern in ihren würdevollen Trachten. Der Plan von Basel vom Jahre 1615, in einer Größe von 1,61:1,14^{m} nimmt, wie schon angedeutet, unter diesen Schöpfungen einen besonders hohen Rang ein. Das Original, vom Künstler selbst auch gemalt, befindet sich in der Mittelalterlichen Sammlung. In jüngster Zeit wurde dieses Meisterstück in dem kleinern Maßstabe, in welchem es auch der schweizerischen Topographie beigegeben ist, für das Neujahrsblatt 1880 durch Lichtdruck reproduziert, so daß es wieder zum Gemeingut der Einwohner Basels geworden ist. Manche der bedeutendsten Städte, wie Ulm, Augsburg, Bern, Köln, sind nur in dieser Weise abgebildet. Auch ganze Gebiete hat Merian so behandelt, z. B. den Vierwaldstättersee und Ober-Elsaß von Kolmar bis Basel. Der Plan von Frankfurt, 1628, ist ein besonders hochgeschätztes Stück und hat bis zum Jahre 1770 unter periodischen Abänderungen und Neueintragungen offizielle Gültigkeit behalten. Von ganz außerordentlichem Werthe aber ist der jüngst in unserer Universitäts-Bibliothek durch ihren derzeitigen Vorsteher aufgefundene Pariser Plan von 1615, der nur noch in diesem einen Exemplare scheint vorhanden zu sein. Dieses merkwürdige Werk, das in einzigartiger Weise über das alte Paris Aufschluß giebt, ist nun durch den Pariser Jules Cousin mit einem Commentar, der auch die Geschichte der

Auffindung enthält, neu herausgegeben worden. Um jeden Preis wollten die Pariser das Basler Original in ihren Besitz bringen; als ihnen aber freundlich bedeutet wurde, sie könnten die goldene Altartafel des Münsters daran rücken, da war des Handels ein Ende. Bei diesem Anlasse hat sich eine Seite der Merianischen Arbeiten, die wir noch nicht berührt haben, besonders geltend gemacht. Wir sind nämlich für die Kenntniß mancher untergegangener Bauwerke einzig auf die Ueberlieferungen Merians angewiesen. So sagt der gelehrte Pariser Architekt Tisserand, indem er sowohl dem Kunstsinne, als der Zuverlässigkeit Merians alle Gerechtigkeit widerfahren läßt: „Der Palast der Königin Margaretha mit seinen unermeßlichen Gärten, über die jetzt die Hauptstraßen des Faubourg St. Germain gehen, findet sich sonst nirgends dargestellt als auf diesem Plane. Die Zeichnung, die Merian davon giebt, würde allein schon genügen, dem Werke dieses Künstlers eine bleibende Bedeutung zuzusichern." Der kundige Franzose findet bei Merian das Gefühl für das Malerische, verbunden mit einer reizenden Behandlung der Einzelheiten und nennt denselben einen Zeichner und Stecher, der ebenso geschickt sei in seiner Kunst, wie originell in seiner Art.

Wie mit diesem Königspalast in Paris, so verhält es sich mit vielen andern alten Bauwerken und Ortschaften. Die prächtige Liebfrauenkirche zu Mainz ist nach zuverläßigstem Urtheile ebenfalls nur in der Merianischen Darstellung auf uns gelangt. Ja, wir dürfen im Allgemeinen sagen: Das naturgetreue Bild der mittelalterlichen Stadt in ihrem thurm- und zinnenreichen, trutzigen und doch wieder so wohnlich anmuthigen, poesievollen Gewande ist uns in vollendeter Gestalt einzig durch Merian überliefert. Auf diese Thatsache gründet sich der in neuester Zeit unternommene Versuch, Merianische

Stadt- und Gebäudetheile einfach herauszuschneiden, auf größern Maßstab überzutragen und so Modelle mittelalterlicher Baukunst herzustellen.

Der malerische Anblick der alten Städte und Plätze wird uns nun allerdings weniger durch die planartigen Hochaufnahmen, als durch die gewöhnlichen Prospekte der Topographien vermittelt. Unter diesen befindet sich eine Menge vorzüglicher Stücke. Jeder Band der Topographien weist je nach der Natur und Kultur des geschilderten Landes eine größere oder kleinere Zahl typischer Bilder auf. Wie reich sind zum Beispiel die Pfalz und das Schwabenland an charakteristischen Städten, Burgen und Klöstern. Wir nennen aus der Pfalz vorab Heidelberg, das in der Topographie mit großer Vorliebe viermal abgebildet und sonst noch vielfach durch Merian verherrlicht worden ist. Das schönste Blatt zeigt uns links den am Berghange sich hinziehenden fürstlichen Park, das Schloß in seiner ganzen Pracht thront hoch über Stadt und Strom, und unter den hohen Aesten eines mächtigen, von Schlingpflanzen leicht umrankten Baumes hinaus weidet sich der Blick an der herrlichen Fernsicht über das Flußthal. Ein anderes zeigt uns die Stadt vom Heiligenberge aus, und hübsch schließen sich daran drei kleinere Blätter mit Wolfsbrunn, Fürstenbrunn und Neuburg Kloster. Eine dritte große Ansicht von Schloß, Stadt und Umgebung bis nach Speier hat Merian schon 1620 besonders herausgegeben und da hat wiederum unsere Universitäts-Bibliothek den Vorzug, das einzige Exemplar mit erhaltenem Texte zu besitzen.

Prächtig entfalten sich vor uns Alzei, Speier, Bensheim, Kreuznach u. a. m., während Bacharach, die alte ara Bachi, uns mitten in die Kriegszeit hinein versetzt. Wir sehen vom rechten Rheinufer aus, wie das Städtchen durch die Schweden

(1632) belagert und erstürmt wird. Vom hohen Schlosse Staleck aus wird das feindliche Stückfeuer auf dem Kühlberg kräftig erwidert; es wird uns das Bollwerk gezeigt, hinter welchem der Feind „approchiert und herbeigeschanzt". Durch die Voitswiesen herunter aber stürmt eine geschlossene schwedische Colonne, während ihre Vorhut allbereits das Münzthor unten am Rhein mit „Beielen aufhaut." Gewiß ein denkwürdiger Moment im Leben der weinfrohen Stadt!

In der Zugabe zur Topographie der Pfalz finden wir Blamont, Metz, Nancy, letztere beiden Aufnahmen gewiß nicht unwichtig wegen der genauen Wiedergabe der Festungswerke. Der fürstliche Lustgarten zu Nancy mit den Ballspielern ist eine Reminiscenz an den Freund Jakob Callot.

Aus der Topographia Sueviæ, enthaltend Ober- und Niederschwaben, das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden u. a. nennen wir die Ansichten von Stuttgart, Ulm, Augsburg, Biberach, Ravensburg, Constanz. Letzteres bietet sich uns vom See aus mit weiter Rheinferne, während zur Darstellung des Sees die Orte Buchorn und Lindau gewählt sind. Sehr reichhaltig sind die Prospekte von Nördlingen, Dillingen und Gmünd nebst der Darstellung von Ysni im Algäu vor und nach dem großen Brande von 1631; Lichtenstein und Hohentwiel beanspruchen unser literarisches Interesse.

Von großer Schönheit sind manche französische Städtebilder und zahlreiche Lustschlösser und feste Burgen, ja der Pariserband, „le Paris de Mérian", gehört zu den vorzüglichsten Leistungen. Doch, wer will da aufzählen!

Lassen wir noch kurz Einiges aus der Topographie unseres Landes vor uns treten. Unter der Aufschrift „Concordiae et pacis autor Jehovah", welche wohl speziellen Bezug darauf hat, daß das Land „bei diesem Teutschen Krieg vor andern

vielen durch Gottes Gnad in ziemblichem Wohlstand und Frieden gesessen", zeigt uns das Titelblatt, das übrigens nicht zu den schönsten gehört, oben auf architektonischem Aufbau zwei sitzende weibliche Figuren, welche sich, die eine mit Szepter und Lorbeerzweig, die andere mit dem Symbol der Wissenschaft geschmückt, die Hände reichen. Die Mitte des Blattes nehmen die Standeswappen ein, während am Fuße des Monumentes eine gemüthliche Helvetia mit dem Füllhorn im Arme und unter Erzeugnissen des Landbaues thronend, dem biedern alten Eidgenossen, der unter den Abzeichen des Krieges ihr gegenüber sitzt, die Hand bietet.

Merian hat großen Fleiß und alle Kunst der Allegorie für seine zahlreichen Titelblätter aufgeboten; auf dem der Beschreibung von Frankreich finden wir das Porträt des jugendlichen Ludwig XIV., auf dem der Franconia hat er die bekannten Holbein'schen Orgelflügel unseres Münsters verwendet.

Nach der Vorrede folgen zwei Landkarten von Deutschland und der Eidgenossenschaft. Merians Karten streben nach möglichster Vollständigkeit und werden wohl auch nicht zu den geringsten ihrer Zeitgenossen gezählt werden müssen. Schade, daß das Gewimmel von Namen und in Relief gezeichneten Bergen durch keinerlei Gebietsgrenzen auseinander gehalten wird.

Es folgen sodann, nach der offiziellen Reihenfolge der Kantone geordnet, 82 Bilder. Unter den Städten ist natürlich Basel sehr bevorzugt mit drei großen Gesammtansichten, dem berühmten Plane und einer Darstellung des durch spielende und lustwandelnde Bürger belebten St. Petersplatzes. Reizend liegt das wohlbefestigte Münchenstein vor uns. Der Künstler bevorzugt dieses Dorf und seine Umgebung auffallend; er hat dasselbe außer hier noch dreimal abgebildet.

Als hervorragende Blätter bezeichnen wir ferner Greifensee,

Oron, die Habsburg, Stein a. Rh., Brugg, Thun, Sempach, Einsiedeln aus der Höhe genommen mit Sicht nach Rappersweil und Zürich, Baden, Lenzburg, Chur, Sitten und Genf. Das vormals herrschaftliche Landschloß Weyerhaus bei Ettiswyl (Luzern), mit einem kühnen Reflex im Teiche, ebenso das in üppigem Baumwuchs lieblich ruhende Romainmôtier, den feinen Prospekt von Vivis u. a. verdanken wir dem Sohne Kaspar. Zehn Stadtansichten aus halber Höhe führen uns die wichtigsten Plätze des Landes vor, einige Blätter umfassen ganze Gebiete, wie den Vierwaldstätter See und das Unterwaldner Land, andere zeigen uns das Bad Pfäffers, römische Alterthümer und dergleichen.

Von großem Interesse ist das Doppelblatt „eigentliche Vorbildung des schönen Fleckens Plurs und wie derselbe nach seinem schröcklichen Untergang beschaffen, 1618“. Merian hat uns da gewiß das beste Bild der verschütteten Ortschaft zu überliefern gesucht. Das ganze Buch, auf schönem Basler Papier gedruckt, wird jedem Freunde des Vaterlandes jetzt noch viel Freude bereiten.

So leicht Merian die menschlichen Wohnstätten und ihre sanftern Umgebungen, Hügel, Wälder und Gewässer auffaßt, so viel Schwierigkeiten schaffen ihm das Gebirge und die Alpen. Die Alpen versteht er durchaus nicht; ein Blick auf St. Moritz, Glarus, oder den Grindelwaldgletscher zeigt uns eine fatale Unbeholfenheit. Aber auch die gewöhnlichen Berge entsprechen in seiner Darstellung weit weniger der Wirklichkeit, als einem gewissen Gebirgsideale, das seinem Stile angehört.

Diese wenigen Züge mögen genügen, die Vielseitigkeit und die hervorragende Bedeutung unseres Topographen einigermaßen ins Licht zu stellen. Unendlich viel hat er selbst zusammengetragen und ausgearbeitet, Anderes hat er sich durch geschickte Zeichner liefern lassen; er mag auch da und dort schon Vor=

handenes benützt haben; so viel steht fest, er ist, so groß die Gefahr sein mochte, nie einem bloß geschäftsmäßigen Betriebe verfallen, sondern hat mit immer neuen Anläufen ein im Ganzen gleichmäßig tüchtiges Werk von immensem Umfange geschaffen, das sich neben ähnlichen Unternehmungen anderer Nationen, wie etwa dem berühmten Monasticon Anglicanum, wohl darf sehen lassen.

Das zweite ausgedehnte Arbeitsgebiet Merians ist die Illustration geschichtlicher Werke und die Figurenzeichnung überhaupt. Wir treffen hier neben einer Anzahl kleinerer Publikationen das Theatrum Europæum, die Historische Chronik des Joh. Ludw. Gottfried, die Archontologia cosmica und die Bilder zur Bibel.

Unter dem Titel „Theatrum Europæum, oder wahrhafte Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten, die in Europa, in teutschen Landen und auch andern Orten der Welt geschehen," ist vom Jahre 1635 an durch Merian ein großes Geschichtswerk herausgegeben worden. Der Gesammtumfang desselben, in der von den Merianischen Erben 1702 veranstalteten Ausgabe, beträgt vierzehn große Foliobände. Der reichhaltige Text, an dem verschiedene Scribenten gearbeitet haben, erstreckt sich besonders breit über die Zeitgeschichte und zwar hat Merian, wie er sagt, darauf gehalten, daß Alles „ohne Privataffektion und unpartheiisch" beschrieben werden sollte. Seine eigene gewaltige Arbeit leitet er ein mit den Worten, er habe sich von Jugend auf vorgenommen, sich in diesem Theatro oder Schauplatz der Welt zu üben. Auch was er anderwärts sagt, gilt hier schon, er habe die Bilder, theils durch selbsteingenommenen Augenschein, theils von guten und verständigen Ingenieuren,

die dem Schimpf und dem Ernst beigewohnt, in Wissenschaft und sodann mit Fleiß auf Kupfer gebracht.

Unsere Aufmerksamkeit richtet sich zunächst auf die zahllosen Portraits von Fürsten, Feldherrn und hervorragenden Männern, die sich durch das ganze Werk zerstreut finden und unter denen sich manch geschichtlich werthvolles Stück befindet. Es liegt im ganzen Wesen Merians begründet, daß er sich nicht damit begnügen wollte, Dutzendwaare zu liefern. Er spricht sich darüber auch in einer Weise aus, die uns zeigt, wie viel Ernst und Arbeit er gerade auf die Portraitstudien verwendet hat. Er sagt in der Vorrede zur Gottfried'schen Chronik: „Man möchte wissen, wie die historischen Personen ausgesehen haben. Nun bejahen die Erfahrungen der Physiognomie, die Natur habe die inwendigen Zuneigungen des Gemüthes zu Tugenden oder Lastern durch gewisse Lineamente und Anzeigungen des Angesichts zu erkennen gegeben. Darum habe ich auch in diesem Stücke dem Leser willfahren und diesfalls die Mühe und Kosten nicht sparen wollen." Und nun führt er aus, wie er nach Statuen, Münzen, Edelsteinen und alten Gemälden die Portraite fleißig studiert und dann aufs Kupfer gebracht habe; seine Zeitgenossen hat er meistens vorzüglich abgebildet. Das Theatrum weist sodann eine Menge von Ansichten und Plänen auf, zum Theil dieselben Platten wie in den Topographien. Sehr beachtenswerth sind die vielen Schlachtenbilder, die er entweder selbst entworfen oder durch den Stich sich zu eigen gemacht hat. Wir nennen als Prachtstücke in ihrer Art die Schlacht bei Lützen, Wallensteins Ende und die große Darstellung des Augenblickes, in welchem, Freitag den 6. September 1622, die Stadt Heidelberg durch Tilly erobert wird. Die Figuren des letztgenannten Bildes und ihre Bewegungen sind so frisch, die ganze Schilderung ist so

ausnehmend lebendig, daß man versucht sein kann, an Fremdes zu denken, wie ja überhaupt das Werk Compositionen von Verschiedenen enthält. Allein es liegt in diesem Blatte doch so viel ächt=Merianisches, daß wir dasselbe unserem Künstler nicht absprechen, es vielmehr als den Höhepunkt seiner historischen Schilderung bezeichnen wollen.

Viel Aehnlichkeit mit dem eben behandelten Werke hat die Archontologia cosmica. Wir übergehen dieselbe unter Hervorhebung einiger weniger Stiche. Zu der Beschreibung der alten Deutschen, ihrer Sitten und Gebräuche, giebt Merian vier Kupfer. Dieselben vergegenwärtigen die Gottesdienste der Germanen, ihre Wappen und Ritterspiele, ihre Mahlzeiten und Gastereien, ihr Haushalten und ihre Wohnungen, figurenreiche Compositionen. Eine große Ansicht von Paris fehlt auch hier nicht; wo Merian überhaupt Paris anbringen kann, da thut er's in dem Bewußtsein, daß er etwas von seinem Besten gebe; ebenso hat er es mit Heidelberg. Eine mehr gemüthliche Wirkung erzielt die Karte von Afrika. Die Küstenstriche des schwarzen Welttheiles präsentieren sich den damaligen Kenntnissen entsprechend; ebenso verhält es sich mit dem Innern; Elephanten, Strauße, Löwen und Tiger durchwandern dasselbe in fröhlicher Naivetät; ein ergötzliches Ignoramus.

Den Text hat Johann Ludwig Gottfried, Pfarrer zu Offenbach, geliefert, ein sehr fruchtbarer Geschichtsschreiber nach der Art seiner Zeit. Demselben verdanken wir auch die „Historische Chronik der vier Monarchien von Erschaffung der Welt bis auf das Jahr Christi 1619.“

So groß der Fleiß und das Wissen dieses Gelehrten gewesen, es würde jetzt Niemand mehr seine zwei Folianten im Ernste vor sich nehmen, wenn dieselben nicht geziert wären durch einige Hunderte Merianischer Kupfer. Das Werk kam

gleich anfangs vier Male heraus in verschiedenen Formaten und galt sehr viel. Ein Beweis, daß Schreiber und Stecher das Bedürfniß ihrer Zeitgenossen und der nächsten Nachwelt wohl getroffen haben, ist, daß die Chronik hundert Jahre nach ihrem ersten Erscheinen zu Frankfurt aufs Neue mit einer Fortführung herausgegeben wurde.

Merian redet in der Einleitung von den hohen Zwecken der Geschichtsschreibung, die in der sittlich-religiösen Förderung des Menschen ihre Einigung finden sollen. Diesen Zwecken hofft auch er zu dienen, indem er die „große Tragi-Comödia" der Welt zu mehrerem Anmuth und Belieben des Lesers in schönen „geschichtsmäßigen" Kupferstichen wiedergiebt. Den Anfang bilden einige Hunderte kleinerer, in Münzform gefaßter Portraite, welche die Berühmtheiten der Welt von Herkules und Hylas an bis auf den 1603 im Türkenkriege siegreichen kaiserlichen General Georgius Basta verewigen. Der mehrere Theil dieser Köpfe, bemerkt der Autor, sei im Originale bei Fulvio Ursino in Rom zu finden. Es folgen sodann die Schöpfungsgeschichte, das Leben der Patriarchen und Israels, untermischt mit den Darstellungen aus der Profangeschichte. Jene Bilder sind natürlich größtentheils dieselben, die wir in der Bibel treffen.

Getreu dem Geschmacke seiner Zeit, der übrigens heute noch fröhlich lebt, greift der Künstler vor Allem die kriegerischen Szenen, Schlachten, Erstürmungen, Hinrichtungen, grausame Mord- und Schandthaten heraus und versetzt durch möglichst erschütternde Darstellung derselben das Gemüth des Beschauers in heilsamen Schrecken. Doch es fehlt auch nicht an friedlichen Bildern, auf denen das Auge dann um so lieber ausruht. Ueberall aber, wo nur irgend landschaftliche Prospekte möglich sind, werden dieselben mit ebensoviel Feinheit als Vorliebe

angebracht. Der Künstler selbst legt natürlich hier das Hauptgewicht auf die handelnden Personen, hat er doch, um dieselben recht lebendig einzuführen, viele große Meisterwerke alter Zeit zu Rathe gezogen. Daran hat er sehr wohl gethan, denn vom rein künstlerischen Standpunkt aus ist zu bemerken, daß ihm die Bewegung der Figuren, die Rundung der Formen, die Behandlung der Draperie und der Architektur nicht sonderlich gelingen will, wenn er allein auf sein Ingenium angewiesen ist. Das wußte Merian wohl und machte darum mancherlei Anleihen bei alten Meistern und bei Zeitgenossen; er entlehnte Ideen, Bildertheile und ganze Bilder. Für alles Kriegerische, Jagende und Stürmische fand er in den Werken des Florentiners Antonio Tempesta reiche Ausbeute. Auch das mächtigste Schlachtenbild der neuern Kunst, die Constantinsschlacht von Rafael, und andere Werke dieses Meisters, hat er studirt und weise benützt. Anklänge an Michelangelo, A. del Sarto, Holbein und Tizian sind nicht selten. Wir führen als Beispiel an die Flucht des Aeneas aus dem brennenden Troja und die treuen Söhne, die ihre Eltern retten, beide dem Incendio im Borgo entnommen. Paulus in Lystra ist ebenfalls nach Rafael. Nach dem Zeitgenossen J. Callot sind die Ballspieler in Nancy und die Zigeuner in der Gottfried'schen Chronik. Gelegentlich kommen auch ganz mittelalterliche Vorlagen zur Verwendung. Nichtsdestoweniger haben die Bilder einen gewissen einheitlichen Charakter und erfüllen ihren Zweck.

Viele Mühe verursachen dem Illustrator die Thiere; so zeichnet er namentlich die Löwen und Hunde meist sehr unvollkommen. Für den Löwen des Androklus, der ein bedenkliches Aussehen aufweist, geben wir dem Künstler Absolution, da das Thier notorisch leidend war.

Einige Platten mit hübschen Fernsichten und feinen, oft

nur so obenhin sich ziehenden Horizonten müssen wir aus der Chronik noch erwähnen, da in diesen kleinen Dingen oft mehr Kunst enthalten ist, als in allen Figuren des Bildes zusammen. Wir wählen Szenen aus der Profangeschichte. Wie duftig ist die kleine Landschaft mit dem buchtenreichen breiten Strom auf dem Bilde der Semiramis, oder der Hintergrund der Flucht der römischen Jungfrauen über den Tiber, oder das Flußthal, das sonnig und friedlich unser Auge in die Ferne lenkt, während im Vordergrunde die Karthager den Regulus grausam tödten! Wie fein der weite Blick ins freie Land beim Tellenschuß!

Es spricht uns eigentlich in allen Figurenwerken Merians jedes Bild besonders an, das eine, wenn auch noch so beschränkte, landschaftliche Partie umschließt. Ja, oft ist der Durchblick, den ein Thor oder ein Fenster gewährt, lohnender als Alles, was im Hofe oder im Saale sich vor uns abspielt.

Damit soll das Verdienst Merians um seine geschichtsliebenden Zeitgenossen nicht geschmälert, und noch weniger sein ungeheurer Fleiß verkannt sein. Wir wollten vielmehr nur die nothwendige Kritik seiner Figuren hier anbringen, um uns dann bei seinem bekanntesten historischen Werke, der Bibel, einem um so ungestörteren Genusse überlassen zu können.

Als kleinere Werke seien hier noch genannt: Emblematum Ethico-Politicorum Centuria, hundert von Julius Zinggreff zusammengestellte, mit Reimen durch Georg Greffinger „gezierte", von Merian illustrirte Sinnsprüche, ein Werklein, dem man den Geschäftsbetrieb anfühlt. Basel hat die Ehre, darin unter dem durch zwei ineinander gelegte Hände versinnbildlichten Spruch „Nec ferro vincere nec auro" (Laß dich weder durch Eisen, noch durch Gold überwinden) als Hintergrund zu paradiren. Bekannter ist der durch Merian gestochene Basler Todtentanz; er ist in manchen Ausgaben

erschienen, 1744 noch bei Joh. Rudolf ImHof in Basel. Der Stecher schickt seinen sorgfältig ausgeführten Blättern eine ganze Predigt über „acht Nutzbarkeiten der Todesbetrachtung" voraus und bemerkt nicht unfein: „Der Todtentanz ist nützlicher anzuschauen, als martialische Sachen; hier findet man im Leben den Tod, dort im Tode das Leben, wenn man es recht bedenkt." Die Annoni'sche Sammlung enthält ein schön gemaltes Exemplar vom Jahre 1649. Der Künstler nennt sich hier selbst „M. Merian, den Aeltern", ohne zu ahnen, daß auf's Jahr schon der frühe Tod zum Kupferstecher treten werde.

Endlich kommen wir zu den biblischen Bildern Merians, die durch ihre edle Intention, ihre poetische Einfalt und den bleibenden Zweck, dem sie dienen, sich einen bedeutenden Ruf erworben haben.

Im siebzehnten Jahrhundert war nur der Kupferstich, und zwar in weit geringerem Maße, als der Holzschnitt im sechszehnten Jahrhundert, mit der Illustration der Bibel beschäftigt. Das herrlichste Werk war die erstmals 1607 in 23 Platten gestochene „Bibel Rafaels", das heißt, der von diesem Meister für die Logen des Vatikans gezeichnete Kreis von 52 meist alttestamentlichen Bildern. Was dagegen die italienischen, französischen und deutschen Künstler aus eigener Hand schufen, trat tief in's Dunkel des fortschreitenden Kunstverfalls zurück. „Dennoch erwarb sich," sagt ein deutscher Kunsthistoriker, „ein unschätzbares Verdienst um das evangelische Volk der Basler Kupferstecher Matthäus Merian in Frankfurt durch seine Icones biblicæ (biblische Bilder) und Historiæ sacræ (heilige Geschichten), welche von 1625—1627 an in verschiedenen Ausgaben und Auflagen, mit lateinischem, deutschem

und holländischem Texte ein äußerst verbreiteter und tief wirkender christlicher Hausschatz wurden."

Haben wir bisher unsern Merian hauptsächlich nach seiner künstlerischen Begabung und Bethätigung zu schätzen versucht, so mag es nun gerade hier am Platze sein, seine Verdienste auch vom allgemein menschlichen Standpunkte aus hervorzuheben. Die Kunst ist nicht eine Göttin, der wir opfern, sondern eine Vestalin, die das heilige Feuer auf dem Altare schürt, eine Dienerin des Ewigen in der Vergänglichkeit, des Göttlichen in der Menschheit, und hat den Beruf, überall und mit all ihren Kräften an der geistigen Hebung und sittlichen Vollendung des Menschen mit zu arbeiten. Von diesem Boden aus beurtheilt, hat Merians Muse, nicht eine klassische Vestalin, sondern eine frische deutsche Bürgerstochter, Großes geleistet. Die Topographien, die Chronik und die Bibel haben in einer an Idealen armen Zeit zur Fristung und Nährung geistigen Lebens viel beigetragen und allem deutschen Volke große Dienste gethan. Das gilt in hohem Maße namentlich von den biblischen Bildern, die in verständlicher Sprache, in gutem Deutsch, die heiligen Schriften Jedermann nahe brachten und auslegten.

Unter der Aufschrift: „Icones biblicæ, biblische Figuren, darinnen die fürnembsten Historien der heiligen Schrift gründlich und geschichtsmäßig entworfen durch M. Merian in Basel, mit Reimen geziert durch Joh. Ludw. Gottfried", kamen schon 1625, zunächst für die Jugend berechnet, 150 biblische Darstellungen heraus. Die Vorrede klagt über „den schändlichen Mißbrauch, in den die Kunst vielfach gezogen werde, indem viele ärgerliche Bilder, ja solche Sachen, die unter Christen nicht genannt, noch gehört, noch gesehen werden sollten, gemalt, gedruckt, feilgetragen und auch der einfältigen Jugend zum großen Aergerniß spargirt werden." Merian selber ist gar

nicht philiströs; aber er will mit Recht dem Gemein=Sinnlichen den Freipaß der göttlichen Kunst nicht abgetreten wissen.

Später erschienen die Historiæ sacræ, und endlich wurden die zahlreichen Bilder in den Bibeltext selbst eingefügt.

Merian hat auch da vielfach nach Vorbildern gearbeitet, doch birgt das Werk eine schöne Zahl durchaus eigener Compositionen; dem Ganzen aber ist durch den feinfühligen Landschaftszeichner ein im besten Sinne heimeliges Gepräge nicht aufgedrückt, sondern angehaucht.

Die Figuren tragen verschiedenen Character; bald tritt der alt klassische Styl hervor, bald der conventionell=heroische, bald der mittelalterliche und der zeitgenössische. Die Landschaften sind durchweg ächt heimatlich; so sehr, daß man oft die Erinnerung an bekannte Gegenden frei durchschimmern sieht. Alles ist mit frommem Geiste aufgefaßt und oft durch einen eingehenden Zartsinn verklärt. „Christus heilt einen Blinden" ist zum Beispiel in eine so reiche, prächtige Landschaft verlegt, mit Kastell, Brücke, Stadt und Ferne, daß man den Eindruck empfängt, der Künstler wolle in lebendigem Mitgefühle andeuten, was der Blinde bisher entbehrt hat und nun neu gewinnen soll.

Zum Schönsten gehören hier, wie in andern alten Bilderbibeln, die Schilderungen der Vorgeschichte und der Patriarchenzeit. Adam ausruhend, weinend inmitten der herrlichsten Fluß= und Berglandschaft, ist von tiefer Wirkung. Abraham begrüßt die himmlischen Boten unter dem mächtigen Baume beim stattlichen deutschen Bauernhofe, wo er sich wohl eben an der duftigen Fernsicht erlabt hat mit dem schmerzlichen Gedanken, daß er seinen herrlichen Sitz einst Fremden werde überlassen müssen. Wir sehen den Strom sich in die Ferne schlängeln; dort ragt eine Burg am Ufer, dort eine Stadt mit zweithür=

miger Kirche. Isaaks Opferung auf dem Moria ist von einer unendlichen Weite umgeben, als sollte die Unermeßlichkeit göttlicher Verheißung dargestellt und der Blick Abrahams in die segensreiche Zukunft angedeutet werden.

Elieser trifft Rebekka an einem zweiröhrigen Brunnen auf zierlicher Terasse, die einer Gartenanlage des siebzehnten Jahrhunderts angehört. Abrahams Begräbniß zeigt uns einen endlosen Leichenzug, der von der Stadt her durch die Ebene dem stillen Plätzlein naht, wo auf einem Leichensteine allbereits der Name „Sarai" prangt. Jakob träumt seinen lieblichen Traum in einer fröhlich belebten Rheingegend. Jakobs Söhne ziehen vom elterlichen Hofe hutschwenkend wie deutsche Wandergesellen ins schöne Land hinaus, während Benjamin sich hinter dem alten Vater versteckt und denselben ängstlich am Rocke zurückzieht. Es liegt in dem Bildchen deutlich: Reiset nur leichtsinnig fort; euer böses Gewissen wird bald seinen Meister finden! Moses auf dem Sinai und auf dem Nebo bietet Stoff zu reizenden Landschaftsbildern. Die Kundschafter kehren nicht etwa auf sandigem Wüstenpfade in ein eintöniges Feldlager zurück, sondern durch einen schattigen Waldweg hinunter tragen sie die große Traube dem Strome zu, über den eine solide Brücke zu den ersten Häusern eines Dorfes führt. Auf der Landstraße längs dem Flusse pilgern zahlreiche Männer mit Waarenbündeln auf dem Rücken; wenn das ein Symbol des wandernden Israels sein soll, so trifft es heute noch zu.

Auch schauerliche Scenen, wie die Tödtung der israelitischen Knäblein in Aegypten werden durch die Anmuth der Umgebung genießbar gemacht. Auffallend ist das Bild des trauernden Jeremias mit einer Prachtansicht, die an den Strand von Gaeta erinnert. Kühn sind die Berge und Stadtansichten zu den Makkabäern. Die abendländischen Einfassungen stören

durchaus nicht; sie bringen uns vielmehr die Vorgänge der heiligen Geschichte in eine vertrauliche Nähe und ziehen uns mit Macht in die Kreise derselben hinein.

Aus dem Neuen Testamente heben wir zuerst zwei Bilder ohne landschaftlichen Rahmen hervor, wie deren natürlich viele vorkommen. Das Gespräch Jesu mit Nikodemus entwickelt sich in einem vornehmen Saale; der Mond scheint durchs Fenster, während zugleich ein Kaminfeuer den Raum erhellt, so daß ein eigenthümliches Doppellicht entsteht. Christus sitzt mit dem nächtlichen Besucher am Tische in feierlichem Gespräch. Im Hintergrunde längs der Wand erblickt man die träumerischen Gestalten einiger Apostel. Zusammenstellung, Lichter und Ton des Bildchens lassen einen geweihten Eindruck zurück. Die Befreiung des schlaftrunkenen Petrus sodann versetzt uns in einen durch Laternenlicht und Mondschein erhellten Gefängnißhof. Das Geheimnißvolle des Vorganges ist in den Figuren, im Lichte, in der Perspective trefflich ausgedrückt.

Gleichwohl fühlen wir uns bei diesen und ähnlichen Schilderungen mit unserm Merian nicht auf dem richtigen Boden und begleiten ihn gerne wieder hinaus unter die schönen Bäume, auf die lauschigen Wege an Bächen und Bergabhängen, und in die lockenden Fernen. Wie ansprechend nimmt sich der barmherzige Samariter aus, den wir nicht auf der heißen Straße zwischen Jerusalem und Jericho, sondern in einer freundlichen, baumreichen Einsamkeit irgendwo hiezulande treffen. Mit besonderer Liebe sind die Bilder aus dem Leben Christi ausgeführt. Die Blindenheilung haben wir schon erwähnt. Wir nennen noch die Emausjünger mit ihrem heiligen Begleiter in dem hohen Waldwege über dem wasserreichen Thale. Eine schöne Hochgebirgsferne bietet die Taufe des Kämmerers aus Mohrenlande. Daß es auf diesem Bilde so naiv-bürgerlich

zugeht und Philippus so pastorenmäßig seines Amtes waltet, gehört mit zum heimeligen Tone, der sich durch Alles zieht. Großartig ist Johannes auf Patmus. Hoch am Waldgebirge in erhabener Einsamkeit sitzt der jugendliche Seher; zu seinen Füßen sinkt der Wald sanft hinunter ans ikarische Meer, aus dem eine kleine Felseninsel auftaucht und den Blick hinüberleitet nach der kleinasiatischen Küste. Die Offenbarung Johannis giebt auch unserm Künstler, wie unzähligen andern, Anlaß zu manchen phantastischen Illustrationen. Die apokalyptischen Reiter hat er mit großem Rechte bei A. Dürer entlehnt.

So sehr wir Merians löblichen Eifer und Fleiß anerkennen, des Eindruckes können wir uns auch in der Bibel nicht erwehren, daß die günstigsten Compositionen die sind, wo die Figuren möglichst klein sind und die Landschaft vorherrscht. Das fühlte er selbst wohl auch. Er liebte die biblischen Geschichten sehr; sie verliehen ihm die rechte Stimmung; aber er war in der Behandlung der Figuren nicht frei genug. Darum gab er eine Reihe von freien Blättern, als Landschaften mit biblischen Szenen heraus. Da ist dann Wald und Flur und Fluß und Berg die Hauptsache und dient zum Ausdrucke der Stimmung, während die Figuren, klein gehalten und obwohl mehr nebensächlich, doch durch ihren idealen Gehalt zur Weihe des Ganzen mithelfen.

Unter diesen Blättern finden wir z. B. Abrahams Empfang der Engel in einer von der früher erwähnten abweichenden Auffassung. Im linken Vordergrunde einer sehr ansprechenden Landschaft begrüßt der Patriarch fußfällig seine Gäste; weitaus der größere Theil des Bildes aber gilt der schönen Flußgegend, die der Autor selbst auf dem Blatte herzhaft als „zu Basel“ bezeichnet! Es hat ihn offenbar die Basler Ge-

gend so befriedigt, daß er sie gerne durch die patriarchalische Szene verherrlichen mochte. Doch damit haben wir allbereits Merian als Historienzeichner hinter uns zurückgelassen und sind ihm auf dem Gebiete seiner eigentlichen Begabung und Vorliebe nahe getreten, im naturgetreuen oder frei erfundenen Landschaftsbilde. Der geschichtlichen Reihenfolge nach liegt die Blüthezeit des Landschaftszeichners Merian im Anfange seiner Meisterschaft, in seiner Basler Periode.

In zahlreichen kleineren und größeren Reihenfolgen hat Merian seine Landschaftsbilder, untermischt mit Stichen nach verschiedenen Meistern, allmählig der Oeffentlichkeit übergeben. Reich und anmuthig floß die Quelle namentlich in den Jahren 1620—25. Unsere Kunstsammlung, mit Ausschluß der Birmann'schen Abtheilung, besitzt unter den zahlreichen Merianischen Bilderwerken ohne Text 122 Blätter mit Landschaften, Jagden und Schlachten. Dazu kommt die Birmann'sche Sammlung mit 259 Stichen Merians aus allen Gebieten seiner rein künstlerischen Thätigkeit. So haben wir, wie sich's übrigens erwarten läßt, hier wohl das reichhaltigste Repertorium Merianischer Arbeiten. Wer dies durchgangen und namentlich das Heft von 1624 studiert hat, dem fehlt wohl kaum noch etwas Namhaftes zur Kenntniß unseres Landschafters.

Wir geben hier unsere Eindrücke wieder so einfach, wie wir sie empfangen haben. Die Kunstsprache steht dem Schreiber nicht zu Gebote. Die Eingeweihten rühmen den originellen Baumschlag, die durchsichtigen Lüfte, die feine Abtönung der verschiedenen Gründe, die Vertheilung der Lichter, anziehende Vordergründe, kräftiges Relief der Mittelpartieen, eine angenehm markige Manier mit Vermeidung des Harten u. s. w. Das ist jeden-

falls Alles wahr. Die Hauptsache aber ist, daß einem aus den Bildern und Bildchen eine frische, idyllische Luft entgegenweht, in der man fröhlich athmet und die einen unvermerkt hineinzieht in die stillen Kreise eines reichen Gemüthslebens. Eine naive Freude an der Natur, die oft durch die Reize des Heimischen gehoben wird, erwacht im Beschauer und läßt demselben als bleibenden Gewinn eine poetische Bereicherung zurück, die das Kennzeichen wirklichen Kunstgenusses sein dürfte.

Die ersten Serien der Birmann'schen Sammlung weisen Figurenbilder nach Tempesta auf, die Thaten Alexanders des Großen auf neun, und die Heldenthaten Karls V. auf acht Blättchen, sammt 21 Stücken in Friesform, Jagden, Vogel- und Fischfang darstellend. Es folgen sodann die Jahreszeiten 1622, die Monate und die Tageszeiten. Sämmtliche tragen die vielgerühmten Vorzüge der landschaftlichen Hintergründe und Fernen an sich. Das Bild des Frühlings zeigt als Hintergrund das Heidelberger Schloß; der Sommer breitet vor uns ein weites, wasserreiches, sonniges Gefilde aus, das frei erfunden zu sein scheint. Den Vordergrund nehmen Figuren in Anspruch, deren Genuß einem aber gleich durch das unschöne Gebilde einer Kuh verleidet wird. Unter den Monaten ist der Juni wohl der bevorzugteste. Wir treffen hier zum ersten Male den mächtigen Merianischen Baum. Derselbe kehrt in mancherlei Gestalten oft wieder, links oder rechts abschließend, manchmal höchst selbstbewußt das ganze Bild von der Mitte aus beherrschend. Es ist eine Art Eiche. Bald steht er in voller Kraft da, bald ist der gewaltige Stamm von Höhlungen durchzogen und streckt kahle Unteräste von sich; über den halb erstorbenen Theilen aber breitet sich auch dann üppiges Leben in schöngeformten Kronen. Auch ganz kahle und entzwei gebrochene Stämme stellt, oder legt der Künstler

gern in seine Landschaften und verleiht denselben dadurch einen heroischen oder einen melancholischen Zug.

Die Tageszeiten sind dem Umfange nach von den größten landschaftlichen Stücken (30/18,2 cm.) Der Morgen (aurora) läßt die Sonne strahlend über einer mehr ernsten Landschaft aufsteigen, während die letzten Spuren des nächtlichen Dunkels am hohen Himmel noch sichtbar sind.

Der Mittag (dies) entfaltet einen spiegelklaren weiten Strom mit lebensfrohen Gestaden; es strömt uns ein rechter, voller Sommertag entgegen mit seinem freien thatenfrohen Behagen. Am Abende treffen wir im hohen Forste, unweit einer Lichtung, ein gemüthliches Gelage beim kleinen Teiche. Die Convivalen, am Rande lagernd, sind offenbar weniger durch den leiblichen Genuß, als durch die Schönheit des scheidenden Tages hingenommen. Die Nacht sodann führt uns in einen finstern Wald am Flusse. Einige Gesellen haben auf dem kleinen freien Boden ein Feuer angezündet und suchen nun in der Dunkelheit Holz zusammen, während auf dem gedeckten Schiffe am Ufer andere sich beim Lampenscheine gütlich thun. Das Bild scheint eine Reminiscenz zu sein etwa an einen poetischen Künstlerabend, der in einer abenteuerlichen Nachtfahrt auf dem Rheine seinen Höhepunkt erreichte. Auf solches deutet wohl die Widmung, die das Blatt den „viris spectatissimis“ Abel Socin, Claud. Gunthier und Lukas Iselin zueignet (1624). Der letztgenannte Freund Merians ist der spätere Besitzer der Amerbach'schen Kupferstichsammlung, ein kunstliebender Mann.

Der Zeit nach vor diesen Bildern stehen die 26 kleinen Landschaften nach dem Holländer Michael Mierevelt, geboren in Delft 1567. Wir begegnen hier dem Einflusse der niederländischen Schule auf Merian. Mehr als Mierevelt hat Paul Bril (gestorben in Rom 1622) und neben ihm Corne-

lius Claessen zur Bildung unseres Landschafters beigetragen. Paul Bril fand in Merian einen dankbaren, verständnißvollen Abnehmer, der nicht nur eine Anzahl seiner Werke, wie die hohe Burg über dem schiffbaren Flusse und die feine Landschaft mit den zwei Spinnenden am Wege, durch den Stich vervielfältigte, sondern in der eigenen Auffassung und Ausführung der niederländischen Art viele Zugeständnisse machte und zwar zu seinem großen Vortheile.

Eine Reihe von Stichen nach Antoni Mirou, darunter 26 Blätter aus der Umgebung von Schwalbach, und die Nachtstücke in J. van de Velde's Manier leiten uns nun über zu weitern selbständigen Arbeiten Merians. Von den Nachtstücken sind uns zwei besonders aufgefallen: Ein Dorfinneres mit hell beleuchteter Krambude in der Mitte; einige kleine Figuren mit Lichtern bewegen sich im Vordergrunde durch die Finsterniß, während wir rechts in eine vom Herdfeuer erhellte Bauernküche hineinsehen. Ueber Alles wölbt sich ein dunkler Sternenhimmel. Sodann eine Mondlandschaft. An einem mit hohen Bäumen bekränzten Teiche hin, auf dessen jenseitigem Ufer eine Gruppe von Menschen und Thieren hält, bewegen sich zwei Männer. Der zweite führt ein Reitthier, auf welchem, dem Beschauer abgekehrt, ein Weib sitzt. Das Bild ist ein Anklang an die Flucht aus Aegypten, die merkwürdiger Weise in der Kupferbibel nicht vorkommt.

Unter dem Titel „Novæ amoenissimarum regionum aliquot delineationes“, neue Darstellungen einiger schöner Gegenden, gab Merian von 1622 an mehrere Folgen von Landschaftsbildern ans Licht, Gegenden aus der Umgebung von Basel, Schwalbach, Heidelberg u. s. w. Aus der ersten Serie beziehen sich auf unsere Nähe: Mönchenstein, die Birs, der Wald an der Birs, Briglingen, Angenstein, Laufen (dreimal),

der Weg nach Neuhaus, Zwingen, Saugern, auf dem Plawen, Altdorf bei Delsberg; dann mehrere Bilder „an der Wiese“, Klybeck („an der Klyben“), Hüningen und bei Hüningen, Hiltelingen und der Hiltelinger Rain, Terweiler u. a. m. Für Mönchenstein und das weite Birsthal überhaupt mit seinen baumreichen Abhängen und wasserreichen Ebenen, mit dem Ausblick auf Basel, ins Wiesenthal und nach den sanften Linien des Schwarzwaldes, hat Merian eine übrigens begreifliche Vorliebe. Er hat das damals durch Schloß und Mauern gezierte Dorf, wie schon bemerkt, außer der Topographie noch dreimal gezeichnet. Zwei dieser Bilder fallen auf durch den mächtigen Baum an der Landstraße und die feinen Fernsichten Thal auf und -ab. Der einsame „Wald an der Birs“, wo er gelegen, wissen wir nicht, gehört zu den rechten Meisterstücken des Waldidylls. „Hiltelingen bei Basel“ und der „Hiltelinger Rain“ dagegen überliefern uns anmuthige Prospekte eines Dörfleins am Dillinger Berge, das im dreißigjährigen Kriege endgültig zerstört worden ist. Wir erblicken auf dem einen Bilde unter den Bäumen durch ein altes Kirchlein; auf dem andern lernen wir ein stattliches Herrenhaus mit zierlichem Garten in der Nähe von Hiltelingen kennen. Wo die Ortschaft einst gelegen, wissen wir nicht näher zu bestimmen.

Die Wiese mit ihren zahllosen Windungen und Buchten, unkorrigirt natürlich, die sumpfigen Erlenbüsche an ihren Ufern, die saftigen Matten rings umher, die von Nußbäumen beschatteten Feldwege, all die nun zum größten Theil verschwundenen Lieblichkeiten boten dem Freunde des nächsten Schönen ein ergiebiges Studien- und Sammelgebiet. „An der Wiesen“ mit dem riesigen Baume ist vom Allerschönsten, was auf kleinem Raume mit der Nadel geleistet werden konnte. Sehr schön sind einige Waldsümpfe mit Wasservögeln, wohl auch aus dem

Gebiete der Wiese, wie denn überhaupt fast überall, wenn auch oft nur in Gestalt kleiner Tümpel, das Wasser den Wald beleben muß. Der Jäger, der seine Hunde loskoppelt am kleinen Teiche, ist von einem frischen Waldmorgen umgeben. Es ist in diesen Bildern und Bildchen Alles voll Stimmung und Leben. Wie ganz anders, als in den Topographien, entfaltet hier Merian seine Kunstbegabung! Er giebt wohl auch Ansichten; aber dieselben sind nach dem Maßstabe seines eigensten Schönheitssinnes aufgenommen und poetisch ausgelegt, ohne Rücksicht auf praktische Verwerthbarkeit. Man fühlt ihm hier die Freude des freien Schaffens ab und sieht ihn seine kleinen Schätze mit kindlicher Lust zusammentragen. Sämmtliche angeführte Bilder geben eigentliche Landschaften, nur Therweil macht eine Ausnahme. Hier fand er zwei Dorf-intérieurs, die ihn ansprachen und deren Originale vielleicht jetzt noch dort zu finden sind.

Für uns Basler haben diese Bilder aus unserer nächsten Umgebung natürlich einen hohen Werth; allein die Reize der Landschaften sind in denselben so glücklich zusammengefaßt, daß auch Nichtortskundige Freude daran haben mußten. Es hat nicht jede Stadt das Glück, daß ihre Umgebung so verherrlicht worden ist, wie die Basels; malerisch durch unsern Merian, dichterisch durch Joh. Peter Hebel. Diese beiden, durch die Gebiete ihrer Darstellungen so eng verbundenen Männer, sind übrigens auch ihrer schöpferischen Richtung nach vielfach mit einander verwandt, so daß wir uns, wenn es erlaubt ist, so zu reden, eine Illustration Hebels durch Merian als einen Ausbund congenialer Arbeit denken könnten. Wir schätzen uns glücklich, daß Merian in den Zeiten seiner besten Kraft und seiner noch rein künstlerischen Arbeit uns angehörte.

Eine zweite Reihe von „Novæ delineationes“ bietet uns meist süddeutsche, doch auch einige französische Landschaften,

denen als Staffage die damals so beliebte bildliche Darstellung von Emblemen und Sprichwörtern dienen muß. Wir treffen Neckargegenden, Berg und Neckargemünd, eine Kapelle bei Maulbronn, den See und den Schießrain zu Stuttgart, Kannstadt, Schwalbach, Türkheim, Heidelberg; dann Paris, Châlons, Meaux en Brie, Nancy und viele frei erfundene, oder doch kaum bestimmbare Gegenden. Die symbolischen Figuren haben für uns meist geringen Werth, wenn nicht etwa ein gewisser Humor die an sich trockenen Geschichten würzt. Für die Käufer war damals diese Zuthat jedenfalls die Hauptsache; wir übersehen auch hier gerne die Figuren und erfreuen uns am Horizonte. Nur ein Beispiel: Die Wahrheit „Conscientia mille testes," „das böse Gewissen läßt dem Frevler keine Ruhe," wird dargestellt durch einen sehr fatal gezeichneten Hund, an dessen Schwanz eine trockene Blase mit einzelnen Erbsen drin befestigt ist. Darunter steht zur Erklärung:

„Erbsblas'n am Schwantz den Hund schreckt sehr;
„Bös G'wissen den Menschen schreckt doch viel mehr!"

Da läßt der heutige Beschauer den Hund und die Moral springen und wendet sich dem anziehenden Hintergrunde mit dem merkwürdig stilisirten Schlosse und der weiten Aussicht zu.

Wir haben oben bemerkt, eine vollständige Aufzählung aller Arbeiten Merians sei fast ein Ding der Unmöglichkeit. Wir müssen noch weiter gehen; nicht einmal die Schätze unserer Sammlungen können wir hier vollständig namhaft machen; mit einer bloßen Aufzählung aber möchten wir Niemanden ermüden.

Wir lassen also die Rheinlandschaften, die kleinen breiten Prospekte mit Lörrach, Blopsen (Blotzen?) zur Krafft, zu Mainz u. s. w. liegen, indem wir nur das Bild einer Dorfschenke am Bache erwähnen, weil sich am jenseitigen Ufer die drei ersten Paare des Holbein'schen Bauerntanzes lustig schwingen; der Musikant ist auch dabei, nur in veränderter Stellung.

Auf eine Reihe von wenigstens 6 „baumreichen Gegenden", die offenbar eigene Erfindungen sind, müssen wir aber doch noch kurz aufmerksam machen, da sie vom Besten sind, was wir von Merian besitzen. Die Kleinwildjagd, die nach rechts in den Wald hinein treibt, die Hirschjagd bei aufgehender Sonne, die Felslandschaft mit dem gewaltigen Baumstamme, Odysseus und der Cyklop in wilder Einöde, bezeichnen mit diesen baumreichen Gegenden den künstlerischen Höhepunkt Merians. Das große Heft von 1624 in unserer Kunstsammlung enthält all diese letzterwähnten Prachtstücke; wer sie mit Muße betrachtet, gewinnt einen Respekt vor Merians Wollen und Können und vertieft sich gern in die anspruchslose und darum so ansprechende Eigenart desselben.

Eine Landschaftskizze von Merians Hand selbst ist im Album des hiesigen Kunstvereins zu sehen.

Das Portrait, das wir diesen Mittheilungen vorangeschickt, hat Merian selbst gezeichnet und gestochen; es gilt als bei Weitem das beste unter den verschiedenen, die sich erhalten haben. Die rechte Hand hält den Stich des salomonischen Urtheils, als wollte sich der Künstler speciell als den Darsteller der heiligen Geschichten der Nachwelt überliefert wissen. Die ruhigen Züge reden uns von der energischen Durchführung eines einmal unternommenen Werkes; zugleich aber leuchtet uns aus denselben etwas entgegen, das sein Genügen nicht finden konnte in der Abbildung alter Städte: Ein feines, frommes, dichterisches Gemüth, das aus dem Quell der Natur immer neue Freuden schöpfte, sich und Andern zum Genusse, dem ewigen Herrn aller Dinge zu Dank und Ehren.





Der oberrheinische Antiquarius

oder

Der Traum ein Leben.

Festspiel

zum

Jubiläum der historischen und antiquarischen Gesellschaft von Basel

16. September 1886.

(Aufgeführt in den Trümmern des römischen Theaters zu Augst.)

Von Rudolf Wackernagel.

Personen:

Calpurnius, römischer Duumvir zu Augst.
Lentulus, sein Secretär.
Thusnelda, seine Sclavin.
Sein Leibwächter.
Ein rauracbischer Bär.
Der oberrheinische Antiquarius.

Scene: Die offene Arena des Theaters von Augst; in deren Hintergrunde das erhöhte, durch einen Vorhang geschlossene Theater.

Der Antiquarius tritt auf.

Das war ein heißer Marsch, und hier ist es herrlich kühl. (Er setzt sich auf den Boden.) Es wird gut sein, ein wenig auszuruhen und dabei zu recapitulieren, was mir während des Gehens an Hypothesen und Beobachtungen durch den Kopf gegangen ist. Es sind ein paar gute scharfsinnige Gedanken darunter, und es wäre schade, wenn die gelehrte Welt nichts davon erführe. Der Gegenstand ist ganz geeignet zu einem Aufsatz in das Rheinische Museum oder in den Schweizerischen Anzeiger für Alterthumskunde. Als Titel könnte man die Frage stellen: „Waren die Manchettenknöpfe der vornehmen Römer von Metall oder von Elfenbein?“ Die Disposition wäre etwa folgende — — —

(Schläft auf dem Boden ein).

Der Vorhang des Theaters öffnet sich, und man erblickt das Innere eines Gemaches, in welches von hinten her ein Eingang ist. Im Gemache stehen ein erhöhter Thronsessel, ein Ruhebett, Stühle, Tisch, an den Wänden einige Vasen, sonstige Gefäße, Büsten; eine dieser Büsten trägt einen Kranz.

Auf dem Ruhebette der Duumvir Calpurnius; auf einer andern Seite des Gemaches sitzt Thusnelda.

Calpurnius.

Heiß ist der Tag, auf müdem Fittig schweben
Die Stunden langsam nur dahin, Thusnelda komm,
Mit Saitenspiele mir die Zeit zu kürzen
Und mit Gesang.

Thusnelda.

Ich kann nicht singen heut,
Es singt der Vogel nur in freier Luft,
Nicht in des Käfigs Qual. Erlasse mir,
Zu folgen dem Gebot.

Calpurnius.

Ich laß dich nicht.
Du scheues Vöglein, denkst du noch daran,
Wie ich dereinst dich mir erhascht? du flattertest
In deiner Wälder Dunkel ungezähmt;
Da fing ich dich, — vor Jahren war es schon —
Um zu bewahren dich, ein lieblich Spielzeug.
Du fandest gute Ruh in meinem Hause
Und süße Kost, drum lohne, wie du kannst,
Und singe mir
Der Lieder eines, die ich dich gelehrt.

Thusnelda. (Vor sich hin.)
Verhaßt ist mir das weichliche Getön
Der Lieder deines Landes; muß ich singen,
So höre denn, und zittre bei dem Klang,
Aus meiner fernen Heimat den Gesang.

(Singt:)

Uralte heilige Götter wohnen
Auf finstern Wolken und senden nieder
Zündende Blitze,
Und es flammet empor
Die getroffene Eiche
Auf einsamer Berghöh.

Zum Walde schreitet wuchtigen Schrittes
Vor seinen Mannen, vor seinen Hunden
Der herrliche Häuptling,
Und mit sausendem Speerwurf
Erlegt er den Bären,
Den lange gefürchteten.

Es zerschmettern die Götter
Mit zündenden Blitzen,
Es erlegen die Menschen
Mit sausendem Speerwurf, —
O mögen Blitze und Speere treffen
Der Heimat Feinde und alle vertilgen!

Calpurnius.

Ein rauhes Lied fürwahr, Thusnelda schweige,
Denn du beleidigst mich mit solchem Sang;
In deiner Heimat Wäldern mag er klingen
So schauerlich, wie diese Wälder sind;
Doch hier, wo Sitte herrscht und Anmuth wandelt,
Ertöne billig nur der süße Wohllaut
Anakreons, Horazens und Catulls.
Was solcher Sänger hohe Kunst erschuf,
Ward dir gelehrt; aufs neue rühre denn
Die Saiten nun und singe mir ein Lied,
Das Herz und Ohr erfreut. — Du zauderst noch?
Nicht fremd sind diese Töne dir, noch gestern erst
Fand ich dich hier und bei dir Lentulus,
Den feinen Lentulus, er lehrte dich,
Und willig lerntest du von seinem Munde,
Ein griechisch Lied, von Sappho schien es mir.
Wohlan, so singe dieses.

Thusnelda (unwillig).

Drum, es sei!

(singt:)

Hochbeglückt wie selige Götter däucht mir,
Wem dir tief ins Auge zu schaun und lauschend
An dem Wohllaut deines Gesprächs zu hangen
Täglich vergönnt ist,

Und am Sehnsucht weckenden Reiz des Mundes;
Doch mir schrickt im Busen das Herz zusammen,
Wenn du nahst, beklommen versagt die Stimme
Jeglichen Laut mir.

(Thusnelda bricht den Gesang plötzlich ab, wirft ihr Instrument zu Boden und springt auf, hastig, zornerfüllt.)

Calpurnius.

Seltsames Mädchen, du bist ungestüm,
Nicht gerne seh ich so unwillig dich,
So ruhelos und meiner Wünsche Feind.
O hüte wohl dich, meinen Zorn zu wecken,
Der dir verderblich, schrecklich werden könnte. — — -
Nicht lange mehr, so kehren wir zurück
Ins schöne Land Italien, meine Zeit ist um,
Und freudig laß ich diesen rauhen Ort,
Wo schier das ganze Jahr der Winter herrscht,
Wo unter finsterm Himmel finster wohnt
Ein halbgebändigt grollend Feindesvolk. — —
Wie wirst verwundert du, Thusnelda, schauen
Das fremde Land und Romas heitre Pracht,
Mit mir genießen Bajäs Fröhlichkeit,
Wo blauer als dein Aug der Himmel strahlt
Und deines Haares Gold die Sonne goldner malt.

Leibwächter tritt auf.

Wolle nicht, o Herr, mich schelten,
Daß ich nahe deinem Blick,
Doch ich komme dir zu melden
Ein verwunderlich Geschick.

Sieh, in des Palastes Schatten,
Als die Runde ich gethan,
Fand ich schlafend einen matten,
Weitgereisten, fremden Mann,

Seltsam von Gestalt und Kleidung,
Ihn zu wecken wagt' ich nicht.

Calpurnius.

Schnell, bei meines Zornes Meidung,
Bring ihn vor mein Angesicht.

(Der Wächter steigt vom Theater die Stufen hinunter in die Arena; er weckt den am Boden schlafenden Antiquarius mit Stößen seines Speeres. Der Antiquarius erwacht langsam.)

Antiquarius.

O weh! wer stößt mich so unsanft, so grob? ists ein Thier, ein Mensch? ohne Zweifel Einer aus dieser Gegend, ein bäurischer Mensch, ein Geschöpf ohne klassische Bildung, ohne Urbanität!

Himmel! was seh' ich? träum' ich oder wach' ich? Ein römischer Soldat! ganz echt und — wie mir scheint — sogar lebendig! Wie wunderbar, welch köstlicher Fund, welch herrliche Bereicherung unserer Sammlungen, eine wahre Fundgrube für Beobachtungen, Studien, Kritiken, Recensionen! Da lassen sich Hefte schreiben, was sag ich Hefte, Bücher, Bücher in Quarto, in Folio, mit einem Atlas in Kupfer gestochen oder in Lichtdruck. Ein römischer Soldat! und noch bei Leibesleben, von gutem, mittlerem Alter, ganz frisch und gesund! Es wäre doch schade, ihn auszustopfen ins Museum oder in Spiritus zu stellen. Das hat noch Zeit, bis er alt wird. Aber was sonst mit ihm anfangen? ihn nach Nothdurft ernähren und ein Aemtlein versehen lassen, etwa als

Museumsabwart, als Bibliothekdiener, oder dem Staat als Landjäger vermiethen. Er sieht recht gut und stark aus, wo mag er nur hergekommen sein? Nach der Form seines Helmes zu schließen, ist er aus dem ersten Jahrhundert nach Christo, vielleicht noch aus dem ersten Drittel des zweiten. Komm mit, guter Freund, komm mit mir! Was werden die sagen, wenn ich mit einem römischen Soldaten angerückt komme! — — Er kommt nicht, er macht ein finsteres Gesicht; wahrhaftig, er fängt an zu sprechen.

(Während dieser Rede hat der Wächter den Antiquarius erst lange und genau betrachtet, dann langsam einige Schnüre aus der Tasche genommen und diese zurechtgemacht, um den Antiquarius zu fesseln.)

Wächter.

Reich her die Hände, daß ich fess'le dich,
Thörichter Mensch, und zum Palaste führe.

(Er ergreift den Antiquarius, der nur schwachen Widerstand leistet, und bindet ihn.)

Antiquarius.

Ich die Hände reichen? Du mich fesseln? Wer giebt dir das Recht dazu? Du hast gar kein Recht, aber die Stärke hast du, wie ich sehe und fühle, die Grobheit hast du, die Unverschämtheit hast du, mich zu binden, und ich bin zu schwach, um mich zu wehren, zu abgemattet von den Studien, die doch dir und deinesgleichen gelten. — Er hört aber gar nicht auf das, was ich rede! Er will gewiß klassisch angeredet sein, ganz klassisch, im Versmaße Homers, in Hexametern. So höre denn:

Wer du auch seiest, so lausche der Rede des bittenden Fremdlings.
Und entledige ihn der entehrenden, schmerzenden Fesseln.

Wächter.

Schweig still und folge zum Palaste mir.

Antiquarius.

Immer noch von derselben Grobheit! Meine Hexameter rühren ihn nicht, er scheint ein gemeiner, ein ganz ungebildeter Mensch zu sein. Versuch ichs noch mit Jamben!

Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Folg ich dir hier, zu meiner Schmach gefesselt,
Doch wohin führst du mich? gieb Antwort, rede!

Wächter.

Vor den Duumvir, vor Calpurnius.
Denn wisse, Fremdling, dies ist sein Palast,
Und dies sein Garten, drin du schlafend lagst.

(Sie steigen die Treppe hinauf.)

Antiquarius.

Es wird immer besser. Erst nur ein Soldat, jetzt schon ein Duumvir. Wenn das so weiter geht, so werde ich bald des Kaisers Herrlichkeit selbst erblicken. Es ist ganz räthselhaft, ganz unerklärlich! Siehe, da sitzt er schon, der Duumvir.

Calpurnius.

Ein Unbefugter bist du eingedrungen
In mein Gehöfte, wie ein Thier dich lagernd
Auf rauhem Boden und im Grase schlafend,
Und bist doch fremd, deß sollst du Rede stehn.
Wer bist du? und von wannen führt dein Weg?
Nach allem, was ich seh', Geberde, Haltung, Kleidung,
Bist du aus völlig unbekanntem Lande,
Aus fernentlegnem; strenge frag ich dich
Nach Name, Heimat, Ziel und Grund der Reise.

Antiquarius.

Alle Welt an diesem Orte spricht in Jamben; da werde ich es wohl auch thun müssen. Gut, daß ich es kann; gut, daß ich es seiner Zeit gelernt habe. Es ist doch wahr: Jugendfleiß belohnt sich im Alter!

Erhabner Herr, demüthig nenn ich mich
Den oberrhein'schen Antiquarius.
Und dieser Name kann dir alles sagen,
Die Heimat so wie Ziel und Grund der Reise.
Du kennest sicherlich den Oberrhein;
Denn schon die alten Römer kannten ihn.
Noch heutzutage liegen dort die Trümmer
Der großen Stadt Augusta Raurica,
Die eine Colonie der Römer war.
In jener Gegend bin auch ich zu Hause,
Und eben diese Trümmer, andre Trümmer auch,
Die ringsherum im Land verborgen liegen,
Sind meines Lebens Zweck, sind Grund und Ziel
Just dieser Reise. Doch daneben noch
Berührt mein Geist auch andere Gebiete,
Zwar nah verwandte, Münzen beispielsweise,
Auch Schalensteine lieb' ich ganz besonders
Und Pfahlbauhausrath; auch im Mittelalter
Arbeit' ich gerne noch; nur das, was nachher kommt,
Die neuere und gar die neuste Zeit
Ist völlig fremd mir. Um es kurz zu sagen:
Ich bin ein Antiquar, ein Archäolog.

Calpurnius.

Du sprichst von Dingen, die mir völlig fremd sind,
Und eine Sprache, die verworren klingt.

Irr' ich nicht gänzlich, bist du einer jener
Gelehrten Leute, die man Weise nennt,
Und die sich alle selbst für Weise halten.
Auch wir in Rom besitzen solche Männer,
Und jenes fremde Volk, dem du entsprossen,
Wird ihrer gleichfalls nicht entbehren können.
Doch gleicher Gattung sind sie beider Orten,
So seh' ich hier an dir; denn die Geberden,
Des Auges Trübe und des Kleides Unordnung
Verrathen dich auch als gelehrten Mann.
Doch nun sag' an, worinnen deine Weisheit
Und deines Geistes Können denn bestehe.

Antiquarius.

Schon einmal hab ich dir, Calpurnius, berichtet:
Ich bin ein Antiquar, Archäolog.
Nichts ist mir fremd, was alt und selten ist,
Je älter um so lieber; mags nun sein
Ein edles oder niedriges Metall,
Ein Stein, ein Glas; nur eines soll es sein:
Nun eben alt, und soll daneben auch
Erzeugniß sein der rühr'gen Menschenhand.
Mit solchen Resten abgelegner Zeit
Befaßt sich die erhabne Wissenschaft,
Als deren Diener ich hier vor dir stehe;
Fürwahr zu guter Zeit, am rechten Orte!
Denn links und rechts laß ich die Blicke schweifen
Durch das Gemach, ich sehe dich, o Herr,
Wie du hier thronst in aller Prächtigkeit,
Und mit den Augen feir' ich so ein Fest.
Mit wahrer Wonne seh ich hier vereinigt

Altröm'sche Stücke, die ich ach so gerne
Schon längst gesehen, Dinge, die mit Augen
Bis jetzt kein Archäolog und kein Gelehrter,
Der über Alterthümer Roms geschrieben,
Erschauen konnte; ich bin nun der erste
Und werde weidlich nützen diesen Vortheil.
Hausalterthümer, Kriegsantiquitäten,
In reicher Füll und prächt'gen Exemplaren
Stehn hier beisammen! O Calpurnius,
Laß mich befühlen deiner Toga Stoff,
Laß mich besehen auch die Tunica,
Ob mit dem clavus sie versehen sei,
Und ob gewebt der clavus oder aufgenäht;
Zuletzt vergönne noch mir einen Blick,
Ob du mit fasciis dein Bein umwickelt,
Ob Hosen, braccæ, die in spätrer Zeit
Erst aufgekommen, gänzlich es umhüllen.
Dann aber zeige auch den Sessel mir,
Darauf du sitzest, nur für kurze Zeit
Erhebe dich, daß ich ihn nah beschaue,
Er scheint ein solium mir und keine sella.

Calpurnius.

Beim heiligen Augustus, du bist kühn!

Antiquarius.

Verzeiht, erhabner, mächtiger Gebieter;
Die Fragen, die dir dreist erscheinen mögen;
Ich that sie nur im Dienst der Wissenschaft.

Calpurnius.

Der Wissenschaft? verwunderliche Weisheit,
Die sich mit Stühlen und mit Kleidern plagt!

Antiquarius.

Für unsre Wissenschaft ist nichts zu klein;
Und was dem Laien unerheblich scheint,
Ist dem Gelehrten oft vom höchsten Werth.

Calpurnius.

Laß ab von diesem Tand, ein andres Stück
Will ich dein gierig Auge schauen lassen,
Vor welchem all dein Wissen dir vergeht,
Ein uralt heil'ges Erbstück meines Hauses.

(Zum Leibwächter):

Reich her die Vase

(Zum Antiquar):

Sieh, in ihrem Grunde
Dies Stücklein Holz, es ist ein leichter Span
Von jenem Schiffe, das die Argonauten
Nach Kolchis trug; vom Kiel des Schiffes stammt er,
Und scheue Ehrfurcht hat ihn stäts behütet
Durch die Jahrhunderte bis diesen Tag.
Was sagst du nun, mein hochgelehrter Mann?

Antiquarius.

Der Span ist unecht, auf den ersten Blick
Ist solches zu erkennen; übrigens ist auch
Der Argonautenzug nur eine Fabel.

Calpurnius.

Weisheit der Narren, wie sie brüstet sich!
Nach meiner Toga, meinem Stuhle fragt er,
Doch solch ein heilig Stück versteht er nicht!

Antiquarius.

Der Span ist unecht, unecht ist auch andres,
Das hier im Zimmer steht, dort die imago
Links bei der Thüre, die sich „Nero“ nennt,
Entbehrt der wissenschaftlichen Glaubwürdigkeit.
Sie ist verdächtig, sieh die Nase an,
So sah des Nero Nase niemals aus;
Und die Behandlung erst des Haars! ein spätes Machwerk.
Doch jene dort, die Aufschrift lautet „Cäsar“,
Kann kaum bezweifelt werden, nur das Kinn ist neu,
Ist angesetzt, und auch das linke Ohr —

Calpurnius.

Fall auf die Kniee vor dem großen Cäsar
Und seinem Bilde, das ein Künstler schuf.
In dieser Stirne lebten die Gedanken,
Für welche unser Rom zu enge war;
Von diesen Lippen floß die stolze Rede,
Die Freund und Feind zu seinen Füßen warf;
Mit diesem Auge lenkt' er Legionen —

Antiquarius.

Verzeihet, Herr, ich bin ein Antiquar
Und drum berührt mich nicht, was Cäsar war
Und was in seinem Leben er gethan.
Nur um sein Bild, um eben dieses Bild
Hab ich zu kümmern mich und dies zu prüfen.

Calpurnius.

Thörichter Mensch, du sprichst von Wissenschaft,
Von einer Weisheit, die nur Neugier ist.
Nach Formen fragst du, Bildern, äußern Zeichen,

Du suchst die Hülle nur, die leichtvergängliche,
Die stumme todte Schale zu erforschen,
Und achtest nicht des Lebens, das da wohnet
In dieser Hülle, schätzest diese höher
Als jenes, das die Hülle sich erschuf!
In tausend Bildern und Gestaltungen
Erfüllt es rings die Welt und drückt der Welt
Den Stempel seines nimmer müden Wirkens
Und seines allgewalt'gen Wollens auf.
Von diesem ahnst du nichts, ein blöder Thor
Suchst du nach dem, was nur Erscheinung ist
Und äußerliche Form, Geburt des Zufalls,
Vom großen Triebwerk hingewehter Abfall
Und leichte Schnitzel, gierig raschelst du
Mit zitternd schwacher Hand in diesen Trümmern
Und bauest dir daraus in eitler Klugheit
Ein Haus, darin nicht Geist noch Seele wohnt,
Ein Wahngebäude, das der Wind zerweht.

Antiquarius.

Erlaube mir ergebenst zu erwidern,
Daß du von Dingen redest, die du nicht verstehst.
Das wesentlichste alles Wesens ist
Die äußre Form, darin es dar sich stellt.
Was unser Auge nicht erblicken kann,
Vergleichend, prüfend und beurtheilend,
Ob echt, ob unecht, und von welchem Alter,
Von welchem Stoffe, welchem Zwecke dienend,
Weß Meisters Werk, und schließlich: welches Werthes, —
Was wir mit Zirkel, Lineal, und Meßschnur
Nicht ganz genau vermögen zu bestimmen,

Zu explorieren und zu mensurieren,
Und nöth'genfalls auch zu reconstruieren, —
Das ist für uns ganz einfach nicht vorhanden.
Was unsre Wissenschaft allein erstrebt,
Ist Kenntniß dessen, was vor Augen lebt, —
Und ob es edlen ob unedlen Stoffes sei,
Das ist für uns so ziemlich einerlei,
Wir wollen nur, daß es mit Händen greifbar sei.
Und was darüber liegt, was ihr das Leben nennt,
Den Geist, der sich in diesem offenbare,
Berührt uns völlig nicht, wir wissen nichts davon
Und lassen Andre sich um diese Dinge kümmern.
Wir suchen keinen Geist, wir haben keinen Geist,
Und gönnens Andern, daß man sie als geistvoll preist.

Calpurnius.

Gerade dieses ists, was mich befremdet,
Was deine Meinung mir verächtlich macht.
Zur Erde hingebogen wühlest du
Aus eklem Staube die zerstreuten Trümmer
Der alten Zeiten, ahnend nicht den Geist,
Den Willen und die mächt'ge Thätigkeit,
Die diese Trümmer einst zusammenschlossen
Zu einer lebensvollen Wirklichkeit.
Das ist ein Treiben, ganz verstandeslos
Und fühllos. — Schaue dies Gefäß,

(Er nimmt eine Schale in die Hand.)

Aus edlem Stoffe meisterlich gebildet,
Es ruht in meiner Hand — und — sieh, — es fällt!

(Läßt die Schale fallen.)

Zersplittert rings die Scherben, da und dort
Zerstreut die Bilder, Trümmer nun und Staub.
Und du, wie emsig du dich niederbeugst,
Mit hast'gen Griffen sie zusammensuchst
Und in der Tasche birgst! — Doch du vergißst,
Daß meine Hand es war, die es zerbrach,
Daß ich es warf vom hohen Stuhle nieder,
Auf dem ich saß in meines Amts Gewalt
Und aller Herrlichkeit an Kaisers Statt.
Du hebest nicht den Blick zu mir empor
Anstaunend meine Macht und Roma's Macht in mir,
In deren Hand die ganze Erde ruht
So wie in meiner Hand dies Thongefäß!
Doch so zu denken ist fürwahr zu groß
Für dein Gehirn, nicht greifbar deiner Hand. —
Im Staube kauernd suche Scherben dir,

(Zum Leibwächter)

Du aber folge auf das Forum mir!

(Er geht mit dem Leibwächter ab durch die hintere Thüre. Antiquarius bleibt bei den Scherben auf dem Boden sitzen. Thusnelda tritt vor, die während dieser Scene theilnahmlos und träumerisch dagesessen ist.)

Thusnelda.

Verhaßter Mann, wie lange trag ich noch
In deinem Hause das schmachvolle Band
Der Knechtschaft? Freiheit will mein freigebornes Herz,
Die Freiheit such ich, sei's auch um des Lebens Preis!
Geheime Kunde hab ich: im Cheruskerland
Erhob das Volk den schwertbewehrten Arm
Und hat der Unterdrücker sich entledigt.
Dorthin verlangt mich, zur befreiten Heimat,

Um meinem Volke wieder mich zu zeigen,
Die ich aus königlichem Blute bin.
Und alle Mittel will ich jetzt versuchen,
Um diesen Weg zu finden; Lentulus,
O dieser eitle Schwächling Lentulus!
Soll dieser Mittel eines sein; von mir verlockt,
Von Sehnsucht, trügerisch erregter Hoffnung
Getrieben soll er mir die Wege bahnen,
Mit mir entfliehn; bin ich in Freiheit erst,
Ist leicht es mir, von ihm mich zu befrein. —
Und dieser Fremdling, dieser Tölpel hier?
Wer weiß, ob nicht auch er mir nützen kann!
Versuch ichs drum, ihn mir geneigt zu machen.

(Zum Antiquar)

Ihr scheinet mir ein seltsam weiser Mann,
Daß ihr an des zerschlagnen Topfes Resten
Gefallen findet.

Antiquarius (für sich).

Dieses Frauenzimmer scheint eine Sclavin zu sein, wahrscheinlich eine im Kriege erbeutete Germanin. Es ist aber aus den Schriftstellern bekannt, daß bei den Römern die Sclaven unfreundlich, schlecht, verächtlich behandelt wurden, besonders in der spätern Kaiserzeit; es schickt sich darum auch nicht, daß ich diesem Weibe antworte.

Thusnelda (stößt ihn).

Du blöder Mensch! Du schweigest wenn ich frage?
Ich des Arminius Enkelin Thusnelda!

Antiquarius (erstaunt).

Thusnelda, des Arminius Enkelin!

Das ändert allerdings die Sache, und ich will einem Dialog, der unter Umständen recht belehrend werden kann, nicht aus dem Wege gehen. Wer hätte aber auch vermuthet, hier beieinander zu finden einen römischen Soldaten, einen römischen Duumvir, und eine gefangene Germanin, die zudem des Arminius Enkelin zu sein vorgiebt. Die Sache wird immer räthselhafter. Uebrigens ist diese Thusnelda gewiß echt; sie hat blaue Augen und rothblondes Haar, eine kräftige, ja fürstliche Statur, und eine gewisse Hoheit des Auftretens. Alles paßt zu einer Enkelin des Arminius.

Thusnelda.

Du stierest mich mit stumpfen Augen an
Und lispelst leise Worte, rede deutlich;
Thusnelda hört.

Antiquarius.

Vergönne, daß ich frage.
Du nennst dich des Arminius Enkelin,
Und ohne Zweifel bist du im Besitz
Noch seiner Waffen, seiner Rüstung auch,
Die er getragen dort im Teutoburger Wald,
Als er den Varus schlug; ein Tagebuch vielleicht,
Ein Schlachtbericht von jenem Tage liegt noch vor
In deinen Händen, und Trophäen ohne Zahl
Der überwund'nen Römer; wahrlich, bötest du
Mir Einsicht dieses Schatzes, großen Dienst erwiesest du
Der Wissenschaft.

Thusnelda.

Ich weiß nicht, was du schwatzest,
Verworren, unverständlich ist die Rede.
Doch sprachest du, so glaubte ich zu hören,

Von Varus und vom Teutoburger Wald.
Das war mein Ahnherr, der den Varus schlug,
Und schneller pocht mein Herz, nenn' ich den Namen,
Den Tag erhoffend, da mein Arm erhebe
Das Schwert Armins, so roth von Römerblut.

Antiquarius.

Das Schwert Armins, so roth von Römerblut,
Das Schwert Armins, nach eben diesem frag' ich.
Du hast es, zeig es mir.

Thusnelda.

Es ist nicht hier,
In meines Vaters Hause liegt's geborgen.
Doch soll der Mond nicht wechseln, bis ich wieder
Dort über jene theure Schwelle trete,
Das Schwert ergreife —

Antiquarius.

Laß mich mit dir ziehn!

Thusnelda.

Das magst du thun, und wenn im Morgenlicht
Das Schwert, von meiner Hand erhoben, blinkt,
Sollst du auch folgen diesem heil'gen Strahl,
Ein wohlbewehrter, kriegerischer Mann!

Antiquarius.

Das eben ist nun meine Absicht nicht,
Ein Kriegsmann bin ich nicht, ich bin befreit
Vom Dienste wegen meines Augs Kurzsichtigkeit,
Und zahle Steuern, auch bekümmert mich
Arminius wenig und sein ganz Geschlecht; gleichgültig ist mir,

Ob frei sein Volk, ob unfrei; was ich wünsche,
Ist nur, zu sehen des Arminius Schwert,
Arminius Schwert, so roth von Römerblut!
Man denke doch: ein Schwert aus jener Zeit,
Schwert eines alten Deutschen, eines Fürsten,
Noch wohl erhalten allem Anschein nach
Und als authentisch gut beglaubiget.
Ein solches Stück sieht man nicht alle Tage,
Und gerne liefe ich, um es zu sehn,
Wohl um die halbe Welt!

Thusnelda (für sich).

O Ekel diesem niedrigen Geschöpf! — —
Und doch, ob er nicht nützlich werden kann? —
Zu fördern meinen Plan, und zu erleichtern
Die Flucht von hier, benütz' ich seine Gier
Nach meines großen Ahnherrn Siegeswaffe.
Seltsam Geschick, das solche Hülfe legt
In meine Hände: einen blöden Thor,
Und einen liebekranken Gecken! Doch da kommt er.

(Lentulus tritt auf durch die hintere Thüre.)

Lentulus.

Vom Forum komm ich, wo Calpurnius
Im höchsten Glanze seiner Herrschermacht
Sich eben zeiget, rings umgeben steht er
Von waffenklirrenden Kriegsobersten, da stahl ich mich
Von ihm hinweg, dein Angesicht zu suchen.
Von aller Gunst des Schicksals auserlesen,
Ist dieser Augenblick uns freundlich; ohne Störung
Genießen wir das Glück vertrauter Zwiesprach. —
Wahrhaftig mächtig und des Staunens werth

War doch der Anblick, der mir eben ward
Dort auf dem Forum. Als Calpurnius stand,
Zu schauen einen kraftgewaltigen
Lebendgefang'nen Bären, hochwillkommen
Für des Theaters Kurzweil, siehe, da erscholl
Von beiden Straßen her, die in das Forum münden,
Weithallendes Getös, und alles wandte sich
Dem Neuen zu, das da uns kommen sollte.
Die Straße, die vom Rheine herführt, war bedeckt
Mit wilden Scharen angstbewegten Volkes,
Und mitten drin, von Staube überzogen,
Den vieler Wunden Bluten dunkler färbte,
Ein Häuflein Krieger, römische Soldaten, —
Feldzeichen, Führer fehlten, Flücht'ge warens.
Hin zu Calpurnius wälzte sich die Menge,
Und endlich hier vernahm man, was zu hören
Wohl eines jeden Herz mit Scham erfüllte.
Im Lande der Cherusker hat das Volk
Aufruhr erhoben, unversehens fiel es
Auf die zerstreuten römischen Besatzungen
Und schlug sie nieder mit bewehrter Faust;
Nur wen'ge retteten aus dem Verderben sich
Und flüchteten durch das erregte Land
Und flohen ins Gebirg, auf wilden Wegen
In Urwalds Dickicht gen dem Rheine zu
Und gen Augusta; diese eben sinds,
Die auf dem Markte bei uns angelangt,
Verkünder ihres Unglücks, ihrer Schmach. —
Doch wie sie standen vor Calpurnius,
Da dröhnte auf der wohlgebauten Straße,
Die von den Bergen herführt, von Helvetien,

Das mächt'ge Schreiten römischer Cohorten.
Ein festgefügter, unversehrter Körper,
In dessen Eisenkleid die Sonne spiegelte,
So schritten sie daher, und auseinander wich
Zu beiden Seiten alles Volk, das erst von Furcht
Unstät bewegte, stand vor Staunen still,
Zwei Mauern gleich, und durch die Gasse zog
Hin vor Calpurnius Stuhl die stolze Schaar.
Da erst vernahm ihr Führer, was geschehn
(Um andre Ursach war er hergekommen),
Der Deutschen Aufruhr und der Römer Untergang,
Die drohende Gefahr an unsern Grenzen,
Und ohne Zögern, ohne Rast noch Labsal
Für sich und seine Krieger zu begehren,
Zog weiter er, den Rhein zu überschreiten,
Und das empörte Volk zu züchtigen,
Calpurnius aber gab ihm das Geleit. —
Ich wandte mich zu dir, die Botschaft dir zu bringen
Von dem Gescheh'nen, noch ist mir das Herz erfüllt
Von Staunen und Bewundrung, wie die Schaar
Der Krieger, aller Mühsal ungeacht,
Verachtend Müdigkeit, nach Siegen dürstend,
Ohn' Zaudern ihres Weges weiter zog,
Zu strafen die verruchteste Empörung.

Thusnelda.

Wenn du Bewundrung fühlst für solches Thun,
Warum bist du denn hier, was suchest du
Behaglich Plaudern auf den weichen Kissen
Und folgst nicht jenen auf des Ruhmes Bahn?

Lentulus.

Was einem ziemt, das ziemt dem andern nicht.

Thusnelda.

Was man bewundert, soll man selber thun.

Lentulus.

Im Felde ziert die Kraft, im Rathe kluger Geist.

Thusnelda.

Der Jüngling handelt und die Greise rathen.
Verächtlich scheint es mir, dich hier zu sehn,
Im kühlen Zimmer; wenn die Kraft dir mangelt,
So zeige denn die Klugheit, die du rühmst.

Lentulus.

Verlange von mir, was dein Herz begehrt.

Thusnelda.

Hilf mir von hier, hilf mir zur Flucht, mein Lentulus!

Lentulus.

Halt ein, Thusnelda! welche Worte sprichst du!
Man kann dich hören, dieser Fremde hier
Verräth dich an Calpurnius.

Thusnelda.

Sei unbesorgt.
Der Fremde ist schon jetzt mir treu ergeben,
Er plaudert nicht, sieh zu, daß du nicht plauderst,
Mein Lentulus, verachtend alle Schwüre
Der Liebe und der Treue, die du thatst.
Bist du mein Freund, wie du so oft gelobt,
So hilf mir fort von hier.

Lentulus.

Ich kann es nicht.

Mich bindet hier ein übernommen Amt,
Mich binden Treu und Pflicht und vielverheißende
Hoffnungen künft'gen Glanzes. Traue mir,
Daß ich verschweige, was dein Mund enthüllte,
Und laß es sein, als wär es nie gesprochen,
O bleibe hier, du meine Freude, bleibe!
Nichts mangelt dir, und wenn ein Freund dir mangelt,
Will ich es sein.

Thusnelda.

O eines Feiglings Freundschaft!
Du liebst mich hier, wo schnöde Sicherheit
Und träge Ruhe dich und mich umgeben.
Doch meine Liebe wird dir nie gehören,
Wenn du sie nicht erkämpfest; und so leicht
Ist dieser Kampf, den du zu streiten hast
Für mich, es öffnet die Gewalt,
Die dich bekleidet, alle Thüren dir
Und mir, die deines Schirms genießt.
Geebnet liegen alle Wege schon
Zu unsrer Flucht, und ist das Ziel erreicht,
Dann winkt auch dir ein langersehnter Preis
In meiner Freundschaft, schaue jenes Ziel
Und schaue allen Glanz, der dein auch wartet
An meiner Seite; ich bin fürstlichen Geschlechts,
Und diese Hand kann meinem Freund verleihn
Gemeinsamkeit der Herrschaft. Bei Calpurnius
Ist dein und mein Loos wenig nur verschieden,
Und gleiche Knechtschaft lastet auf uns beiden.
Du hoffst Erhöhung? glaube mir, vergeblich
Ist alles, was du hoffst von diesem harten
Ehrgeiz'gen Manne zu erhalten.

Lentulus.

Ich bin dein!
Und folge dir, wohin dein Herz verlangt!

Leibwächter tritt auf, (zu Lentulus):

Calpurnius entbeut dir seinen Gruß und meldet,
Daß er verziehen muß zurückzukommen.
Ihr mögt derweil an seiner Stelle thun,
Was Zögerung nicht leidet, deß zum Zeichen,
Zur Vollmacht eurer Würd' und Kräft'gung eures Thuns
Empfanget hier von ihm gesendet seinen Ring,
Geschmückt mit seinem Siegel,

Lentulus.

Ich empfang den Ring
Zu sichern Handen und entbiete dem Calpurnius
Verehrungsvollen Gruß.

(Leibwächter ab.)

Thusnelda, Heil
Zu unsres Planes glücklicher Vollendung.
Calpurnius selbst, unwissend, ist uns hilfreich.
Mit seinem Ringe läßt sich alles siegeln,
Deß wir bedürfen zu bequemer Flucht.
Sofort ans Werk, die Täfelchen zu schreiben,
Die Thor und Brücke unserm Willen öffnen.

(Setzt sich nieder und schreibt. Der Antiquarius tritt herbei und sieht ihm zu.)

Antiquarius.

Er macht die Sache ganz gut, ganz correct, ganz wie die Alten. „Stilum ceram et tabellas et linum", wie's beim Plautus heißt. Höchst merkwürdig, dem zuzusehen, und nun gar dieser Ring, dieser Siegelring! O die schöne Camee!

Lentulus (zu Thusnelda).

Laß ihn den Ring bewundern, wenn er mag,
Der Ring soll ihn verderben und dadurch uns retten.
Zum Trinken will ich ihn verlocken, ihn berauschen,
Den Ring in des Berauschten Tasche schieben,
Und wir entfliehn. Er bleib im Taumel liegen,
Und findet man ihn hier und bei ihm diesen Ring,
Und forscht ihn aus nach allem, was geschehen
Und straft ihn, der er beßres nicht verdient,
Verstreichet über allem diesem lange Zeit,
Uns Glück verheißend und Unglück abwendend uns,
Und wir gewinnen fernes Land in Sicherheit.

Thusnelda (für sich).

Du bist so niederträchtig schlecht, als feig du bist,
Und opferst leichthin diesen armen Thor
Um kleines Vortheils willen, ahnend nicht
Dein eignes Loos. Du brichst geschworne Treue
Und findest darum billig bittern Lohn,
Doch jener büßt, was nimmer er verbrach.

(Laut.)

Wenn gut dir dünket solches Handeln, magst du's thun,
Mir scheint gering der Nutzen.

Lentulus.

Doch, der Plan ist gut.
Drum unverzüglich laß in's Werk ihn setzen. —
Thusnelda, heut' zum letzten Male sollst du
Der Sklavin Dienst verrichten, steige nieder
In's bachumrauschte kühlende Gemach,
Wo des Calpurnius edle Weine lagern,
Und schenke mir den freudevollen Trank.

(Thusnelda holt den Wein.)

Auch du, o Fremdling, lasse nieder dich
Ein gerngesehner Gast an unserm Tische,
Mit uns zu dienen dem Dionysos.

(Schenkt ein.)

Sieh da, er kommt, im Purpurkleide prangend,
Der Wonne bringende, der Feind der Sorgen,
Er rufet uns zur schwärmerischen Lust,
Zu Becherklang und heller Liebesfreude.

(Singt.)

Dem Grunde des Bechers entsteigt ein seliger Zauber, das Herz
Durchströmt er mit Kyprias Glut und wiegt das entzückte Gemüth
Mit Hoffnung und scheucht in die Ferne
Die Sorgen dem Menschengeschlecht.

Antiquarius.

Du singst ein schönes Lied, Bakchylides
Von Keos war sein Dichter, irr' ich nicht,
Und Geibel hat es trefflich übersetzt.
Doch wozu ferner Griechen Lieder singen?
Hat nicht der Eurige, Horatius Flaccus
In schönen Oden auch den Wein besungen?
Laß sehen, was du kannst, ob in der Schule
Du auch so viel gelernt wie ich.

Lentulus.

Schenk ein und trink!
Das lange Sprechen trocknet aus den Hals,
Befeuchte wieder ihn mit süßem Labsal.
So edlen Wein hast du noch nie gekostet.

Antiquarius.

Das sprichst du wahr, wie glühend Feuer rinnt er
Durch alle Adern mir, zum Hirne steigt
Ein weicher Dunst.

Lentulus.

Das ist der Opferrauch
Von Bachus heil'gem Festaltar. Schenk ein und trink!

Antiquarius (singt).

Schenk ein! In Bechern funkelnden Massikers
Wohnt süß Vergessen. Gieße der Salben Duft
Aus weiten Muscheln! Wer in Eile
Windet uns Eppichgerank zum Kranze?
Es lebe hoch Horatius Flaccus, stoßet an,
So schöne Verse singt man noch so gern
Bei also gutem Wein. Thusnelda komm,
Denn daß des Bachus Freundin Venus sei
Ist dir wie mir bekannt. O kränze mich
Gleich dem Anakreon mit Ros' und Eppich.

Lentulus.

(Setzt ihm den Kranz von Cäsars Büste auf.)

Hier ist ein Kranz, der deine Schläfen kühle,
Schenk ein und trink!

Antiquarius.

Wie ist so wohl mir jetzt!
Ja wahrhaft klassisch wohl, antiker Weise!
Und freudig feir' ich mein Symposion.

(Singt.)

Mihi est propositum &c.
Calpurnius, du sprachst ein wahres Wort,

Die Form verachtend und zum Geist mich weisend,
Der diese Form erfüllt. Ich halte hier die Form,
Den Becher fest, fürwahr, er ist recht schön,
Doch schöner noch der Geist, der in ihm wohnt,
Der Geist, der dieses Weines Purpurfluth erfüllt
Und mit der Fluth tief in mein Innres quillt.
Ein edler Wein! Thusnelda schenke ein!
Und trinke hier mit mir aus gleichem Becher,
Daß dir der Wein die strengen Lippen löse
Zu heitrer Rede und verliebtem Kuß.

Thusnelda.

Ich kann den Wein nicht trinken, er ist allzusüß,
Und andren Trunkes bin ich noch gewöhnt
Aus meiner Heimat. Hört das alte Lied,
Das man zum vollen Methkrug bei uns singt:

(Singt.)

Hildebrand und sein Sohn Hadubrand rc.

Antiquarius.

Vortrefflich, ganz vortrefflich, o Thusnelda,
Ist diese Probe deutscher Poesie,
Ein uraltdeutsches Volkslied, wunderbar
Klingt solches zum Falerner; meine Meinung war,
Es dürfe klassisch nur gesungen werden;
Doch weil auch anderes erlaubt, vergönnt mir nun,
Zu singen euch mein Leib- und Lieblingslied.
Doch allzuförderst schenk mir ein, Thusnelda,
Der Stimme Wohllaut zu verleihn.

(Singt.)

Als die Römer frech geworden rc.

(Bricht nach und nach ab; zu Lentulus:)

Wie schmeckt dir dieses Lied, mein edler Römer?

(Zu Thusnelda:)

Das Schwert Armins, so roth von Römerblut! Schenk ein,
Thusnelda!

(Sinkt berauscht nieder.)

Lentulus.

Da liegt das ganz betrunkne Thier. Nun rasch den Ring
In seiner Taschen innerste versenkt. — —
Thusnelda! Offen steht die Freiheit dir!

Thusnelda.

Zur Freiheit und zur Liebe folge mir!

(Beide ab.)

(Calpurnius und sein Leibwächter treten auf.)

Calpurnius.

Daß man mein Roß sogleich zum Stalle führe
Und sorglich pflege, es ist überhitzt
Vom scharfen Ritte. Eine Meile weit
Jenseits des Rheines gab ich noch Geleit
Den Kriegern, die zu den Cheruskern ziehn,
Und kehrte eilend heimwärts. Glückverheißend
Flog über ihnen hin ein stolzer Aar
Dem Walde zu, glückwünschend ließ ich sie
Auf ihrer Bahn der Treue und des Ruhms.
Nun wartet meiner noch ein schwer Geschäft:
Die Flücht'gen, die dem Feinde sich entzogen,
Um ihr Rechtfertigen so schnöden Thuns
Vor hohem Richterstuhle zu verhören.
Die Treue ist des ew'gen Ruhmes werth,

Doch ewig ehrlos, wer die Treue bricht,
Und wär es auch zu seines Lebens Rettung.
Doch wo ist Lentulus? Ruf mir ihn her!

Leibwächter (sucht ihn).

Umsonst ist all mein Suchen,
Erhabner Herr, nach Lentulus.

Calpurnius.

Thusnelda soll
Zur Stelle gleich mir kommen; möglich daß sie weiß
Des Lentulus Verbleib. Ich schickte diesem
Mit meinem Ringe meine Vollmacht zu,
Zu fördern, was der Förderung bedürfe,
Dieweil ich fern. Ich dachte, ihn zu finden
Hier in Geschäften.

Wächter.

Auch Thusnelda ist
Zu finden nicht im Garten noch Palast.
Hier war sie doch bei Lentulus — Doch sieh, was liegt
Hier in der Ecke schnarchend? Ei fürwahr,
Der Fremde ists, schon wieder schlafend liegt er,
Doch schlafend jetzt, wie ein Betrunkener.
Und hier bei ihm ein Weinkrug, hier ein Becher,
Und dorten wieder einer, wahrlich! schön
Habt ihr gezecht, indeß im heißen Staube
Wir draußen ritten.

Calpurnius.

Weck ihn alsobald!

(Leibwächter weckt ihn.)

Antiquarius.

(Singt im Aufwachen halb taumelnd:)

Als die Römer frech geworden, la la la.
Schenk ein Thusnelda!
Doch du bist nicht Thusnelda, wie mir scheint,
Und rauh ist deine Wange, hart die Hand,
Die mich so fest umklammert hält. Laß los, mich dürstet
Nach deinem herrlichen Falerner Wein.
Schenk ein, Thusnelda, wo versteckst du dich?

(Zu Calpurnius)

Und du, wo kommst du her? Wer bist denn du?
Ach nun erkenn ich dich! Calpurnius,
Du hattest freilich Recht, den Geist zu suchen
Gebotest du, ich habe ihn gefunden!
Sitz her zu mir und trinke Wein wie ich.

Calpurnius.

Schweig, trunkner Mensch, erwartend was ich frage.
Wo sind Thusnelda? Lentulus? Erzähle!

Antiquarius.

Thusnelda? Lentulus? Ich kann dir nichts erzählen,
Als daß wir fröhlich lebten bei Falerner Wein,
Bei Scherz und Sang, bis mich der Schlaf ergriff
Und du mich liegend fandest. Jene auch,
Sie werden ruhen, schlafen irgendwo,
Geh hin und suche sie. Mehr weiß ich nicht.

Calpurnius.

So ganz unwissend, als du scheinen willst,
Bist du in Wahrheit nicht. Gestehe alles.

Dein unstät Auge, die erhitzte Wange
Verrathen deine Schuld; bekenne sie!
Wo nicht, so wird sich wohl ein Mittel finden,
Den Mund zu freier Rede dir zu öffnen.

Antiquarius.

O glaube mir, daß ich die Wahrheit rede.
Bei allem, was ich bin und was ich habe,
Und was ich schon und was ich noch nicht weiß,
Bei meinem Doctorhut, bei meinen Titeln,
Bei meinen Ehren, Würden, Mitgliedschaften
Gelehrter antiquarischer Vereine,
Bei des Munatius Plancus Angedenken,
Bei allen echten und unechten Alterthümern,
Die wir zu Augst und hinterm Münster fanden,
Bei allen Göttern, die, in Gips gegossen,
Zu Basel stehn in der Sculpturenhalle, —
Gelob ich dir mit feierlichem Eide:
Ich bin unschuldig, weiß von allem nichts,
Als daß mit Lentulus und mit Thusnelda hier
Ich trank und sang und sank zur Erde nieder,
Und beim Erwachen fand ich dich und diesen,
Doch jene nicht mehr. Das ist meine Beichte.

Calpurnius.

Genug der Rede, führ zum Stockhaus ihn
Und tiefsten Kerker: doch zuvor durchsuche
Am ganzen Leibe ihn, ob eine Waffe,
Ob sonstiges Geräth von Fährlichkeit
Er an sich trage.

Antiquarius.

Nun auch dieses noch!
Doch was bedarfs der Worte! Zeigen will ich
Was ich bei meinen Classikern gelernt,
Und eingehüllt in ernst verachtend Schweigen,
Mit Mien' und Haltung eines Stoikers
All das Unwürdige geduldig leiden.

Der Wächter (durchsucht ihn).

Ein sonderbarer Mensch, aus welchem Lande
Mag er wohl stammen, wo man solche Kleidung
Am Leibe trägt, so häßlich, so undienlich
Zu freier Regung, und welch fremdes Zeug
Trägt er bei sich in zahllos vielen Taschen!
Auch hier noch eine, und noch eine hier, —
Doch siehe da, mein Herr Calpurnius,
Was find ich hier in dieser Tasche Grund:
Es ist dein Ring, dein schöner Siegelring,
Den du dem Lentulus durch mich gesandt.

Calpurnius.

Nun liegt die Unthat sonnenklar zu Tage:
Thusnelda ist mit Lentulus entflohn,
Und dieser war Mitwisser ihres Plans.
Ihn zu gewinnen zu verruchter Hilfe
Erleicht'rung und Verheimlichung der Flucht,
Bestachen sie ihn hier mit diesem Ring.
Gestehe nun, feigherz'ger Missethäter!

(Der Antiquarius schweigt.)

Calpurnius.

Dein Schweigen ist beredter als dein Reden,
Und keiner Zögerung bedarf das Urtheil.

Um also großer Uebelthaten wegen,
Die du begangen, bist dem Tode du
Nach der Gerechtigkeit verfallen, und sogleich
Sollst du erleiden die verdiente Strafe,
Daß alsobald nachher wir jenen Beiden
Nacheilen und auch sie zur Strafe bringen. —
Man führe her in des Palastes Hof
Den Bären, der im Walde an der Birs
Gefangen ward, und diesem werfe man
Den Missethäter vor. Es ist ein starkes Thier
Und grimmig wild, daß ohne Säumen es
Vertilge meinen und des Kaisers Feind!

(Der Leibwächter führt den Antiquarius die Treppe hinab in die Arena.)

Antiquarius (für sich).

Ist keine Rettung möglich? keine Flucht? Nein! der Tod ist unvermeidlich. Ich sterbe in voller Unschuld, ein Opfer meines Berufs, der mich in den Kreis räthselhafter Mächte geführt hat, im Dienste der Wissenschaft. Aber ich will ruhig sterben, mit antiker Ruhe, nach berühmten Mustern, freundlich wie Sokrates, furchtlos wie Leonidas! — — Ich habe keine Furcht. Habe ich wirklich keine? Dort hinten brummt schon der Bär. Man sagt immer, wenn man Furcht habe, solle man singen, das verscheuche die Furcht. So will ich denn singen.

(Fängt an zu singen.)

Integer vitæ, scelerisque purus ꝛc.

(Er erblickt den Bären, hört auf zu singen, und rennt mit angstvollem Geschrei durch die Arena, hinter ihm drein der Bär. Der Bär holt ihn zuletzt ein, nach kurzer Gegenwehr erdrückt er ihn, gerade auf der Stelle, wo zu Beginn des Spiels der Antiquarius

eingeschlafen. Wie der Antiquarius todt daliegt, geht der Bär ab und der Vorhang des Theaters schließt sich.)

Der Antiquarius erwacht:

Wo ist der Bär? — er ist fort. Er hat mich nur erschreckt, nicht getödtet. Das war menschlich von ihm, menschlicher als das Urtheil des Calpurnius. Aber wo ist denn dieser hingekommen? und wo ist sein Leibwächter? Keiner ist zu erblicken. — Bin ich verzaubert? Ich habe Römer gesehen und eine schöne blonde gefangene Königstochter aus Germanien, habe Antiquitäten aller Art gesehen, befühlt, untersucht und beurtheilt, habe Falerner getrunken, gesungen, mich berauscht, bin unschuldig verurtheilt und von einem fürchterlichen Bären erdrückt worden, — und trotz alledem sitze ich nun hier, so munter als hätte ich einen guten Schlaf gethan und sonst nichts erlebt. — — Sollte ich am Ende gar nur geträumt haben??? — — — Das wäre ein seltsamer Traum, ein denkwürdiger Traum gewesen! ein Traum, der allerlei gute, recht beherzigenswerthe Lehren enthält. — — Ich will auf meinem Heimweg weiter über diese Lehren nachdenken!

(Geht ab.)

Felix Platters Reiß gen Simringen auf Graf Christofel von Zolleren Hochzeith.

Anno 1577 im Augsten ward ich erforderet, von Herren Egenolf, Herren zu Rappoltzstein ꝛc. mit Ihr Gnaden auf Graf Christofs zu Zolleren Hochzeit zu verreisen, deßhalb ich gen Heiteren[1]) ob Breisach den 8ten Aug. mich zu Ihr Gn. zu Roß verfügt. Da beharrten wir zween Tag, und dieweil Ihr Gn. vernam, daß Herr Jakob Truchseß von Waldburg durch einen Bauren, alß Er vom pferdt steigt, Ihn zu überfallen, bey Kempten erstochen war, ward wegen Verwandtschaft viel an Köstlichkeit der Kleyder, welche man zurüstet, underlassen. Gemeldter Todtschläger, ob er gleich, wie man sagt, sich erwehren müssen, ward mit dem Schwert gerichtet, und Ihm die Hand, mit welcher Er gestochen hat, abgehauen.

Von Heiteren brach Ihr Gn. auf den 11ten August und mit Ihr Gnaden der Herr von Heideckh, Ihr Gn. Schwester Sohn, in dreyen Gutschen, darinnen auch deß Herren von Rappoltzstein Gemahel Maria, gebohrene Gräfin von Erdbach, samt zwyen Fräulinen, Alexandria und Barbara, und ein Fräulin von Heydeckh under dem Frauenzimmer fuhren. Und ritten Etlich vom Adell samt den raisigen Knechten mit. Zogen

[1]) Heiteren 2 Stunden südlich von Breisach i. E.

im Brißgauw über Rhein gen Brysach, von dannen gen Freyburg im Brißgauw, in Anzahl 35 Pferdten, da Wir über Nacht blieben. Den 12ten zogen Wir über die Steig durch Neüenstatt[1]) auf Friedenweiler[2]) in das Frauencloster, da man uns die Nacht wohl hielt.

Morndrist den 13ten fuhr der von Heideckh von uns, sich zu Simringen[3]) bey Zeiten zu stellen, und desto bälder fortzuziehen zu dem Grafen von Brandenburg gen Anspach von Ihr Gn. beruft, bey deren Fürstl. Gn. Er auch daselbst Dienst bekam und dieweil sein erste Gemahlin die von Pollweil Gott ergeben (war), wardt Er daselbst wieder verheürahtet und bekam ein Ampt in Preüßen, da Er hernach starb. Der von Rappoltzstein aber samt den Seinen zog in Waldt, da ein Jagen Graf Heinrich von Fürstenberg angestellt hat, Ihr Gn. zugefallen, und der Graf sambt zweyen jungen Grafen von Sultz, in den Schirmen hielt, wie auch wir, und darum zu Mittag aßen, doch in aller stille, um das Wildbrett nicht zurückzutreiben. Sie schoßen aber keins. Warden doch zwey Stuckh Gwildes bey den Tücheren von Hunden niedergerißen und von den Bauren gefangen. Man bräuwe mir und dem von Bemingen, daß Er nicht still gewesen, das Waidmeßer zu schlachen, Ich aber (hätte), gesagt, käme nur ein Haaß herfür, damit wir etwas sehend, nicht solt ein Haasen, sondern Kornhiritzen genannt haben; derhalben wir heimlich durch den Wald strichen der Schier zu, da unsere Pferdt waren, und ritten gen Doneßhingen,[4]) dahin auch die Grafen und Herren kamen.

Zu Doneßhingen blieben Wir ein Tag in des Grafen

[1]) Neustadt an der Gutach im Schwarzwald.

[2]) Friedenweiler, ca. 5 Kilometer von Neustadt.

[3]) Sigmaringen.

[4]) Donaueschingen.

Schloß, so auf der Ebene im Dorf ist, eines weiten Bezirks und Hofs, darinnen die Donau entspringet. Und Ihr Ursprung auß der Erden quillt und durch den Hof wie ein Bächlein herauß fleüßt, bald aber durch ein ander Wasser gemehrt wird. Dieser Ursprung ist in Mauren eingefaßt, mit Zeinen wie ein Weyer. Und holt man viel große Karpfen auß dem Doneßhinger Weyer darinnen, welcher nicht weit von dannen ligt und eine halbe Meyl lang ist, gar groß Karpfen zeugt und viel Hecht, so zu zwey Jahren umb Galli abgelaßen, erst im Frühling gefischet wird und eine große Nutzung trägt; Wie auch anno 1598 als Er gesäet ward, in die Tausend Garben Frucht trug. Es ist auch in gemeldtem Schloß ein alt Burgstall, nennt man das alt schloß, darinnen ich lag. Stanck sehr übell von den Roß= und Säustählen, welche under meiner Kammer waren, daß ich mornbrist nicht mehr daselbst bleiben wolt. Es hat auch die Gräfin von Fürstenberg Amalia, geborene von Sultz, ein großen schönen Lustgarten dabey, darinnen ringsweißumb Gräben in der Erden mit Brettern vom Grund eingefaßt waren, etwann zween schritt breit, oben vergättert, darinnen allerley Vögell flugen und Jede Art besonder abgetheilt ward.

Von Doneßhingen ruckten Wir den 15ten Aug. zogen neben Wartenberg über den Berg, und von dannen in ein Feld. Ich ließ einen andern mein pferdt reiten, satzt mich in der Frauenzimmer Gutschen, (: wie Ich dan auch zuvor in deß H. von Rappoltzstein, jetz dessen von Heideckhs Gutschen, zu Zeiten wo gut Weg war, fahren mocht, darinnen ich etwan auch im fahren die Lauthen schlug :) und alß wir in ein tiefen Weg kamen, dadurch die Herren Gutschen mit Beschwärdten gebracht ward, fuhr unser Gutschner, demselbigen abzuweichen, neben hinab und ein Rain auf im Feld, welches gar tief war,

und giengen auf der Rechten Hand die Räder also tief hinein, daß die Gutschen, welche gar schwär und wohl geladen war, auf die Seithen, da ich saß, umbschlug. Ich fiel hart auf die Hand, viel Bletz ab, und ergriff mir die Gutschen den linken Fuß, druckt mir den also sehr, daß der Sporen daran, den ich anhatt, gar krumm wardt, etlich Laden fielen über mich auß. Und die Hofmeisterin Besterhoferin und ein Jungfrau von Rust, so mir zuruck saß, der H. von Rappenstein selbs samt Ihr Gn. Gemahel sprangen aus Ihren Gutschen, auch die zu Roß kamen mir zu Hülf, dan sonst Niemand nichts geschach, lupften die Gutschen auf, zogen mich herfür. Da geschwand mir gleich, und geschwall mir der Fuß bis ans Knye, daß man mir den Stiefell, ehe man mir Ihne abzog, aufschneiden mußt. Man lüpft mich wieder in die Gutschen, verwicklet mir den Fueß mit leinen Tüchern, und hult Ihn auf einem sammetem Küßen. Fieng an großen schmertzen daran zu leyden, wolt mir stets ohnmächtig werden, biß ich ein wenig rohten Schaffhauser Wein in einem Flecken zu trinken bekam und mich damit erlabet. Der schmertzen ließ doch am Fuß nicht nach, sondern name zu, blanget mich sehr nach Dutlingen[1], dahin wir auf den Abend kamen und einkherten, auch mich einer auß der Gutschen hinauf in die Herberg krätzlet und auf ein Lotterbett leget.

Hier muß ich auch vermelden, daß eben in der unglückhaftigen Stund, welche umb 3. Nachmittag den Donnerstag war, da ich den Fall thät, zu Basell auch ein Unfall wie auch zu Simringen, dahin wir wolten, sich zutrug. Dan zu Basell ist einem Büchsenschmid am Fischmarkt, alß Er ein Rohr, so geladen, hinden aufschlagen wollte und säuberen, selbiges von einem Funken, so darein gefahren, abgangen und dadurch ein

[1]) Tuttlingen.

Jungfrau, so mit seiner Frauen geredet und da stund, durchschoßen, also daß sie gleich an dem platz blieben ist; und ist die Kugell gleichfals seiner Frauen under der Achsell durch die Brust gangen, davon sie auch am zwäntzigsten Tag hernach den 3ten Sptbr. gestorben. Welcher laidige und unversehene Todtschlag zweyer Persohnen, obgleich von der Obrigkeit solcher am Thäter nicht am Leben, sondern allein in dem, daß Er ein zeitlang die Statt gemitten, letstl. erbetten, wiederumb darein kommen und darinn wohnen dörfen, auch sich wieder verheüratet, gestraft ist worden, ist doch auch ein andere Straf, daß Er hernach in einem Schiffbruch im Rhein ertrunken, durch Gottes gerechtes Urtheil, der niemand unrecht thut, erfolget. Es hat auch in gemelter Stund, wie wir darnach innen sind worden, der von Rechenberg auf dem Schießrain, den Daumen, in dem Er einen stähelinen Bogen abgeschoßen, mit der Sennen übell zerschlagen, welcher hernach neben mir in einem Sahl von einem Schärer verbunden ist worden.

Zu Dutlingen, alß wir ankamen, verband mich ein Schärer, und aß der Hr. von Rappenstein in der Stuben da ich lag, zu nacht, mir die Weile kürtzer zumachen. Aber ich aß gar nüt und war bey mir nur Angst und Noht, wie auch die gantze Nacht ich kein schlaf thät. Es solte mir ein Koch wachen, der aber schlief, und alß ich mich bitter übell gehub, stuhnd Ihr Gn. so neben mir in einem Kämmerlin lag, auf, kam zu mir in aller Nacht, tröstet mich mit vermelden, wie Ihr Gn. wohl wißt, was Gliederwehe für ein schmertzen brächte, alß der vielmalen die Schenckell und Arm durch Fäll gebrochen hätte und das Podagram gehabt. Ich aber hätte damalen alles, was ich auf Erden gehabt, gegeben, den schmertzen zu lindern.

Morndrist den 16ten trug mich einer die Stegen hinab

wieder auf die Gutschen, fuhren fort auf Simringen, da die Hochzeit gehalten sollt werden, und underwegen rüstet man sich zum Einritt, ich aber lidte große Noth. Zu Simringen kamen wir auf den Abend an, warden herrl. im schloß, welches hoch ligt und auf die Donau sicht, empfangen. Man gretzlet mich ellendiglich in des Hoofmeisters von Benheim Saal, und legt mich in ein Rollbettlin, war nicht weit vom heiml. Orth, das schmackt gar übell. Es verband mich ein Schärer, und war der Fuß blau und gähl überall biß in die Zehen und ein guts über die Knoden hinauf. Man gieng zum Nachtessen. Ich blieb allein, entschlief und da ich erwacht, befand ich etwas Milterung und hungerte mich, dan ich seith dem Fall nüt geeßen hatte. Alß man zu mir schickt, wie ich lebte, zu fragen, und ich zu essen begehrte, bracht man mir vielerley Trachten und war der Schärer mein Gast neben dem Betth, der trank sich bald voll. Ich hörte gute Music und Bergknappen singen. That mir wehe, daß ich nicht darbey seyn konnt. Umb Mittnacht kamen viel in mein Gemach zu schlafen, waren wohl bezecht und gar unrühig.

Sambstags den 17ten kamen viel Grafen und Herren an, die bliesen allezeit viel Drommeter an und warden zu Hoof und im Stättlein einfuriert. Ich blieb im Bett, weil ich nicht gehen konnt; war doch der Schmerz etwas leidlicher.

Sonntags den 18ten rüsteten sich die Grafen und Herren sambt dem Hochzeiter, die Hochzeiterin zu empfahen, der sie entgegen ritten und bald ins schloß mit einem starcken Einritt brachten, und nachdem sie außgestanden, empfieng das Frauenzimmer, so sich der Ordnung nach im Hoof gestellt hat, die Hochzeiterin samt ihrem Frauenzimmer und führt sie in ihre Losament. Welchen Einritt ich auch auß einem Gemach, dahin man mich getragen, zum Fenster hinauß gesehen.

Es befanden sich von fürstl. Gesandten, Grafen, Herren, und vom Adell, so da ankommen und dieser Hochzeit beygewohnt, folgende Persohnen, in Anzahl der pferdten, wie folgt:

Item, Graf Christof zu Zolleren der Hochzeiter, hatte bey sich pferdt 24.

Hr. Christof von Wellsperg der allte, samt deren Gemahel und seiner Tochter Catharina, der Hochzeiterin. pf. 24.

Herr Sigmund und Hr. Niclaus von Wellsperg, mit pf. 11.

Ihr fürstl. Durchleuchtigkeit Ertzhertzog Ferdinandi Gesandte, Graf Friederich zu Zolleren. pf. 27.

Churfürstl. Brandenburgischer Gesandte, Graf Joachim zu Zolleren, pf. 12.

Marggräfl. Baden durlachischer Gesandte, Martin von Nemchingen, pf. 4.

Marggräfl. Badenbadischer Gesandte, pf. 4.

Fürstl. Bayerischer Gesandte, Hr. Cunradt von Bemelberg, pf. 9.

Fürstl. Würtemberg. Gesandte, Friederich von Breitenbach, pf. 4.

Graf Heinrich zu Fürstenberg, samt deren Gemahel und Fräulin Anna Maria, und ein Fräulin von Sulms, pf. 28.

Graf Joachim zu Fürstenberg, sambt deren Gemahel, pf. 23.

Graf Albrecht zu Fürstenberg, pf. 9.

Hr. Egenolf zu Rappoltzstein samt deren Gemahel, zwey Fräulinen, und einem Fräulin von Heideckh, pf. 25.

Hr. Wilhelm zu Heideckh, pf. 10.

Frau von Friedsperg, pf. 12.

Graf Gottfried zu Oetingen, samt deren Gemahel, pf. 41.

Graf Wilhelm zu Oetingen samt der Gemahel, pf. 23.
Graf Friederich zu Oetingen der Jung, pf. 11.
Graf Carol zu Zolleren, samt deren Gemahel, pf. 46.
Graf Heinrich zu Lupfen, sambt deren Gemahel, pf. 25.
Graf Rudolf zu Sultz, pf. 4.
Hr. Peter von Mörspurg, pf. 6.
Hr. Friederich von Mörspurg, pf. 2.
Frau von Firmian, pf. 5.
Frau Füchsin, pf. 5.
Hr. Jacob Truckseß Gesandte, N. von Neuneng, pf. 2.
Hr. Carol Truckseß Gesandte, N. von Hauß, pf. 2.
Hr. Prelat zu Salmansweiler, pf. 6.
Hr. Prelat zu Zweyfalten, pf. 6.
Hr. Weingartnischer Gesandte, pf. 2.
Marchtalischer Gesandte, pf. 2.
Schußenriedischer Gesandte, pf. 2.
Waldischer Gesandte, pf. 2.

Vom Adell.

Christof von Bergrathen, Statthalter zu Rottenburg, Hofmeister, pf. 4.
Joachim von Hausen, pf. 5.
Hanß Wernherr von Wangen, pf. 8.
Paulin von Freyberg, pf. 5.
Jacob Gramblich samt dreyen Söhnen, pf. 8.
Adolf
Ulrich
Friederich
Wieboldt
} von Weserstetten, pf. 7.
Dieboldt
Wernherr
} von Ehingen, pf. 3.

Hanß Georg Iflinger von Graneckh, pf. 3.
Friederich von Au, pf. 4.
Philipp } von Au, pf. 4.
Vollmar }
Peter von Gültlingen, pf. 4.
Reinhard von Oettingen, pf. 2.
N. von Hamer, pf. 2.
N. von Dorndorf, pf. 2.
Jacob vom Stein, pf. 3.
Hanß Joachim Megentzer von Veldorf, pf. 3.
N. Ruef, Haubtmann, pf. 2.
Hanß Caspar von Rischach; pf. 2.
Dietherich von Rotenstein, pf. 2.
Hans Geörg von Freyburg, pf. 1.
Insgemein, so wegen der Hochzeit ankommen, pf. 32.

Summa Summarum aller pferdten, thut 524 ohne die Wagenroß, so allerhand Victualien zugeführt, die sind hier außgelaßen.

Nach Versamblung gemeldter Persohnen, alß sich Jedermann zur Zusammengebung gerüstet hat, fuhrt man die Hochzeiterin, ein schönes Fräulein mit aufgethanem zerspreitetem gälen Haar samt dem Hochzeiter köstl. angethan in einen großen Saal, darinnen ein Altar mit Sammet bedeckt aufgerichtet war, darauf brennende Wachs Liechter stunden, da Sie der Abt von Zweyfalten zusammengab. Darauf folget ein köstl. Pancket und darnach der Tantz zu den Drommeten, mit vorgehenden Nachtliechtern, wie zu Hof der Brauch, biß man die Hochzeitleüth von dannen in die Kammer fuhrt.

Morndrist den 19. Octobris fuhrt man die Hochzeitleüth mit großem Geprang und und vieler Köstlichkeit und stattlicher Music zur Kirchen, geleitet von Grafen, Herren und

dem Frauenzimmer, darunder was nicht catholisch war heraußblieb biß zu End, alßdan sie wieder zum Imbißessen beleiteten.

Viel Köstlichkeit mit Tractieren, Schaueßen, Silbergeschirr darstellen ward da getrieben; auch stattliche Music mit allerhand Instrumenten gehalten, deren auch ein verrühmter Lutenist, Christof Wesermeister genandt, beywohnt. Es sangen auch underweilen fünf Bergknappen zierlich zusammen; so trieben die Schalcksnarren auch viel Possen, und under andern machte Pauli von Zell mit seinem Lautenschlagen, darzu er jetz mit wainen bald mit lachen zustimmet, viel Gelächter.

Man hielt auch die Täntz allezeit nach den Mittag- und Nachtmahlzeiten mit großer Herrlichkeit, Gepräng und allerley Art und Manieren zu tantzen und warden viel seltzamer und köstlicher Mummereyen gemacht. So hielt man auch ein Ringlerennen und gab man Goben von köstlichem Zeug zu den Pferdten gehörende deuen, so am besten sich hielten, auß.

Welchem allem, so damalen getrieben, ich der mehr Theil auch beygewohnt, dieweil man mich, ob ich gleich nicht gohn konnt oder mit großem Schmertzen mit Hülf der Krucken hanck, in Saal trug und an der Herren Tisch satzt, wie auch ich zu Roß auf den Rennplatz selbs geritten und zugesehen hab. Und währet diese Hochzeitfreüd und Kurtzweil also biß in 5ten Tag, in welcher Zeit so viel Speiß aufgieng und gebraucht ward, daß man nicht umb Kurtzweil sondern Nothdurft halben roht Wildprett jagen und speisen mußt. Und schied also Freytags den 23. Aug. der H. von Rappoltzstein mit dem Grafen Heinrich von Lupfen, seinen Gefehrdten, und ich mit Ihnen in der Gutschen nach Mittag von Simringen hinweg, zogen neben Meßkirch[1]) dem stattlichen Hauß, dem Grafen von Zimmern zugehörig, fürüber. Und fiel die Nacht

[1]) Mößkirch.

eyn, ehe Wir die Nachtherberg erreichten. Mußten viel gefährl. Weg neben hohen Rainen anhin fahren, da ich in großer Gefahr und Schrecken, dieweil alle an solchen Orten auß der Gutschen wichen, ich aber meines Fußes halben darinn bleiben mußte und die Gefahr, daß mich etwan der Gutschner hoch abhin werfe, beston. Doch hat mich Gott bewahret, und kamen gar weit in der Nacht gen Engen in das Stättlein, dahin der Graf von Lupfen den Herren von Rappoltzstein geladen hat, und warden in dem Schloß eingefurirt und gar wohl tractirt. Ich schlief wegen der Müedte die Nacht gar wohl. Morndrist tranck ich ob dem Imbißbancket guten roten Schaffhauser wein, legt mich auf den Abend in ein Lotterbett, schlief gar wohl. Und darnach sahe ich in das lustige Thal, mit so viel Reben gezieret, und fieng mich an sehr heimbplangen. Besorgte alzeit, ich wäre etwann wegen der Mühe, die man mit mir haben müßt, unwerth, wiewol mir alles Liebs beschach. Bath derohalben morndrist am Sonntag den 25ten Aug. umb ein Urlaub, welches ich erlangt, und schenckt mir der H. von Rappoltzstein 60 Gld. gab mir Diener und Zehrung biß nach Hauß. Ich legte einen aufgehauenen Stiefell an mein bösen Fuß, stallt ihn in ein Schlingen, die ich am Halß hatt, samt dem Stegreif und reith also umb 8 Uhr am Morgen, gleichwohl nicht ohne Beschwärdten und etwas Schmertzen, den ich doch willig lidt, nur heimbzukommen, mit meinem Diener fort, neben den Bergschlößen, hohen Hübelen forüber. Gehört den Grafen von Lupfen; hat die Gerechtigkeit, daß, so einer darauf kommt, der noch nie darauf gewesen, man Ihn auf ein Roßhaut setzt, welche an vier Orten von Vieren so starckh gezogen wird, daß einer in die Höhe springt. Darnach ritten wir neben Hohen Stophlen,[1])

[1]) Hohenstoffeln. Burg in der Nähe von Biningen, ca. 10 Kilometer südlich von Engen.

naher Schaffhausen, war rast umb ein Uhr nach Mittag. Ich schickte nach Dr. Benedickt Burgauer, meinem alten Mompelierer Gespan, in die Herberg, klagt Ihme mein Unfall, waren lustig und reith ich, ob es gleich spath war, noch gen Diengen [1]). War gar müedt, legte mich ohne geeßen schlafen.

Mornbrist frühe ware ich auf nach Waldshut, hernach auf Laufenburg, von dannen auf Basell, dahin ich die Nacht am Montag den 26. Aug. alß ich 19 Tag außgeblieben, wieder heimbkam und den Meinen einen Schrecken, dieweil man mir vom Pferdt abhelfen mußt, mitbracht. Ich mußte hernach noch ein gute Zeit, wohin ich wolte, reiten und etliche Wochen hincken.

[1]) Thiengen.

Basler Chronik
vom 1. November 1885 bis 31. Oktober 1886.

8. November. Eine Versammlung von etwa 200 Mann wählt zu Safran ein 9gliedriges Hilfscomite, welches während der kommenden Winterzeit für die Arbeislosen sorgen soll. — Der Münsterchor trägt in einem „populären Concert" unter großem Beifall eines zahlreichen Publicums im Münster geistliche Musik vor, unter anderm größere Bruchstücke aus J. S. Bach's „Weihnachtsoratorium."

9. November. Die Academische Gesellschaft wählt zum Präsidenten an Stelle des verstorbenen Altbürgermeisters Dr. C. F. Burckhardt-Von der Mühll ihr bisheriges Commissionsmitglied, Dr. Isaac Iselin, Präsidenten des Civilgerichts und ergänzt die Commission durch Oberstl. W. Alioth-Vischer. — Der Nordpolfahrer Capitän Bade redet in der Aula vor mäßigem Publicum über seine Reisen.

12. November ff. Gastspiel des Schauspielers Ludwig Barnay im Stadttheater. (Narciß, Othello.)

16. November. Großer Rath. Ein Gesetz über Bestattungswesen führt die unentgeltliche Beerdigung aller Einwohner Basels ein. Die definitive Aufnahme der einstweilen facultativen Feuerbestattung wird von einem Großrathsbeschluß abhängig gemacht.

16. November ff. VII. Versammlung des Schweizer. Mäßigkeitsvereines vom blauen Kreuz unter Theilnahme von circa 520 Congreßmitgliedern, meist aus der französischen Schweiz. Versammlungen fanden statt im Vereinshaus und in der französischen Kirche, am 17. sodann ein sehr stark besuchtes Bankett ohne geistige Getränke im Musiksaal, und ein Orgelconcert im Münster. Die Verbandscommission wird bestätigt. (Rochat aus Genf, Präsident; Pfr. Bovet aus Bern, Vicepräsident.)

19. November ff. Wiederholt erhält Schuhmachermeister Saladin, älter, anonyme Drohbriefe, weil er, während man von ihm wichtige Entlastungszeugnisse erwartete, sich weigerte, nach Frankfurt a. M. zum Anarchistenprozeß Lieske zu reisen.

26. November. Feier des 425jährigen Bestehens der Basler Hochschule, zugleich mit der 50jährigen Jubelfeier der freiwilligen Academischen Gesellschaft. Früh 10 Uhr Rectoratsfeier in der dicht angefüllten St. Martinskirche. Professor Moritz Roth als Rector hält eine Rede über das Leben Vesal's. Sodann folgt eine Ansprache des Präsidenten der Academischen Gesellschaft Herrn Dr. J. Iselin, verschiedener auswärtiger Gäste und schließlich die Ehrenpromotionen. Zu Doctoren der Theologie werden ernannt: Prof. Duhm (Göttingen) und Pfr. Justus Heer (Erlenbach, † im Juli 1886); zum Doctor der Jurisprudenz: Eug. de Rozière (Paris); zum Doctor der Medicin: Fabrikinspektor Schuler (Mollis); zu Doctoren der Philosophie: Ständerath Birmann (Liestal), Dr. jur. H. Christ (Basel), Ed. Sarrazin (Genf) und Prof. Sal. Vögelin (Zürich). Nachmittags großes, stark besuchtes Bankett im Musiksaal. Abends imposanter Fackelzug der Studenten und ein vom Lehrkörper der Universität allen Freunden der Anstalt in der Burgvogteihalle gebotener gewaltiger Commers mit etwa 1600 Theilnehmern.

28. und 29. November. Die Wahlen in den Weitern Bürgerrath fallen bei sehr geringer Betheiligung der Wähler großentheils in conservativem Sinne aus, trotzdem auch von freisinniger Seite Vorschläge gemacht wurden.

30. November. Großer Rath. Der Anzug Rudolf Sarasin wird erheblich erklärt, d. h. die Fabrikbesitzer werden für die Krankenversicherung ihrer unter dem Fabrikgesetze stehenden Arbeiter verantwortlich gemacht. Des fernern wird nach längerer Debatte Errichtung einer Volksbadeanstalt im Entenloch beschlossen.

3. Dezember. Prof. Heinr. Wilh. Josias Thiersch-Zeller, seit circa 10 Jahren in Basel, †.

5. Dezember. Es constituirt sich ein österreichisch-ungarischer Unterstützungsverein „Austria" mit vorläufig 32 Mitgliedern. — Dem Comite für Unterstützung Arbeitsloser melden sich 116 Familienväter zu finanzieller Unterstützung.

6. Dezember. Auch die 4 noch ausstehenden Ergänzungswahlen in den Weitern Bürgerrath ergeben ein conservatives Resultat.

10. Dezember ff. Plötzliche große Kälte.

12. Dezember. Bescheidene Schlittenfahrt. — Der Gesangverein führt Mendelsohn's Oratorium „Paulus" auf. Als Solisten wirken mit das Ehepaar Hildach und der Bassist Dierich, sowie Frl. A. B. aus Basel (Anna Bussinger).

13. Dezember. Ueberall wird der Schlittschuhlauf bei der starken Kälte eifrig betrieben.

14. Dezember. Großer Rath. Es wird principiell Erhebung eines Schulgeldes von auswärtigen Schülern hiesiger Schulen beschlossen, welches mindestens 25% der Kosten beträgt, die dem Staat aus dem einzelnen Schüler erwachsen. — In der Nachmittagssitzung gelangen eine ganze

Anzahl Petitionen und Recurse zur Erledigung, u. a. derjenige des Buchdruckers und Herausgebers des „Basler Anzeigers", Reinhardt, welcher sich über ungerechte Behandlung von Seiten der Basler Regierung beklagte und sich erbot, dem Staate jährlich Fr. 2000 zu bezahlen, wenn die amtlichen Inserate ausschließlich ihm zugewendet würden. Die Eingabe wurde dem Regierungsrath überwiesen zu endgiltiger Erledigung der ganzen Angelegenheit im Sinn einer Reduction der bezüglichen Kosten.

19. Dezember. Der Secretär der Ueberweisungsbehörde, Waldmann, welcher im Verdacht stand, die anarchistischen Drohbriefe an Herrn Saladin geschrieben zu haben (19. Nov.), wird gegen Caution freigelassen.

20. Dezember. Liederconcert der Liedertafel; nachmittags fideler Ausflug des Vereins nach Arlesheim.

21. u. 22. Dezember. Die neue, sehr wohl gelungene katholische Kirche an der Holbeinstraße, von Herrn Architekt Paul Reber mit Anlehnung an den romanischen Stil erbaut, wird von zahlreichem Publicum besichtigt und allgemein sehr gelobt.

25. Dezember. Am Weihnachtsfest wird dieses Gotteshaus — die Marienkirche — benediciert und es finden in ihr die ersten Messen und sonstigen Gottesdienste statt.

24. Dezember ff. Ueber die Festtage lassen die Behörden wenig von sich hören; auch die Vereine haben in ihren Geschäften meist einen Stillstand eintreten lassen und benutzen die Pause zu ihren Jahresfesten. Die Weihnachtsfeier des Waisenhauses, der verschiedenen Sonntagsschulen (St. Theodorskirche, Vereinshaus, Vorstadtlokale), der Taubstummenanstalt in Riehen u. a., gehen unter Mithilfe und Anwesenheit zahlreicher Einwohner vor sich.

1. Januar 1886. Von Neujahr an erscheinen die „Basl. Nachr.“ wöchentlich 7 mal.

2. Januar. Hr. Oberstl. Albert Lotz-Holzach legt alle seine Aemter in Kirche, Staat, Bürgergemeinde und Zunft nieder.

3. Januar. Zwei Bäckergesellen an der Horburgstraße erleiden eine Vergiftung durch Kohlenoxyd.

6. Januar. Das Arbeiterhilfscomite veranstaltet für eine Anzahl Arbeitsloser, welche sammt ihren Angehörigen eine Zahl von 962 Köpfen bedeuten, eine Geldsammlung.

7. Januar. Der wegen der Drohbriefangelegenheit (19. November, 19. Dezember 1885) verhaftete Sekretär Waldmann wird freigelassen und die Untersuchung niedergeschlagen.

8. Januar. Ungewöhnlich starker Schneefall. — Das Auffinden der Leiche des jungen, hoffnungsvollen Cand. jur. F. Hartmann im Rhein erregt großes und allgemeines Aufsehen; es scheint ein Selbstmord vorzuliegen, den man sich indessen nicht zu erklären vermag.

9. Januar. Prof. Friedr. Miescher-His begeht festlich sein fünfzigstes Doctorjubiläum. — Herr Emil Thurneysen-Merian †.

10. Januar. Das Benefizconcert des Capellmeisters A. Volkland erfreut sich eines starken Besuches; aufgeführt wurde u. a. Beethoven's 9. Symphonie. — In der Marienkirche findet die Glockenweihe statt.

11. Januar. Großer Rath. Der Entwurf eines Wirthschaftsgesetzes wird im Hinblick auf das bevorstehende eidgenössische Alkoholgesetz an den Regierungsrath zurückgewiesen. Die Berathung des Prüfungsberichtes beginnt. — Hr. alt Rathsherr Wilh. Bischoff-Merian †.

13. Januar. Große Schlittenfahrt nach Lörrach. — Eisfest auf der Allschwiler Matte.

14. Januar. Plötzliches Thauwetter.

14. Januar ff. Gastspiele der Seiltänzerin Preciosa Grigolatis im Stadttheater.

17. Januar. Vortrag des Nat.-Rathes W. Klein zu Safran über Arbeiterschutzgesetzgebung.

18. u. 19. Januar. Außerordentlich starker Schneefall.

20. Januar. Oberstl. Alb. Lotz-Holzach †. — Der Bundesrath erklärt den Recurs Wackernagel betr. Verletzung der Glaubens- und Gewissensfreiheit durch Spruch der Basler Gerichte i. S. der römisch-katholischen Genossenschaft Basel gegen Dr. J. G. Wackernagel für begründet.

21. Januar. Alt Rathsherr Karl Sarasin-Sauvain †.

23. Januar. In der Thorsteinen wird ein riesiger Schneemann von circa 10 Meter Höhe errichtet, welcher Anlaß bietet zu mannigfaltigen Volksbelustigungen, am 27. aber infolge von Thauwetter zusammenstürzt.

25. Januar. Der 15½jährige Joh. Jak. Gasser verwickelt sich in seinem väterlichen Hause an der Sattelgasse beim Spielen in Strickleitern und Taue und findet den Erstickungstod. — Am Petersberg verbrennt ein 10 Wochen alter Säugling infolge unvorsichtigen Spielens seiner Geschwister mit Feuerzeug.

28. Januar. Die Section Handwerker des Gewerbevereins bittet die Regierung in einer Eingabe darum, die Versicherung der Arbeiter bei irgend einer beliebigen der bestehenden Krankenkassen obligatorisch zu erklären, wobei die Meister sich anerbieten, für Auszahlung der Versicherungsbeträge die Haftbarkeit zu übernehmen, resp. dieselben vom Lohne abzuziehen.

29. Januar. Erste Aufführung der „Silvana“, einer neu entdeckten Jugendoper C. M. v. Weber's im Stadttheater.

31. Januar. Eine stark besuchte Versammlung zu Safran

beschließt Gründung einer ständigen Arbeitslosen-Unterstützungskasse.

2. Februar. Zum Substituten des Civilgerichtsschreibers wird gewählt Dr. jur. Fritz Brägger aus Basel. — Der engere Bürgerrath beschließt Aufhebung der Waisenhausschule auf 27. April 1886.

2. und 3. Februar. Concert der russischen Vocalcapelle Dmitri Slaviansky d'Agréneff aus Moskau im Stadttheater.

5. Februar ff. Gastspiel der Tragödin Magda Irschik aus München.

6. Februar. Sehr stark besuchtes Jahresfest des Kunstvereins im Oberlichtsaale der Kunsthalle.

7. Februar. Eine vom Grütliverein einberufene Volksversammlung zu Safran beschließt, sich für Stimmzwang in eidgenössischen und kantonalen Angelegenheiten zu verwenden. — Eine vom Katholikenverein einberufene, ca. 500 Mann starke Versammlung im Augarten spricht sich nach längerer Discussion aus zu Gunsten der Motion R. Sarasin, betreffend obligatorische Krankenversicherung der Fabrikarbeiter.

8. Februar. Großer Rath. Schluß der Berathungen über den Prüfungsbericht; die Nachtragscredite für 1885 werden genehmigt; ein Gesetz betreffend die Organisation der neuen Irrenanstalt wird berathen und genehmigt.

13. Februar. Der Lehrerverein feiert sein 40. Jubiläum im Schützenhaus. Zu Ehrenmitgliedern werden ernannt die sieben noch lebenden Mitbegründer des Vereins, die HH. alt Rector Dr. Rud. Burckhardt-Burtorf, Th. Burckhardt-Piguet, Rud. Hotz, B. Meyer-Kraus, Cand. Müller, Waisenvater J. J. Schäublin und Fritz Fäsch, welcher letztere zugleich sein 50. Amtsjubiläum feiert und bei diesem Anlaß in den Ruhestand zurücktritt. — Papierfabricant Rud. Oser-Thurneysen †.

14. Februar. Concert des Münsterchors im Münster zu Gunsten der Lucasstiftung unter Mitwirkung von Dilettanten.

14. Februar ff. Jahresfeier der Gesellschaft für Stadtmission.

16. Februar. Der muthmaßliche Einbrecher und Dieb, welcher in der Nacht vom 20. zum 21. Oct. 1885 in der Rittergasse eine beträchtliche Summe sich aneignete (über Fr. 20,000), wird in Paris verhaftet.

23. Februar. Dr. J. G. Wackernagel-Oser †.

26. Februar. Das Bundesgericht läßt den Recurs Wackernagel als gegenstandslos fallen. — Im Benefice des Opernsängers Baupel wirken bei Aufführung der Oper „Wilhelm Tell" im Chor Basler Sänger mit; es wird ein beinahe ausverkauftes Theater erzielt.

27. Februar. Vielbesuchtes Liederconcert des Gesangvereins im Musiksaal unter Mitwirkung ausschließlich einheimischer Künstler und Dilettanten.

7. März. Familienabend der kirchlich freisinnigen Gemeindevereine in der überfüllten Burgvogteihalle. — Als verantwortlicher Drucker und Verleger der „Basler Nachrichten" stellt sich dem Publicum vor Eml. Wackernagel, Bruder des verstorbenen Redactor Dr. J. G. Wackernagel.

8. März. Großer Rath. Dem Regierungsrathe wird überwiesen eine Petition der socialdemocratischen Partei der Schweiz, Section Basel, betreffend Aufhebung der Bestimmung des Concursgesetzes, derzufolge der Fallite sein Activbürgerrecht verliert. — Jahresfeier des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins im Vereinshaus.

5. März ff. Gastspiel der Frl. Anna Haverland, Heroine des deutschen Theaters in Berlin, im Basler Stadttheater.

10. März. Concert des academischen Männerchors im

Stadtcasino. — Einweihung des neu restaurierten großen Schlüsselzunftsaales.

11. März. Die Grütlivereins-Sectionen von Groß- und Klein-Basel erlassen einen Aufruf zur Unterschriftensammlung für das Initiativbegehren zu Gunsten der Einführung dreier „bürgerlicher Feiertage" (Oster- und Pfingstmontag, St. Jacobsfest). — Zwischen strikenden Arbeitern der Farbfabrik auf der Schusterinsel und deutschen Gensdarmen und Grenzwächtern findet in der Nähe der Hüninger Schiffbrücke ein Handgemenge statt; der Arbeiter Brink aus Belfort wird getödtet, sein Bruder schwer verwundet.

13. März. Der wahrscheinlich durch eine zufällige Vergiftung herbeigeführte Tod der Frau Dr. Beck, geb. Stoffel, erregt in der ganzen Stadt lebhafteste Theilnahme. — Sehr gelungener Narrenabend der Liedertafel im Stadtcasino.

14. März ff. Turnusausstellung des Schweizerischen Kunstvereins in der Kunsthalle bis zum 4. April. — Ausstellung der vielberühmten Menagerie Pianet im Zoologischen Garten bis zum 28. März.

15. März ff. Die Fastnacht wird in üblicher Weise begangen, am ersten Tage bei regnerischem, am dritten bei möglichst günstigem Wetter. Am meisten macht von sich reden der vom Verein „Quodlibet" arrangierte glänzende sogenannte Carolinenzug, welcher den Conflict zwischen Spanien und Deutschland aus Anlaß der Carolinenfrage behandelt.

16. März. Gymnasiallehrer und Privatdocent Dr. Benjamin Buser †.

17. März. Prof. Ed. Hagenbach-Bischoff lehnt einen Ruf ans Müchner Polytechnicum ab.

21. März. Bei den Ersatzwahlen in den Großen Rath kommen nur im Riehen-, im Aeschen- und im Spalenquartier,

sowie in Kleinhüningen je eine Wahl zu Stande. — Beim Abonnementsconcert im Musiksaal wird ein mitwirkender Sänger, Herr Rudolf Thommen aus Basel, auf dem Podium vom Herzschlage getroffen und bleibt sofort todt. — Zu Safran finden die Lehrlingsprämierungen des Gewerbevereins statt. — Im Hôtel Bellevue au Rhin hält der Schweizerische Velocipedistenclub seine erste Jahresversammlung ab.

22. März. Großer Rath. Aus der Budgetberathung geht das ordentliche Budget hervor mit Fr. 4,017,265 an Einnahmen und Fr. 4,762,748 an Ausgaben, somit Fr. 745,843 Deficit, das außerordentliche Budget weist an Ausgaben auf Fr. 1,015,000. — Am Abend feiern die hiesigen Deutschen in großartiger Weise den 89. Geburtstag Kaiser Wilhelm's I.

28. März. Es werden Ersatzwahlen in den Großen Rath getroffen für die Quartiere St. Johann, Inneres Bläsi- und Aeschenquartier. — Die Zürcher Stadtmusik besucht Basel und erfreut die Basler durch ein sehr stark besuchtes Concert in der Burgvogteihalle.

29. März. Die Schreinergesellen, ca. 300 an der Zahl, stellen ihre Arbeit ein, weil ihre Forderungen (Reduction des Arbeitstages von 11 auf 10 Stunden) von der Meisterschaft nicht gewährt wurden.

30. März. Prof. W. Vischer-Heusler †.

31. März. Großer, sehr wohl gelungener Bazar zu Gunsten der Taubstummenanstalt in Riehen im obern Saale der Schlüsselzunft.

4. April. In einer Versammlung zu Safran beschließen die Holzarbeiter, bei ihrem Strike zu beharren. — Rudolf Hofer aus Basel, Schweizerischer Consul zu Genua, † in Florenz.

7. April. Herr J. J. Miville, Hauptpfarrer zu St Peter, feiert den Jahrestag seiner 25jährigen Wirksamkeit an dieser

Gemeinde. Seine Pfarrkinder erfreuen ihn bei diesem Anlaß durch Geschenke und dergleichen.

10. April. Der unerwartete, plötzliche Tod des Herrn A. Simonius-Veillon an einer Halskrankheit erregt in der ganzen Stadt Mitgefühl.

11. April. Die Liedertafel trägt in einem Concert im Musiksaal u. A. den für das Sängerfest in St. Gallen bestimmten Wettgesang „Herbstgesang" von Rheinberger unter großem Beifall competenter Beurtheiler vor. — Ein Concert der Eliten der hiesigen Töchterschule, abgehalten in der Elisabethenkirche, wirft einen Nettoertrag von Fr. 650 zu Gunsten der Taubstummenanstalt in Riehen ab.

12. April. Großer Rath: Berathung der Anträge der Budgetcommission. Discussion eines Gesetzes betreffend die Taxordnung des Waisenamtes. Schluß des Amtsjahres.

14. April. Die Quartiervereine erlassen in allen Tagesblättern einen Aufruf, der die Einwohnerschaft ermahnt, bei nothwendig werdenden Einkäufen einheimische Gewerbe nicht zu Gunsten der auswärtigen hintanzusetzen.

16. April. Die Gemeinnützige Gesellschaft wählt in ihrer Schlußsitzung zum Präsidenten Herrn Balthasar Fischer-Sievers. — Herr Pfr. Carl Roth-Nörbel, erster Helfer zu St. Leonhard, † in St. Urban.

18. April. Der Holzarbeiterstrike wird offiziell beigelegt.

19. April. Herr B. Fischer-Sievers lehnt die auf ihn gefallene Wahl zum Vorsteher der G. G. G. ab (siehe 16. April).

21. April. Im sogenannten „Walter-Concert" wird von einem auserlesenen Chor unter Mitwirkung vorzüglicher Solisten und Direction des Herrn Capellmeister Aug. Walter-Strauß die Passion des Heinrich Schütz in Riedel's Bearbeitung im Münster aufgeführt.

28. April. Mit drei hiesigen Blättern wird ein Flugblatt der freisinnigen Gemeindevereine verbreitet, das sich gegen die Stadtmission richtet und in der Folge einer gereizten Discussion in der Tagespresse und in Flugblättern ruft. Ueberhaupt treibt die Agitation auf die bevorstehenden Erneuerungswahlen der einen Hälfte der Synode in beiden Lagern hohe Wellen.

29. April. Promotionsfeier des obern Gymnasiums in der Museums-Aula. Herr Prof. Th. Plüß redet bei diesem Anlaß über die neuerdings erfolgten Angriffe auf die Gymnasialbildung und widerlegt dieselben.

29. April ff. Der Prestidigitateur und Magnetiseur Prof. Belle zieht durch seine seltsamen und auffallenden Experimente allabendlich eine große Zuschauermenge heran.

30. April. Im Zoologischen Garten langt ein ungefähr einjähriger, weiblicher Elephant an, als Geschenk der nach 2½jähriger Abwesenheit in ihre Vaterstadt zurückkehrenden Naturforscher DDr. Paul und Fritz Sarasin.

2. Mai. Alle Turnvereine des Kantons Baselstadt vereinigen sich zu einem „Baselstädtischen Turnverband".

3. Mai. Frau Witwe Marg. Merian-Burckhardt †.

5. Mai. Ein Seilerlehrling erhängt sich aus Angst vor Strafe wegen späten Nachhausekommens. — Beerdigung der Frau Witwe Merian-Burckhardt in der Gruft unter der von ihrem Gemahl erbauten St. Elisabethenkirche.

6. Mai. Eröffnung des Testaments Merian; dasselbe bestimmt 1 Million Franken zu wohlthätigen Zwecken; die eine Hälfte soll nach Gutdünken der verblichenen Gattin vertheilt werden, die andere durch eine vom Bürgerrath niederzusetzende Commission. Außerdem erhält die Missionsgesellschaft Fr. 200,000. Der „Stadt Basel" fällt die Nutznießung eines zwischen 10 und 12 Millionen betragenden Vermögens

zu, welches meist in liegenden Gütern besteht. Die Staats- und die Stadtbehörde haben sich darüber geeinigt in dem Sinne, daß dem ersteren ²/₃, der letzeren ¹/₃ davon zufällt. Die verwaltende Commission der „Christoph Merian-Stiftung" wird der Bürgerrath erneunen.

8. Mai. Die Commission der „Allgemeinen Krankenpflege" wird bestätigt. Die Agitation unter den Mitgliedern der Casse, weil seit Einführung der unentgeltlichen Beerdigung der früher übliche sogenannte „Sterbebeitrag" nicht mehr ausbezahlt wurde, führt zu dem Beschluß, es sei dieser Beitrag nur noch bis zum 8. Mai auszubezahlen und die Statuten entsprechend abzuändern.

9. Mai. Frühlingsspaziergang der Liedertafel nach Sähli-schlößli und Bad Luterbach bei Olten. — Turnfahrt des neu gegründeten Basler Turnverbandes nach der Sissacher Fluh.

10. Mai. Großer Rath. Genehmigung der Abbitte des Hrn. RR. N. Halter. — Die corrigierten Baulinien an Kronen- und Schwanengasse werden genehmigt und das Gesetz über die Taxordnung des Waisenamtes angenommen; verworfen dagegen der Gesetzentwurf betreffend Erhebung eines Schulgeldes von Auswärtigen.

11. Mai. Fackelzug der Studentenschaft zu Ehren der verstorbenen Universitätslehrer HH. Prof. W. Vischer-Heusler und Dr. Benjamin Buser.

14. Mai. Dr. Ad. Burckhardt-Burckhardt †.

16. Mai. Nach ziemlich heftiger Agitation von beiden Lagern aus geht bei sehr lebhafter Betheiligung die Erneuerungswahl für die eine Hälfte der Synode vor sich. Die Positiven verlieren eine Anzahl Sitze, so daß nunmehr beide Parteien, Positive und Reformer, sich in der obersten Kirchenbehörde ziemlich genau die Waage halten.

16. Mai ff. In der Kunsthalle wird eine Pietà des Basler Malers Böcklin von den Feinden des Meisters viel gescholten, von dessen Freunden ebenso warm gelobt.

21. Mai. Zum Vorsteher der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen für 1886/87 wird gewählt Prof. Rud. Stähelin-Stockmeyer.

22. Mai. Feierlicher Empfang des Bischofs von Basel, Dr. Fr. Fiala, am Centralbahnhofe von Seiten der katholischen Gemeinde.

23. Mai. Einweihung der katholischen Marienkirche durch den Bischof; Festprediger: Reichstagsabgeordneter Winterer aus Mülhausen; anschließend an die Weihe Festessen im Casino und Abends Abendunterhaltung in der Burgvogteihalle. — Aufführung der Beethoven'schen Missa solemnis im Münster durch den Gesangverein. — Nachwahl in die Synode in Klein-Basel; gewählt der reformerische Candidat.

24. Mai. In der Marienkirche werden durch Bischof Fiala 600 Mitglieder der katholischen Gemeinde gefirmt, u. A. 200 schulpflichtige Kinder. — Die Naturforscher DDr. Fritz und Paul Sarasin machen eine aus Ceylon mitgebrachte, reichhaltige ethnographische Sammlung im „Schönegg" während einiger Tage einem weitern Publicum zugänglich. — In einer Sitzung des Handels- und Industrievereins trägt Herr Prof. Paul Speiser vor über das im Wurf liegende eidgenössische Betreibungs- und Concursgesetz.

24. Mai ff. Ehr- und Freischießen der Basler Feuerschützengesellschaft; es liegen Gaben vor im Betrage von Fr. 10,000. Schützenkönig wird Herr Elmer aus St. Gallen.

25. Mai. Der Wirth der sogenannten „alten bayrischen Bierhalle" in der Steinenvorstadt eröffnet einen Biergarten im Sternengäßchen, der sofort einen großen Zulauf erlebt.

29. Mai. Herr Prof. Bunge (Physiologie) lehnt einen Ruf an die Universität Kiew ab.

30. Mai. Als zweiter Helfer zu St. Leonhard wird gewählt mit 554 von 561 Stimmen Herr Pfarrer Arnold von Salis, bisher in Liestal.

2. Juni. Der Bürgerturnverein bezieht sein neues Local in der Brauerei Merian.

3. Juni (Auffahrtstag). In der Morgenfrühe majestätisches Gewitter, das an verschiedenen Stellen der Stadt einschlägt, jedoch ohne zu zünden. — Fahnenweihe des Realschülerturnvereins.

5. Juni. In der Nacht vom 4. zum 5. fällt ein außergewöhnlich starker Regen, 66 Centimeter in 12 Stunden. Der Birsig schwillt an und richtet an der in seinem Bette der Correction wegen angelegten Eisenbahn ganz beträchtliche Verwüstungen an.

7. Juni. Großer Rath. Als Regierungsrath wird gewählt mit 57 von 113 Stimmen Herr Prof. Paul Speiser. Der Rath ertheilt Genehmigung zum Bau eines Primarschulhauses zu St. Johann (Fr. 413,000); das Initiativbegehren betreffend Schaffung neuer Feiertage (Oster- und Pfingstmontag) wird an den Regierungsrath gewiesen, endlich eine Abänderung vorgenommen an dem Gesetz betreffend Nachbarrechte an Liegenschaften. — Der engere Bürgerrath bestellt eine siebengliedrige Commission unter Vorsitz des Herrn Th. Ronus-vonSpeyr zur Verwaltung der Chr. Merian-Stiftung und Vertheilung der zu wohlthätigen Zwecken bestimmten zweiten halben Million.

9. Juni. Eine Menge kleinerer und größerer Anstalten und Vereine werden mit Beiträgen aus der zweiten halben Million der Merian'schen Erbschaft erfreut.

10. Juni. Fackelzug der Studentenschaft zu Ehren des

verstorbenen Stud. jur. W. Buser. — Einige Freunde des Zoologischen Gartens beschenken die Anstalt mit einer Kameelsstute.

12. Juui. Durch die Wahl des Herrn Prof. Speiser wird eine Agitation für Verfassungsänderung (directe Volkswahl von Regierungs- und Ständerath) hervorgerufen. Die Bewegung macht sich Luft in einer Versammlung am 12. zu Safran, wo diese Postulate besprochen werden.

17. Juni. Zum Präsidenten des eidgenössischen Vereins, Section Basel, wird gewählt Prof. Andr. Heusler.

18. Juni. Die Gemeinnützige Gesellschaft wählt als Vorstandsmitglied an Stelle des Herrn Reg.-Rath Speiser Herrn Th. Hoffmann-Merian.

20. Juni. Ein Boot des Ruderclubs Rhenania schlägt bei der alten Rheinbrücke um; die Bemannung nimmt keinen Schaden.

21. Juni. Die Synode bestellt den Kirchenrath aus fünf Reformern und drei Positiven.

23. Juni. In der Kunsthalle wird ein französisches Sensationsbild von Rochegrosse „La Jacquerie" ausgestellt. — Concert des Herrn C. Markees in der St. Elisabethenkirche.

25. Juni. Stückelbergs Bild „das Basler Erdbeben" wird im Museum aufgestellt. — Festcommers zu Ehren des Herrn Prof. Dr. Bunge, welcher einen ehrenvollen Ruf nach Kiew abgelehnt hat.

28. Juni bis 5. Juli. Missionsfest.

28. Juni. Sitzung des Großen Rathes. Mehrere Rekurse und Petitionen. Der Petion des positiven Gemeindevereines zu St. Leonhard betreffend Schaffung einer dritten Helferstelle wird nach dem Antrag der Petitionscommission insofern entsprochen, daß die Sache der Regierung überwiesen wird.

30. Juni. Die Herren Doctores Paul und Fritz Sarasin schildern in einem Vortrage ihre Erlebnisse und Eindrücke, welche sie in Ceylon empfangen haben.

2. Juli. Herr Schulinspector Ph. A. Largiader erhält den Grad eines Doctors der Philosophie honoris causa.

5. Juli. Schlachtfeier zu Sempach. Basel ist officiell durch zwei Mitglieder der Regierung vertreten.

8. Juli. Habilitationsvorlesung des Herrn Dr. Ludwig von Salis über „die väterliche Gewalt im altfranzösischen Rechte".

9. Juli. Gedenkfeier der Schlacht bei Sempach, abgehalten im Münster für die Schüler der mittlern und obern Schule Basels, Festrede des Herrn Rector J. Werder und Manöver der Cadetten.

11.—21. Juli. Ausstellung des Geschenkes, welches die ehemaligen Studierenden Heidelbergs aus der Schweiz zum 500. Jubiläum dieser Hochschule senden (vollständiges Ameublement des Senatssaales nach Zeichnungen des Herrn Dir. Bubeck, ausgeführt von Schweizer Schreinern) in der Kunsthalle.

13. Juli. Beim Eidgenössischen Sängerfest in St. Gallen werden die Basler Liedertafel und der Liederkranz je in die erste Reihe beim Kunst- resp. Volksgesang gesetzt; der Männerchor Basel kommt in die dritte Gruppe der zweiten Categorie (Eichenkränze).

14. Juli. Diamantene Hochzeit (60. Hochzeitstag) des gewesenen rector gymnasii Dr. J. R. Burckhardt-Buxtorf.

15. Juli. Herr Dr. Alb. Riggenbach führt sich als Docent unsrer Hochschule ein durch eine Habilitationsvorlesung über die Entwicklung der neuern Meteorologie. — Die Festhütte zum Eidgenössischen Turnfest wird mit der Fahnenweihe

des Bürgerturnvereins (festgebenden Vereins am Turnfest) eingeweiht; der Abend gestaltet sich zu einem gemüthlichen Familientage der Basler.

16. Juli. Ankunft der Kampfrichter und Delegierten zum 47. eidgenössischen Turnfest in Basel. In der Delegiertenversammlung wird als nächster Festort bezeichnet Luzern (1888 oder 1889).

17. Juli. Ankunft der schweizerischen Turnercentralfahne aus Chur. Festzug von nahezu 2000 Turnern durch die mit Kränzen, Fahnen, Flaggen und Sprüchen reich geschmückte Stadt nach dem Festplatz. Die Fahne übergiebt Herr Reg.-Rath Plattner aus Chur, als Sprecher Basels nimmt sie entgegen der Festpräsident, Prof Ed. Hagenbach-Bischoff. Abends animiertes Hüttenleben.

17. Juli ff. Außerordentlich große Hitze, die sich am 22. bis zu 25½° R. im Schatten steigert.

18. Juli. Offizielle Eröffnung des Turnfestes und Beginn des Wettturnens beim herrlichsten Wetter. Predigt auf dem Festplatz durch Herrn Pfr. P. Böhringer. Am Mittagsbankett toastiert Herr Reg.-Rath Dr. E. Brenner auf das Vaterland. An diesem Tage werden nicht weniger als 15,000 Eintrittskarten auf den Festplatz gelöst.

19. Juli. Fortsetzung des Turnens; am Mittagsbankett Haupttoast durch Herrn Minister Emil Frei aus Washington. Abends bringt Herr Ständerath Göttisheim ein Hoch aus auf den vielgefeierten, am Feste anwesenden Turnvater Niggeler.

20. Juli. Morgens früh Wettschwimmen; um 9 Uhr Preisvertheilung, eingeleitet durch eine Rede des Kampfgerichtspräsidenten Herrn Pfr. Baumgartner aus Brienz. Den ersten Preis im Sectionsturnen erhielten die Burgeois aus Lausanne; den ersten Preis im Nationalturnen erhielten Petlacinsky aus

Winterthur und E. Schnyder aus Trueb; im Kunstturnen war der erste Jul. Stöckli aus Luzern. Nachmittags Spaziergang in die Langen Erlen; Abends Ball im Musiksaal.

21. Juli. Klein-Basler Jugendfest: Spaziergang nach der Schützenmatte.

22. Juli. Jugendfeste des Stadtquartiers (Festhütte auf der Schützenmatte) und des Aeschenquartiers (durch die Hardt nach Muttenz).

24. zum 25. Juli. Der Kronprinz von Italien mit Gefolge übernachtet im Gasthof zu den drei Königen.

28. Juli. Jugendfeste des St. Johannquartiers (Zoologischer Garten), des Spalenquartiers (Neubad) und des St. Albanquartiers (durch die Hardt nach Muttenz).

29. Juli und folgende Wochen. Die Trottoirs des Spalenbergs werden durch Umpflasterung und Erweiterung besser praktikabel gemacht.

31. Juli. Wilh. Schneider-Krebs †.

26. Juli bis 14. August. Fach- und Zuschneidecurs für Schuhmacher im Gewerbemuseum.

1., 2. und 3. August. In verschiedenen Localen concertiert die Musik des 105. deutschen Infanterieregiments (Straßburg) unter dem Director Asbahr mit großem Beifall.

2. August. In der Nacht vom 1. zum 2. werden drei Kellnerinnen des bayrischen Biergartens im Sternengäßchen durch das Geräusch eines im Nebenhause seine Arbeit verrichtenden Kaminfegers in derartigen Schrecken versetzt, daß sie auf das Glasdach einer Halle flüchten, daselbst einbrechen und theilweise bedeutenden Schaden nehmen.

3. August. Im benachbarten Hegenheim werden mehrere theilweise ausgedehnte Reblausheerde entdeckt.

3. August ff. Internationaler homöopathischer Congreß

mit etwa 40 meist ausländischen Theilnehmern im Schweizerhof.

5. August. Zum Festpräsidenten des St. Jacobsfestes für 1886 wählt die Delegiertenversammlung Herrn Amtmann E. Stöcklin.

7. August. Die erste Nummer eines neuen, zunächst ein Mal wöchentlich erscheinenden stadtbaslerischen Blattes erscheint unter dem Titel „Der Arbeiterfreund“ im Verlage des Arbeiterbundes unter Direction von W. Arnold.

8. August. Bei einem Wettfahren in Aarburg erhält den ersten Preis der Rheinclub Breite. — Der Basler Ruderclub fährt 14 Mann stark nach Straßburg und erringt dort bei einer Regatte den ersten Preis.

15. August. Generalversammlung des schweizerischen stenographischen Centralvereins, System Gabelsberger, auf der Schuhmachernzunft. Es finden Vereinsversammlungen, Wettschreiben und gemüthliche Zusammenkünfte statt.

15.—17. August. Schuhausstellung im Gewerbemuseum im Anschluß an den Schuhmachercurs (vgl. 26. Juli).

26. August. Bei schönem Wetter wickelt sich in üblicher Weise das St. Jacobsfest ab; die Festrede hält Herr Centralbahndirector Dr. Plac. Weißenbach; Abends in der Burgvogtei reden außer dem Vicepräsidenten des Organisationscomite, Red. Fritz Brändlin, die HH. Minister E. Frei (über internationale Fabrikgesetzgebung), Reg.-Rath Brenner, Binkert-Bohrer, Präsident des Katholikenvereins, und Dr. Rud. Hotz als Vertreter der Quartier-Vereine; viele Vereine hatten sich in ihren Localen zu besonderer Festfeier versammelt. — Oberst Samuel Bachofen-Finninger feiert unter lebhafter und herzlicher Theilnahme der politischen Freunde seinen 80. Geburtstag in rüstiger Gesundheit.

28. August. Eine im Spalenhof dienende Magd macht

mit Hilfe von Petroleum Feuer an, geräth in Brand und erliegt den dabei erhaltenen Wunden. — Ein 20jähriger Arbeiter der Birsigcorrection ertrinkt im Rhein, ein vierjähriges Kind zur gleichen Zeit im Riehenteich. Endlich findet beim Baden in der Nähe der Schlachtanstalt ein 14jähriger Knabe seinen Tod durch Ertrinken.

31. August. Die seit dem 26. August herrschende Hitze steigert sich mehr und mehr; Vormittags 10 Uhr zeigt das Bernoullianums-Thermometer 25,4 ° C. Es tritt somit zum ersten Mal die Verfügung in Kraft, daß, sobald zur angegebenen Stunde die Temperatur beim Bernoullianum 24 ° C übersteigt, in den Basler Schulen Nachmittags Hitzferien eintreten. — Die Spitalpfründer machen in 7 Trammwagen und einem Omnibus einen Ausflug durch die Langen Erlen, Klein- und Groß-Hüningen nach St. Louis.

1. September. Gründung eines Turnvereins Breite.

2. September. In Allschwil brennt ein Doppelhaus nieder. — Hitzferien.

4. September. An einem Wettschwimmen in der Schwimmschule betheiligen sich 65 Knaben.

5. September. Volksfest im Zool. Garten. — Fahnenweihe des deutschen Landwehr- und Reservistenvereins mit musikalischen und theatralischen Unterhaltungen und vielen sonstigen Festlichkeiten in der Burgvogteihalle.

6. September. Prof. Dr. Heinr. Gelzer-Sarasin wird aus Anlaß seines 50. philosophischen Doctorjubiläums von der theologischen Facultät Jena mit dem theologischen Ehrendoctorat beschenkt.

7. September ff. Unmittelbar an der Grenze, auf der Linie Schliengen-Kandern-Lörrach und bis an den Rhein finden unter dem Befehl des Generals von Obernitz große

Manöver der 14. deutschen Armeedivision statt, welche aus Basel zahlreichen Besuch nach Baden locken.

11. September. Früh um 2 Uhr 50 geht ein außerordentlich stark benützter Extrazug nach Straßburg ab, wo das kaiserlich deutsche Hoflager sich befindet; in der Nähe von Straßburg operieren zwei vollständige deutsche Armeecorps gegen einander. Der Extrazug kehrt am 13. früh 3 Uhr wieder zurück.

12. September. Antrittspredigt des Herrn Pfarrers A. v. Salis als zweiten Helfers zu St. Leonhard. — Zweitägiger Cadettenausmarsch nach Brugg und Baden; gemeinschaftliche Uebungen mit den Brugger und Badener Cadetten.

13. September. Es gelangen an die Oeffentlichkeit mehrere aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft von Basel verfaßte Schriften. Am meisten finden allgemeinen Anklang die „Geschichte und Beschreibung des Rathhauses", von den DDr. A. Burckhardt und Rud. Wackernagel, erschienen als Heft 3 der „Mittheilungen" der festfeiernden Gesellschaft, und „kirchliche Holzschnitzwerke" von Dr. Alb. Burckhardt, als Gratulationsschrift der Mittelalterlichen Sammlung; diese beiden Werke von gediegenstem Text sind reich und geschmackvoll illustriert.

15. September. Die Historische und Antiquarische Gesellschaft empfängt ihre nicht sehr zahlreich erschienen Gäste bei einem von circa 90 Personen besuchten Abendessen in der Kunsthalle; es wurden bei diesem Anlaß wenige kurze Reden gehalten, der Vorsitzende der Gesellschaft, Dr. Achilles Burckhardt begrüßte die Gäste; im ganzen trug diese Festlichkeit das Gepräge gemüthlichen Beisammenseins; alte Bekannte und Freunde sahen sich wieder und ließen sich gern erheitern durch die humorvolle Production eines Schattenspiels, in welchem Frau Basilea ebenfalls Bekannte aus früherer Zeit empfängt,

den Lällenkönig, Munatius Plancus, das Spalenthier und viele Andere und sich von ihnen erzählen läßt, wie's in Basel jetzt geht und steht. Verhältnißmäßig früh ging man an diesem Tag auseinander.

16. September. Der Festactus beim Jubiläum der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft geht um 10 Uhr früh in der Aula des Museums vor sich. Der Vorsitzende, Dr. A. Burckhardt spricht vor ziemlich zahlreicher Zuhörerschaft über den Basler Historiker Christ. Wurstisen. Er schildert gründlich und anziehend dessen Leben und Schriften, sowie die Vorzüge, durch welche die letztern sich vortheilhaft auszeichnen, und bietet so jedem Freunde heimischer Geschichte eine hocherfreuliche Gabe. Nach der Rede des Vorstehers wurde die festfeiernde Gesellschaft begrüßt und beglückwünscht im Namen der Zürcher antiquarischen und der Schweizer geschichtsforschenden Gesellschaft durch Prof. Gerold Meyer von Knonau, welcher zugleich eine Arbeit des Secundarlehrers Heyerle „über Pfahlbauten" als Gratulationsschrift überreicht; als Vertreter der Mittelalterlichen Sammlung sprach Dr. Alb. Burckhardt und überbrachte die schon oben erwähnte Schrift über kirchliche Holzschnitzwerke; Herr Dr. Alb. Riggenbach vertrat die Naturforschende Gesellschaft und legte einen Band Verhandlungen derselben auf den Geschenktisch nieder; Dr. Ludw. Sieber endlich überreichte als Gruß der Universität die von ihm besorgte, schön ausgestattete Neuausgabe einer f. J. Pellican als „Badekram" geschenkten lateinischen Elegie auf Wilhelm Tell's That. Zum Schluß dieses Theils der Feier wurde der einzige von den noch lebenden 7 Gründern der Gesellschaft, Prof. Dr. Jul. Beseler in Berlin, zum Ehrenmitglied ernannt.

Nachmittags vereinigten sich wohl 200 Mitglieder und Gäste der Gesellschaft zur Fahrt nach Augst, wo man sich

unter Freudenschüssen durch bekränzte Triumphbogen nach den Ruinen des Theaters, dem Eigenthum der Gesellschaft, verfügte. Daselbst gab zunächst Hr. Dr. Th. Burckhardt-Biedermann einen Ueberblick über die vermuthliche Geschichte des Baues; dann fand in den classischen Mauern desselben die vortreffliche Darstellung eines von Dr. Rud. Wackernagel gedichteten muntern Schwankes statt, welcher die Wahrheit vor Augen führte, daß das Eindringen in den Geist der Vorzeit Aufgabe der Geschichtsforschung sei, und nicht geistloses Ansammeln und Aufspeichern von Trümmer der Vergangenheit. Bei einer zwanglosen Vereinigung der Theilnehmer auf dem Schönenbühl unter freiem Himmel, wo Gelegenheit geboten war, sich zu erlaben an Speis und Trank, redete Dr. Hans Herzog im Namen der Geschichtsforscher des Aargau's und übergab eine Nachbildung der sogenannten Vase von Othmarsingen. Dr. Achilles Burckhardt brachte ein Hoch aus auf den Gemeinderath von Augst. Nach der Heimkehr in die Stadt fand das Festbankett im obern Saale des Stadtcasino's statt; es war dies der am zahlreichsten besuchte Theil der Feier und befriedigte in jeder Beziehung durchaus. Aus der langen Reihe von Tischreden heben wir hervor diejenige des Vereinsvorstehers auf das Vaterland, des Hrn. Reg.-Raths Paul Speiser auf Geschichtsforschung, des Hrn. Dr. Th. Burckhardt-Biedermann auf die Universität, des Hrn. Dr. Aug. Bernoulli auf die Gäste und des Hrn. Prof. J. Mähly, Rectors der Universität, auf die Historische Gesellschaft. Mit mustergiltigen musicalischen Productionen machten sich die Herren Gebr. Markees um die Unterhaltung der Anwesenden sehr verdient; das Bankett schloß ein überaus gelungenes Fest auf die wohlthuendste und befriedigendste Weise ab.

18. September. Zu Safran findet eine Volksversammlung statt in Betreff der Streikecassen; es referiert Bürger Conzett aus Zürich.

20. September. Die zur Jahresversammlung der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft erschienenen Gäste werden in der Kunsthalle begrüßt.

21. September. Erste Hauptversammlung der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft im obern Saale des Stadtcasino; Referat des Hrn. Reg.-R. Dr. Paul Speiser und nachherige lebhafte Diskussion über das Bürgschaftswesen, Mittagessen im Sommercasino; nachher Spaziergang nach der „Solitude", dem Landhause des Festpräsidenten, Herrn Alb. Hoffmann-Burckhardt. Abends festliche Unterhaltung in der Burgvogteihalle. — Der Kronprinz von Deutschland hält sich, von Metz kommend, 4 Stunden in Basel auf, besucht Museum, Münster und Mittelalterliche Sammlung, speist im Hotel Euler zu Nacht und reist dann weiter nach Genua zu seiner Familie.

22. September. Zweite Hauptversammlung der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft. Referat des Hrn. C. Schmied-Linder und Discussion über „Einführung der Frauenarbeitsschulen in der Schweiz." Gleichzeitig, ebenfalls im Stadtcasino, Verhandlungen der Schweiz. statistischen Gesellschaft. Mittagessen im Musiksaal; Spaziergang nach dem Zoologischen Garten; Abends Verabschiedung der Gäste in der Schlüsselzunft.

24.—30. September. Die Ausstellung des Lenbach'schen Papstporträts (Leo XIII.) in der Kunsthalle lockt dahin viele Besucher.

26. September. Regatta des Basler Ruderclubs und der Rudergesellschaft Rhenania am Vormittag, vom Grenzacherhorn zur Wettsteinbrücke; den Sieg trägt mit 10 Secunden Vorsprung der Ruderclub davon. — Nachmittags findet auf

der Schützenmatte das Eidgenössische Wettrennen statt. Erste Preise erringen 1) im Trabreiten (Distanz: 2400 Meter) Charles Krüsi aus Zürich mit 287 Secunden; 2) im Herrenreiten (1600 Meter) Oberl. Jacques Knecht aus Zürich mit 129 Secunden; 3) im Trabfahren (3200 Meter) Charles Krüsi aus Zürich mit 411 Secunden; 4) im Militärhürdenrennen (1600 Meter) Guide Ulrich aus Genf mit 150 Secunden; 5) im Offiziersjagdrennen (2400 Meter) Hauptm. de Loys aus Lausanne mit 410 Secunden; 6) im Hürdenrennen (2400 Meter) W. Bachofen aus Basel in 210 Secunden. — Abends wird das Stadttheater unter der Direction Grosse eröffnet bei ausverkauftem Hause mit Wagner's „Lohengrin".

28. September. Alt Ständerath Aug. Stähelin-Brunner †.

2. October. Der englische Hochstapler Francis Packe, welcher in der Nacht vom 20. zum 21. October 1885 in der Rittergasse einen sehr bedeutenden Diebstahl an Werthpapieren verübt und im Frühjahr in Paris festgenommen wurde, wird trotz beharrlichem Leugnen vom Strafgericht zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

5. October. In einem Wohlthätigkeitsconcert zu Gunsten der Erhohlungsstation Langenbruck im Musiksaal wird neben verschiedenen Musikstücken auch aufgeführt „der oberrheinische Antiquarius", welcher schon in Augst beim Fest der Hist. Gesellschaft viel Beifall fand.

6. October. Durch Brand eines Hauses am Liesbüchel früh zwei Uhr werden neun Familien obdachlos. Ein Bewohner des Hauses, wird wegen Verdachtes der Brandstiftung verhaftet.

7. October. Das Rennpferd „Mamers" des Herrn W. Bachofen (siehe unterm 26. Sept.) gewinnt beim Rennen zu Iffezheim bei Baden-Baden den ersten Preis.

9. October. Bankett des Positiven Gemeindevereins St.

Leonhard im Börsensaale zu Ehren des neugewählten Geistlichen der positiven Richtung, Herrn Pfarrer Arnold v. Salis.

10./17. October. Im Stadtcasino findet ein Gemälde des Prof. Gräf aus Berlin Ausstellung unter dem Titel „das Märchen", nachdem vorher vom Kunstverein dessen Ausstellung in der Kunsthalle abgelehnt worden war. In der Presse entspinnen sich lebhafte Auseinandersetzungen, denn man behauptet vielfach, das Bild werde nicht ausgestellt seines innern künstlerischen Werthes wegen, sondern weil sich der Schmutz eines berüchtigten Scandalprocesses, der im vorigen Winter in Berlin spielte, daran hängt.

11. October. Im Stadthause tritt unter dem Vorsitze des Herrn Nat.-Rathes R. Geigy die nationalräthliche Alcoholcommission zusammen. — Der Große Rath genehmigt 40 neue Bürgeraufnahmen, ferner die Ableitung des Abwassers des Gundoldinger Quartiers durch eine besondere Dohle dem Birsig entlang; weiter wird bestimmt, daß der Fonds des Unterstützungsvereins vom 3. August 1833 in eine kantonale Winkelriedstiftung umgewandelt und der Invalidenfonds der ehemaligen Standestruppe mit demjenigen des Polizeicorps vereinigt werde; endlich schreitet der Rath zur Tagesordnung über eine Petition der Grütli- und socialdemokratische Vereine, welche Obligatorium wünschte in allen eidgenössischen und kantonalen Wahlen und Abstimmungen.

12./14. October. Ein Bazar zu Gunsten der Kleinkinderschulen in der Rebleutenzunft, veranstaltet von einem Damencomite, wirft Fr. 6500 ab.

14. October. Auf dem Stadtcasino wird der Alcoholcommission von der Baselstädtischen Regierung ein Diner angeboten.

15. October. Ein Arbeiter wird auf dem Rangierbahnhof auf dem Wolf durch zwei Wagen erdrückt.

15./20. October. Die nunmehr vollendete neue Irrenanstalt auf der „Milchsuppe“ wird trotz dem abscheulichen Wetter von einem außerordentlich zahlreichen Publicum besichtigt und wird allgemein gerühmt.

16. October. Die nationalräthliche Alcoholcommission beschließt ihre Arbeiten mit dem Entwurf eines Gesetzes, welches ein Fabricationsmonopol des Bundes vorsieht und in der ganzen Eidgenossenschaft Zustimmung findet. — Die Commission bietet den Behörden von Staat und Stadt Basel ein Bankett im Stadtcasino an.

20. October. Der bisherige Secretär des Sanitätsdepartements verschwindet und hinterläßt in der ihm unterstellten Casse ein Deficit von Fr. 25,000, das von den Verwandten sofort gedeckt wird.

22./23. October. Eine von der Bibliothekverwaltung im Museum veranstaltete Ausstellung illuminirter Manuscripte wird außerordentlich zahlreich besucht..

23. October. Schlußfest des Cadettencorps. Dasselbe war drei Mal wegen ungünstiger Witterung verschoben worden.

24. October. Beginn der vierten nationalschweizerischen Kunstausstellung in der Kunsthalle.

27. October. Die Messe wird eingeläutet.